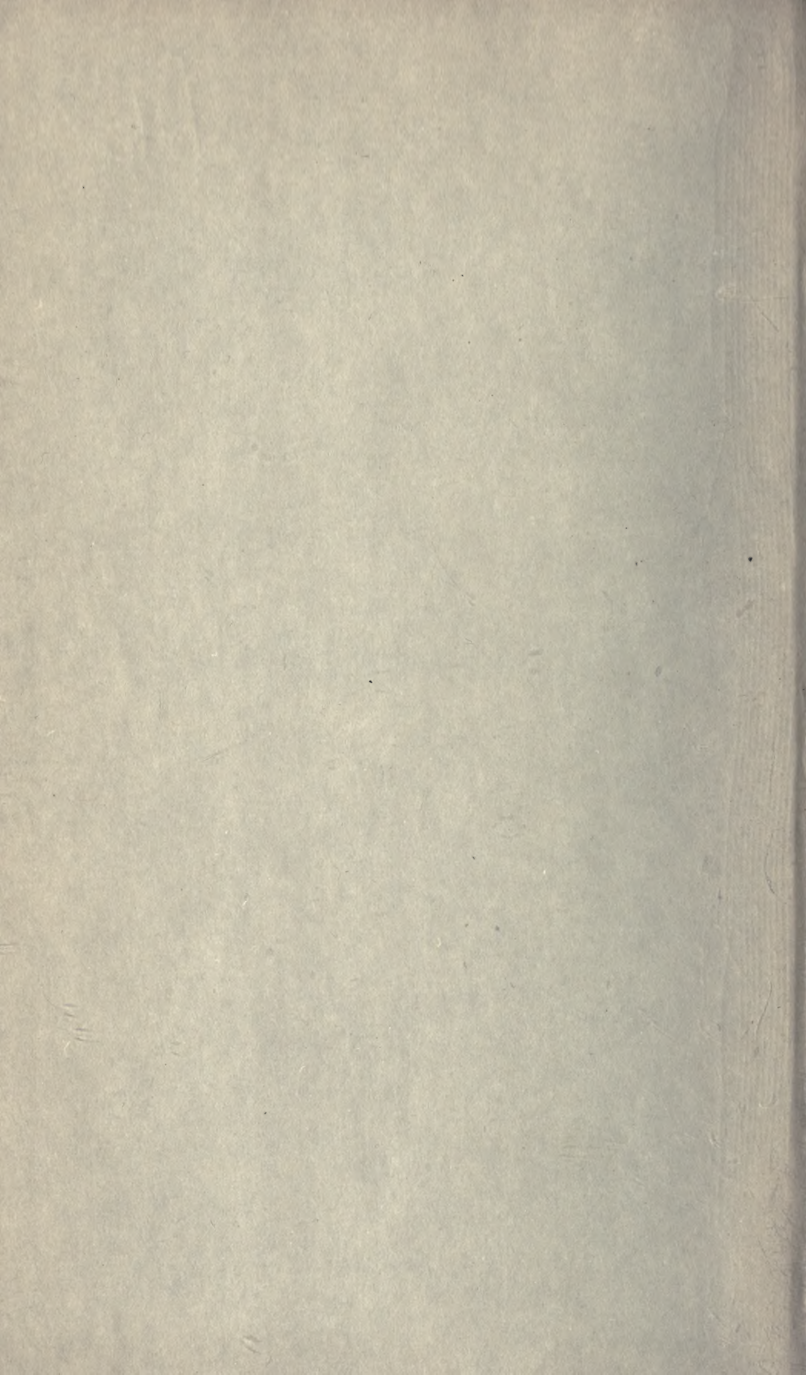
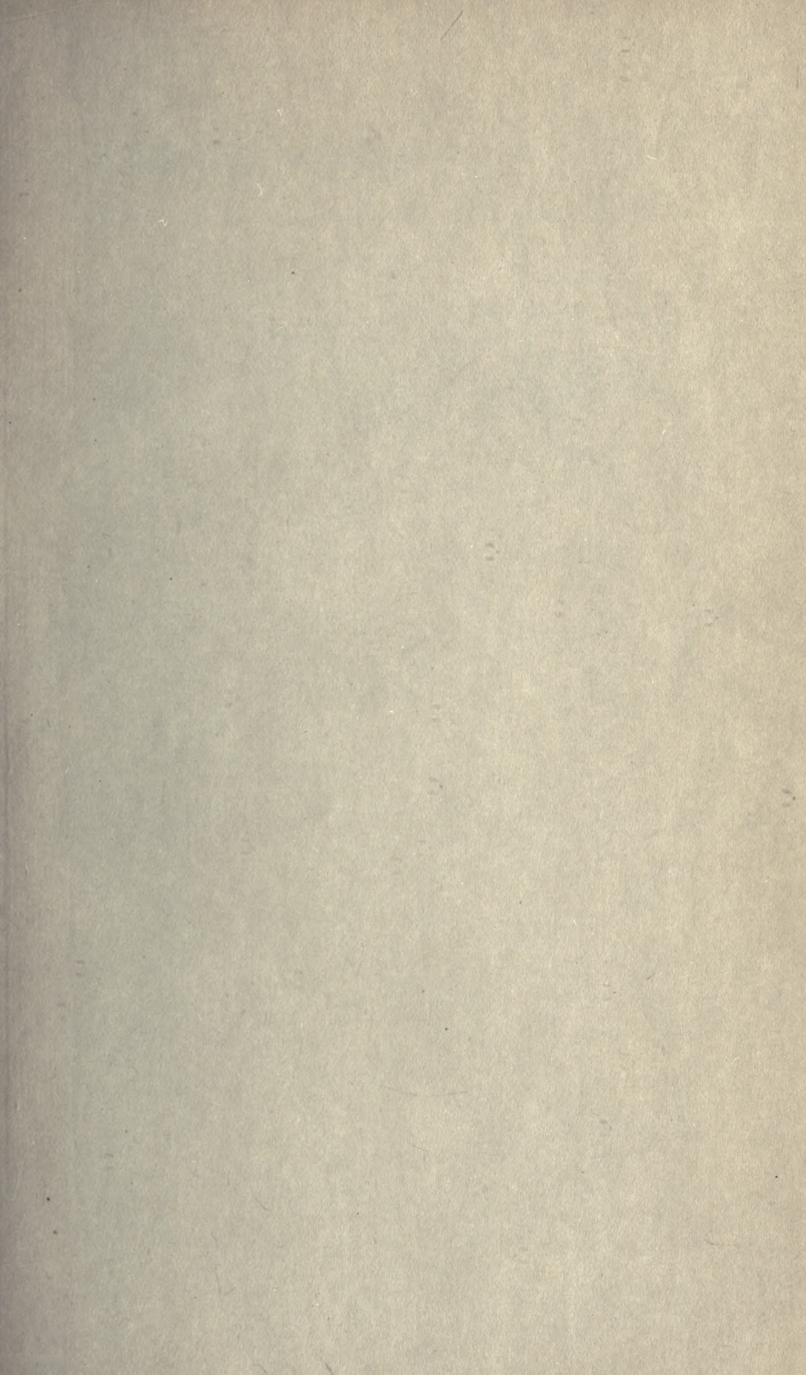
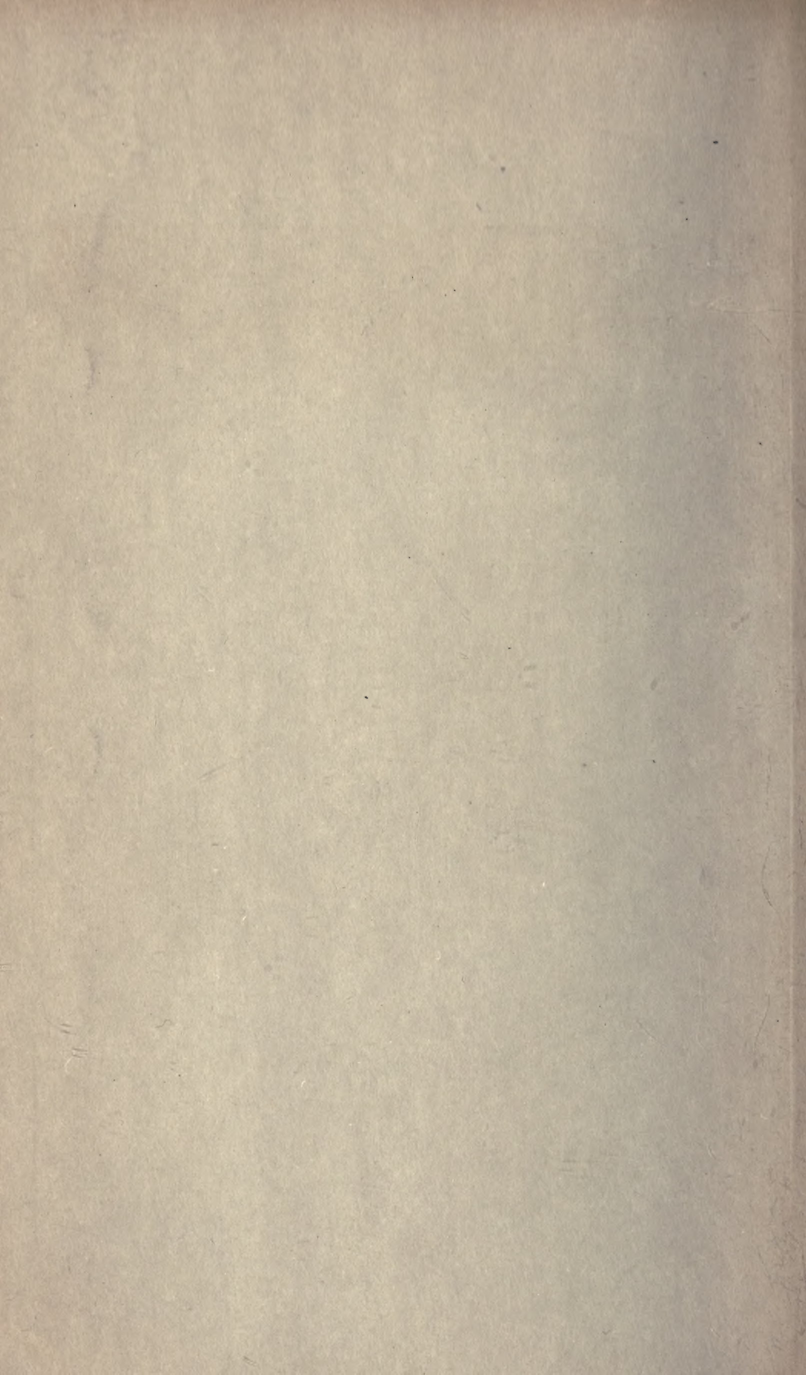
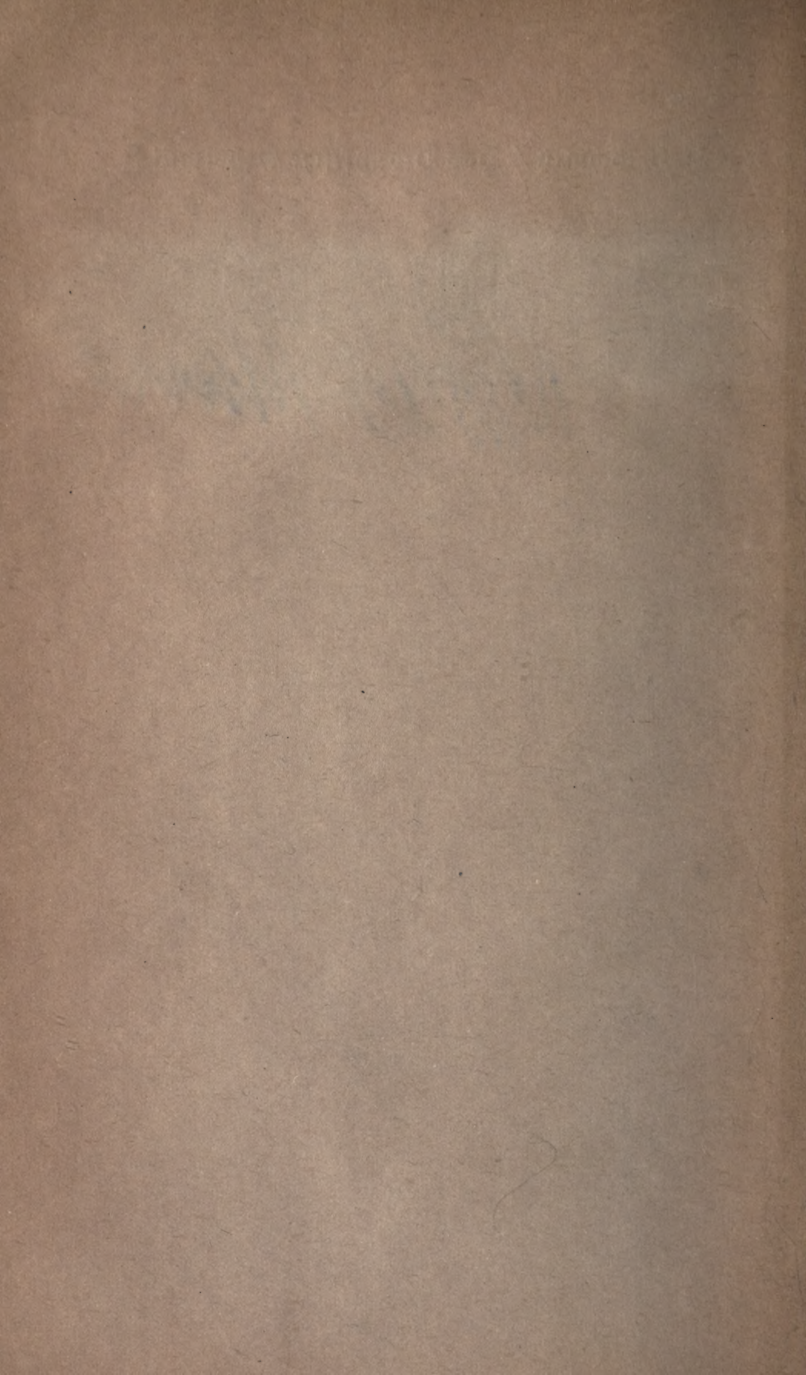

UNIV.OF
TORONTO
LIBRARY







Oscar A. H. Schmitz / Das Dionysische Geheimnis



Oscar A. H. Schmitz

Das Dionysische Geheimnis

Erlebnisse und Erkenntnisse eines Fahnenflüchtigen

„Ich
sitze wie
ein Leichnam, dieweil
meine Drachengewalt sich ringsum
offenbart in tiefem Schweigen. Donner antworten
jeder Bewegung meines Geistes, und
unter dem Gehenlassen des
Nichttuns reifen und
gedeihen alle
Dinge."

*

Tschuang-Tse

*

1921

Georg Müller Verlag München

Erstes bis drittes Tausend

V

Karl Anton

und

Hilde Constanze Reichel

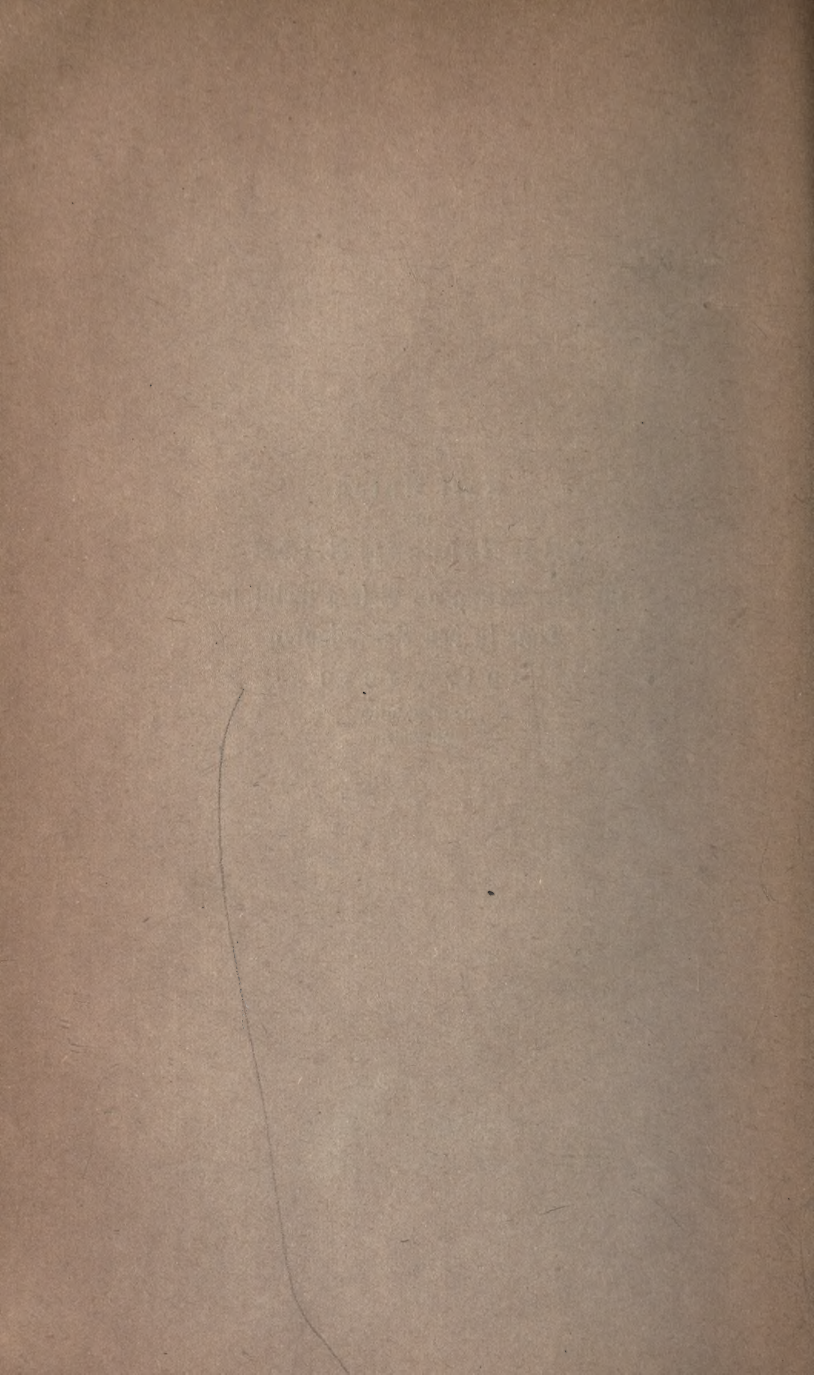
zur Erinnerung an viele gemeinsame

Tage in den Kriegsjahren

1917—1919

freundschaftlich

gewidmet



Inhalt

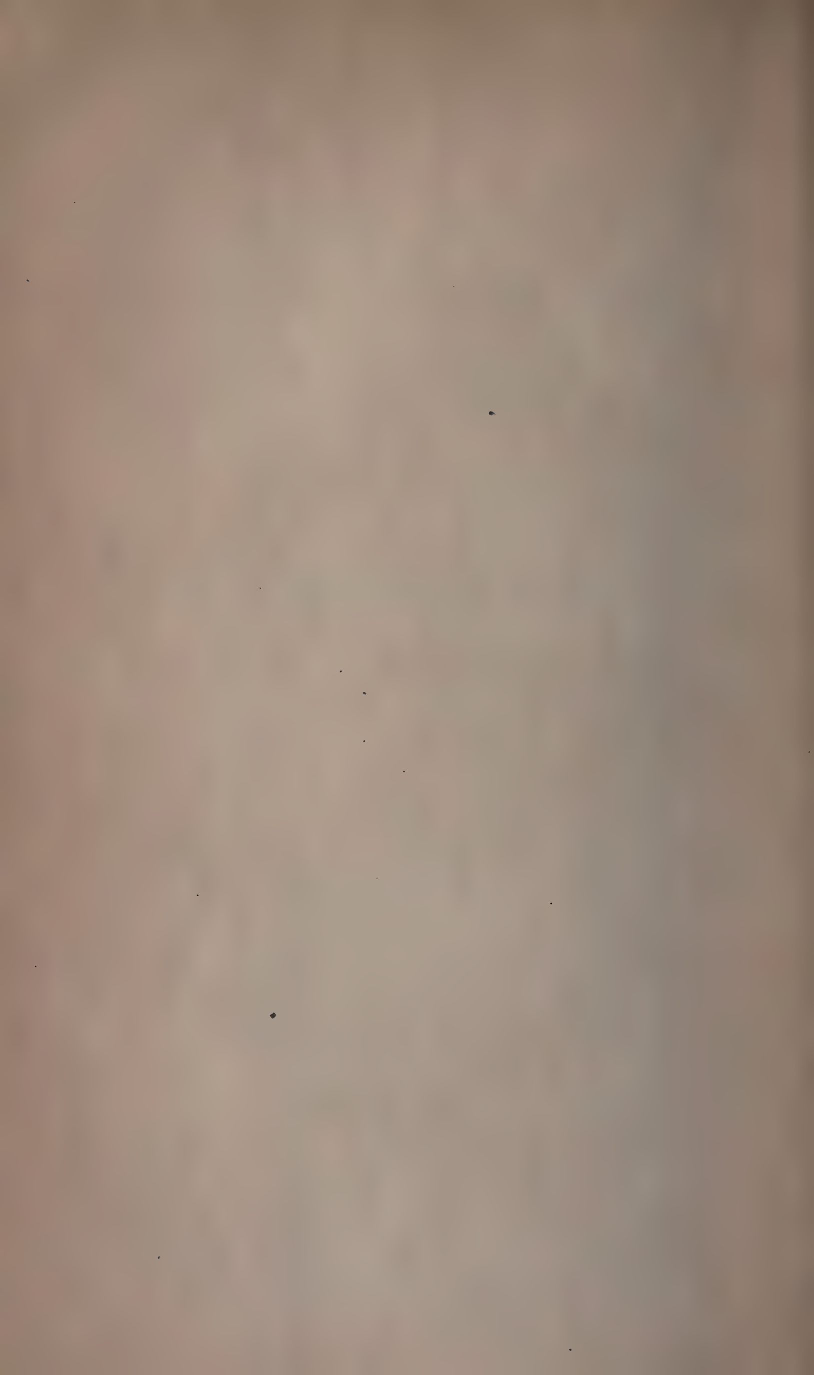
Erster Teil / Erlebnis

Zweiter Teil / Erkenntnis

Vorbemerkung

Um aller fragenden Neugier nach der „Wahrheit" dieser im Ichton erzählten Geschichte zuvorzukommen: dies sind erdichtete Erinnerungen, imaginäre Memoiren.

Salzburg, Sommer 1920. Oscar A. H. Schmitz.



Erster Teil / Erlebnis

„Von mir selbst hängt es ab, meinem Gott und Genius nichts zuwider zu tun, denn niemand kann mich zwingen, diesen außer acht zu lassen."

Marc Aurel.



I

Zuschauer des Lebens

„Es wäre die schwerste Sünde, seinen Weg nur ausschließlich dazu zu wählen, wie man sich so oft ausdrückt, der Menschheit nützlich zu werden. Man gäbe sich selber auf und müßte in den meisten Fällen im eigentlichen Sinn sein Pfund vergraben . . . Gott lenkt es schon so, daß jede Arbeit getan wird, die auf der Erde zu tun ist.“ Adalbert Stifter.

1.

„Jedes Geschöpf ist als solches vollkommen, wenn es auch im Verhältnis zu einem andern weniger vollkommen zu sein scheint . . . und begehrt kein anderes Geschöpf zu sein, als wäre es dann vollkommener, sondern hat eine Vorliebe zu dem Sein, das es in dem Größten hat, als zu einem göttlichen Geschenk, das es unzerstörlich zu erhalten und zu vervollkommnen sucht.“ Nicolaus von Cusa.

Mein ganzes Leben lang bin ich ein ziemlich unbedeutender, ja oft ein lächerlicher Mensch gewesen, wenigstens muß ich das daraus schließen, daß man mich nur selten meines richtigen Taufnamens für würdig hielt, mich vielmehr stets den Seppel nannte, obwohl ich nun Mitte der Vierzig bin und doch den gebildeten Ständen angehöre. Dennoch habe ich etwas erlebt und erkannt, was mir der Mitteilung wert erscheint, und das erklärt sich dadurch, daß ich mich wie ein Zaunkönig auf den Flügeln von Adlern und Kondoren in die höchsten Regionen tragen ließ, wo die Luft den meisten Lungen zu dünn wird,

und dort oben erst die dem Zaunkönig gerade möglichen zehn Meter über die müden Kondore und Adler hinaus zu fliegen wagte. Wie aber, wenn diese letzten zehn Meter des winzigen frechen Zaunkönigs vielleicht gerade das Stück sind, worauf es ankommt, um Herrlichkeiten zu erblicken, welche die erlahmenden Kondore und Adler zwar im einzelnen kannten, aber ohne den ganzen Rundblick auf einmal zu umfassen. So wird der unfreiwillig komische Tausendsassa, der kleine Zaunkönig, zum König der Welt, die zu seinen Füßen liegt, und die Adler und Kondore sind seine weisen und gelehrten Räte.

Eines Tages entdeckte ich auf meinen Flügen unter Schauern, wer sich unter dieser komischen Figur des Seppel eigentlich verbirgt, die sich selber mit einem gewissen Stolz „Ich" nannte. Während ich aber merkte, wer i ch bin, was dem Leser gleichgültig ist, erfuhr ich zugleich, wer das Ich überhaupt ist, und das geht jeden an, der sich als Ich und nicht bloß als Gruppenwesen fühlt. Wollte ich das nun gleich hier verraten, wie anfangs meine Absicht war, um den Leser schnell zu fesseln, so würden die meisten geärgert das Buch beiseite werfen und den Seppel für irrsinnig erklären. Ich will mich also lieber bemühen, erst einiges Vertrauen für meinen Verstand zu erwecken.

Dies ist kein Buch für jedermann. Zugelassen ist zwar jeder, denn ich schreibe so klar und einfach wie nur irgend möglich. Die Tore meines Allerheiligsten sind weit geöffnet, aber dies Heiligtum steht auf einem hohen Berg. Gute Atmungsorgane und vor allem ein gesundes Herz werden erfordert. Man lasse sich nicht verlocken durch die zunächst sanft ansteigenden Waldwege, die bis zu halber Höhe führen. Dann beginnt eine Gratwanderung zwischen schwindelnden Abgründen, wo jeder Schritt bedacht werden muß. Dort wird eine Aufmerksamkeit des Lesers nötig sein, wie man sie meist nur psychologischen und metaphysischen Werken widmet.

Ohne diese Anstrengung ist der Sinn des Ganzen unfaßbar, obgleich der Weg zum Gipfel selber bald wieder gemächlich ansteigt.

An meinen Vater, der in meiner frühen Kindheit starb, habe ich wenig Erinnerungen; ich weiß nur, daß er ein richtiger deutscher Papa der sechziger und siebziger Jahre war, mit einem großen braunen Vollbart, gut und bieder, lange nicht mehr so streng wie die härteren Vorfahren, doch auch bei weitem nicht so „pädagogisch aufgeklärt“ wie die heutigen Eltern. Meine Mutter war Österreicherin. In dem gewohnten Gleichmaß ihres Wesens, all ihrer Handlungen und Gebärden erschien sie mir als der Inbegriff des Guten und vor allem des Rechten. Sie war aber nicht so vollkommen, daß sie unnahbar gewesen wäre, zeigte sich vielmehr bisweilen auch reizbar und dann allzu leicht gekränkt, so daß ich oft meine liebe Not hatte, sie zu versöhnen, aber das war eben das Rechte. Durch ihre Schwächen stieg sie immer wieder zu mir ins Menschliche herab, durch ihre Würde aber zwang sie mich, ihr Bild, erfüllt von der Heiterkeit ihrer wahren Natur, als ein Ideal in mein Gedächtnis einzuprägen. Auch das erschien mir als das Rechte, daß sie kein ganz reines Hochdeutsch sprach, sondern eine durch ihre heimatliche Mundart sanft erwärmte Ausdrucksweise besaß, die nichts weniger als grob und gewöhnlich klang. Gerade in ihrer Sprache empfand ich schon als Kind eine bewundernswerte Freiheit gegenüber denen, die zwischen unserer derben süddeutschen Mundart und der Schriftsprache unsicher schwankten. Zu Hause, mit unserer kleinen Landwirtschaft befaßt, trug sich meine Mutter einfacher als die Damen des nahen Städtchens; traf sie aber mit diesen zusammen, dann wirkte sie durch ihre gewandte und

besonnene Sicherheit trotz ihrer schlanken Mittelgröße und dem bis ins Alter mädchenhaften Gesicht wie eine Fürstin. Über ihrem Bett hing das Bild der jungen Kaiserin Elisabeth von Österreich, an die sie mich zeitlebens erinnerte. Sie leitete meine Erziehung mit sanfter stiller Hand, ohne mich allzu sehr merken zu lassen, daß ich erzogen wurde. Das hatte der feinen, sehr zurückhaltenden Frau natürlich bei mir einen Schatz von Vertrauen erworben, und als sie dem Herangewachsenen eines Tages mit ungewohnter Nachdrücklichkeit auseinandersetzte, die einzige Möglichkeit mich vor Hunger und Schande zu retten, sei das Rechtsstudium, verfehlte das seinen Eindruck nicht. Landwirt, Offizier, Beamter, Geistlicher, Lehrer, Arzt, Techniker, Kaufmann, das war alles nichts für einen Grübler wie mich, der nicht zu befehlen verstand, kein Blut sehen konnte, eine Abneigung gegen scharfe Werkzeuge hatte und dem Rechnen eine Qual war; also blieb aus solchen rein negativen Gründen nur das Rechtsstudium übrig. Solange ich davon selbst überzeugt war, vermochte mein wohlgeratener Durchschnittsverstand das trockene Zeug ganz gut aufzunehmen. Kaum aber lag meine Mutter im Grab, da erfuhr ich, daß ihre Hauptvoraussetzung falsch war, nämlich die Wahl: Rechtsstudium oder Schande und Hungertod. Durch testamentarische Bestimmung hatte sie nämlich selbst meinem älteren Bruder, der unser kleines Landgut erbte, auferlegt, mir und meinen ehelichen Nachkommen eine jährliche Rente auszuzahlen.

Der dicke Notar mit dem prachtvollen Elfenbeinschädel, der mir dies eröffnete, nannte die Rente zwar mikroskopisch klein und griff dabei unbewußt nach einem Vergrößerungsglas, das vor ihm zwischen Akten lag, und einmal sagte er sogar auf französisch „minuscule“, wobei er zwischen seinem fetten Daumen und dem behaarten Zeigefinger eine Motte zerrieb, die er soeben in der Luft gefangen hatte, aber gerade den

Hungertod schloß diese Rente ein für allemal aus und damit auch für mich dessen Gegenpol: das Rechtsstudium. Das fiel mir bei meiner Langsamkeit freilich nicht gleich ein. Der Notar hatte mich mit ermunternden Worten seinen jungen Kollegen genannt und zur fleißigen Vollendung meines Studiums angefeuert, wozu mich meine kleine Rente bei bescheidenen Ansprüchen ja instand setze. In den nächsten Tagen machte ich mich auch wieder an die Zivilprozeßordnung, aber siehe da: mein Durchschnittsverstand, der sich bisher widerstandslos dazu hergegeben hatte, versagte; nicht besser ging es mit dem Staats- und Völkerrecht, mit den Pandekten und der deutschen Rechtsgeschichte. Was war das nur? Ich litt an vollkommener Verblödung. Dazu kam Schlaflosigkeit, dauernde Gereiztheit und bald heftiger Kopfschmerz, sobald ich nur zwei Seiten Jurisprudenz gelesen hatte. Ein freundlicher, alter Nervenarzt, zu dem mich mein tüchtiger Bruder schickte, — von ihm wird später ausführlicher die Rede sein —, meinte, die Erschütterung durch den Tod meiner Mutter habe meine Nerven krank gemacht, da ich von Haus aus überempfindlich sei. So sehr ich nun auch meine gute Mutter beweinte, ein langes Siechtum hatte mich doch ihren Tod seit zwei Jahren erwarten lassen, so daß also von einer eigentlichen Erschütterung nicht wohl die Rede sein konnte. Der Arzt empfahl Veränderung der Umgebung, und da mir außer der erwähnten mikroskopischen Rente noch eine kleine Summe in bar hinterlassen worden war, wurde im Rat der Geschwister, Onkel und Tanten unter Vorsitz meines tüchtigen Bruders beschlossen, daß der Seppel auf zwei Monate nach Italien reisen sollte. Der gute, erfahrene Doktor empfahl mir, unterwegs nicht ausschließlich zu bummeln, sondern den Geist dadurch in Übung zu halten, daß ich bisweilen etwas las, wozu mich die Reiseeindrücke gerade anregten, aber immer nur, was mir Spaß machte. So sollte ich langsam von meiner

Verblödung über Kunstgeschichte, Ästhetik und dergleichen zur Juristerei zurückgeführt werden. Nun war ich immer ein Freund von Büchern gewesen und hatte, ehe mich mein Brotstudium mit Beschlag belegt hatte, viel gelesen, Literatur, Philosophie, Reise- und Lebensbeschreibungen, was mir gerade unter die Hände gekommen war. Auf diese Liebhabereien griff ich zum Zweck meiner Genesung zurück, und ich sah meine Verblödung schnell weichen. Zu meiner Überraschung lernte ich unschwer das Nötigste von der italienischen Sprache, die mir über die Maßen gefiel. Die Kunstschätze Italiens ließen mich nach Jakob Burckhardts Schriften greifen, der Verkehr mit lebenden Künstlern in Rom erlaubte mir Einblick in das Werden von Kunstwerken, kurz mein Durchschnittsverstand stieß tausend Türen auf, aber je mehr von meiner Reisezeit ablief, desto ärger graute mir vor der Heimkehr und dem Gespenst, das mich zu Hause erwartete, der Jurisprudenz.

Schon war meine Abreise von Rom festgesetzt. Bei meinem Abschiedsfest in einer kleinen Osteria bekam ich einen Schwermutsanfall und schließlich brach ich, wohl unter der ungewohnten Wirkung des starken Falerner Weins, in Tränen aus. Man brachte mich in einen kleinen Nebenraum, in den die Abendsonne fiel; die Wirtin, eine stattliche Römerin von etwa fünfunddreißig Jahren, bemutterte mich wie ein kleines Kind, indem sie in einem fort „ma chè, ma chè“ rief. Ein Bildhauer mit derbem, rotem Bart polterte herein und behauptete, ich hätte nicht zu viel, sondern zu wenig getrunken, mein Zustand sei eine wohlbekannte Übergangserscheinung. Er wollte mir mit Gewalt aus einem strohumflochtenen Fiascho noch mehr Flüssigkeit einflößen, aber die Wirtin, die kühne Sora Prasilla, sagte, er sei ein Barbar, und hielt ihn mit Gewalt von mir fern. Ich mußte schließlich über das Handgemenge des Barbaren mit der Römerin lachen, deren

mächtige Formen sich unter dem knappen Gewand im Kampfe strafften, und als sich schließlich der Rothaarige voll gutmütiger Teilnahme zu mir setzte, tat es mir wohl, mich an diese stämmige Eiche anzulehnen, das heißt ihm mein Leid zu klagen. Anfangs zeigte er Verständnis; er sagte: „Und wenn Sie jetzt nicht zurückkehren und Jus studieren, dann gibt Ihnen also Ihr Bruder kein Geld mehr?" Als ich ihn aber aufklärte, daß ich in jedem Fall dieses Geld bezog, da brach er in ein krähendes, rücksichtsloses Gelächter aus und sagte zur Sora Prasilla, ich sei ein Millionär, was mir eine scheue Liebkosung von ihr über das Haar eintrug. Der Bildhauer war indessen wieder in den Saal zu den andern gerannt und hatte ihnen erzählt, was ich ihm anvertraut. Nun brachen die Halbtrunkenen herein; während sie mich vorher beklagt hatten, hielten sie mich jetzt zum besten und hörten nicht eher auf, bis ihnen meine völlige Wehr- und Verständnislosigkeit Mitleid einflößte: „Menschenskind," rief der Bildhauer wieder in seinem derb gutmütigen Ton, „Sie sind ja ein Fürst. Glauben Sie denn, daß wir mehr haben als Sie? Nicht einer hat es so sicher. Pfeifen Sie doch auf die Juristerei und bleiben Sie hier!" „Ja, kann man denn in Rom mit so wenig Geld leben?" „Aber gewiß, nur müssen Sie aus dem Hotel heraus, sich ein Zimmer nehmen, kostet fünfundzwanzig bis dreißig Lire. Sie, wissen Sie was, ich laufe sofort auf die Post, telegraphiere Ihrem Bruder: Seppel kommt nicht, Juristerei kann ihm gestohlen werden." Der Rothaarige war ganz begeistert von diesem Streich, den er meinem ihm doch völlig unbekannten Bruder zu spielen hoffte. Ich aber richtete mich plötzlich auf von dem Lager, auf dem ich bisher ausgestreckt gelegen — hohläugig und feierlich wie ein Gespenst, erzählten später die anderen. „Ich will über das alles einmal nachdenken," sagte ich mit belegter Stimme, aber nun ganz frei von der Verwirrung des Weins. Alle lachten. Ich

schlich hinaus und irrte bis gegen Morgen in den Straßen umher.

In den ersten bläulichen Schimmern des südlichen Frühlingsmorgens stand ich am Forum Romanum. Ein Campagnahirt trieb seine zierlichen, braunen Geisen an mir vorbei, von denen vier oder fünf sich plötzlich zutraulich um mich zu drängen begannen. Der bärtige Mann blieb erstaunt stehen und rief mit dem Pathos seiner Rasse: „Da seht mir dieses Wunder, das Vieh bietet dem Fremden den Morgengruß.“ „Ein Abschiedsgruß,“ sagte ich. „Ihr reist ab?“ fragte der Mann in einem teilnehmenden Ton, als kenne er mich längst. „Ich wollte heute abreisen für immer,“ erwiderte ich, „aber nun soll mir das ein neuer Willkommgruß sein. Ich bleibe in Rom!“ „Prachtvoll!“ rief der Hirt. Er glaubte nicht anders, als seine Geisen hätten eine große Entscheidung gebracht. In dieser Nacht hatte es sich freilich entschieden, daß ich kein abstrakter, in irgendeinen Betrieb gespannter, moderner Mensch werden würde.

Am selben Tag mietete ich ein Zimmer bei der Sora Prasilla selbst und drahtete meinem Bruder, er möge mir mein Geld von nun an jeden Ersten nach Rom senden. Die Juristerei war aufgegeben, ich ging nun in voller Freiheit auf der Universität und daheim den Studien nach, die mich freuten. Zu meinem Schmerz aber war ich überall ein bißchen eine komische Figur. Es bildete sich eine Legende um mich: „Ein Deutscher, der wegen seiner gezwungenen Abreise von Rom aus Trennungsschmerz sich hatte umbringen wollen, aber von seinen Freunden verhindert worden war,“ stand in einem Winkelblättchen zu lesen. Meine unfreiwillige Komik war der Wurm, der heimlich an meinem Glück fraß. Wie schön hätte ich es haben können, wenn ich mich mit gutem Humor in die Rolle gefügt hätte, die man mir geben wollte. So aber verschloß ich mich mehr oder weniger dem Entgegenkommen

der italienischen Studiengenossen, deren Lokalpatriotismus die Anwesenheit eines solchen Romschwärmers schmeichelte, dem Wohlwollen der ansässigen Deutschen, besonders Damen, die einen gefühlvollen Kultus mit dem heiligen Boden der ewigen Stadt trieben und mir ihre Häuser öffneten, den Liebenswürdigkeiten der Sora Prasilla, in deren Mietzimmer ich mich in Vereinsamung vergrub. Daß ich aber, der so glücklich hätte sein können, sichtlich litt, machte mich in den Augen der Menschen nur noch komischer. Einen nicht zu unterschätzenden Gegenwert aber besaß ich in der stillen Befriedigung, daß ich, wenn auch innerlich noch nicht ganz ungehemmt, doch einzig und allein das tat, wozu mich mein Inneres trieb. Im wesentlichen ließ ich mich nun nicht mehr beirren, und als ich einmal meinem Bruder auf einen etwas barschen überheblichen Brief schrieb, standen plötzlich auf dem Papier die dem Seppel beim Durchlesen selber erstaunlich vorkommenden energischen Worte: „Meine persönliche Freiheit ist das einzige, worüber ich durchaus keinen Spaß verstehe. Die gedenke ich gegen die ganze Welt zu verteidigen wie eine Löwin ihr Junges. Gib also künftig Deine Ermahnungen auf, im übrigen verbleibe ich der alte friedliebende, Euer aller freundlich gedenkender Seppel."

Meine Studien blieben übrigens nicht ertraglos. Mit den Jahren kam ich auf den Gedanken, Bücher, die mir zu fehlen schienen, selbst herauszugeben. So veranstaltete ich Neudrucke halbvergessener Werke und übersetzte manches Buch ins Deutsche. Die Zeit kam, da man allerorts Neuausgaben mit Einleitungen, Bücherserien unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt, kleine Monographien herausgab. Dazu erwies ich mich als geschickt. Schließlich gingen die Aufträge weit über meine Arbeitslust hinaus. Ich nahm sie nur mit Auswahl an; und siehe: der untüchtige Seppel verdiente ganz von selbst früher und mehr Geld als seine im bürgerlichen Geleis ge-

bliebenen Kameraden von der Hochschule, und dabei blieb er Herr seiner Zeit. Mein Bruder bot mir an, mir mein kleines Erbteil auszuzahlen, ich könne es nutzbringender anlegen, mir vielleicht durch Beteiligung an einer literarischen Unternehmung eine „Stellung" schaffen — er nannte sogar einen guten, alten Verlag — aber mich lockte weder eine Stellung noch höherer Erwerb, sondern nur Freiheit, und wäre sie in einer Dachkammer.

Häufig wechselte ich meinen Wohnort, wenn es mir irgendwo nicht mehr gefiel, zumal nicht selten der Auftrag eines Verlegers größere Auslandreisen nötig machte. So bewahrte ich mir bei bescheiden bleibenden Ansprüchen das bedingungslos freie Verfügungsrecht über die Zeit. Mein im Grund recht einfacher und seit den Tagen, da Diogenes in seiner Tonne lebte, nicht mehr neue philosophische Standpunkt, war in dieser Zeit das Allerseltenste, was es gibt. Alle um mich, auch geistige Menschen, sah ich immer mehr nach Dingen außer ihnen streben, besonders nach viel Geld, Ansehen, gefeierten Frauen, lauter Gütern, die ich zwar keineswegs verachtete, aber niemals mit dem Preis der eigenen Freiheit hätte bezahlen mögen. Ich allein ging bei allen Wertungen immer nur von mir selber aus, vom eigenen Innern, und ließ mir nur so viel von äußeren Dingen gefallen, als meinem Wesen diente, ohne es zu binden oder zu drücken. Das erschien mir immer mehr als der Urgrund dessen, was die andern an mir so komisch fanden, und was sie meine „Seppelei" nannten. Als eine heimliche Kraft erkannte ich es aber erst deutlich, als ich den chinesischen Philosophen Laotse kennen lernte, der kondorgleich höher geflogen ist als alles was da lebt. Ich las:

„Die Menschen der Menge leben alle im Überfluß,
Ich allein bin wie verlassen!
Wahrlich, ich habe das Herz eines Toren!

— — — — — —

Die Menschen der Welt sind hell, so hell:
Ich allein bin wie trübe!
— — — — — —
Die Menschen der Menge haben alle etwas zu tun:
Ich allein bin müßig wie ein Taugenichts,
Ich allein bin anders als die Menschen:
Denn ich halte wert die spendende Mutter."

Als ich aber bei Laotse gar die Worte fand:

„Alle streben zu ergreifen, was sie noch nicht wissen,
Keiner strebt zu ergreifen, was er weiß,"

da war ich ganz einverstanden, ein lächerlicher Mensch zu sein. Glückseligkeit durchströmte mich oft, weil ich gerade der und kein anderer war. Äußerlich bewohnte ich diesen Planeten als ein etwas ungeschickter mittelgroßer Mann, ein wenig zur Fülle neigend, mit dunkelblondem, etwas gewelltem Haar. Mir kommt vor, daß meine nie ganz zu überwindende Schüchternheit und meine oft träumerisch in die Welt blickenden grauen Augen etwas blöd wirkten, denn wenn ich im Gespräch dann leidlich gescheit erschien, bemerkte ich oft die Überraschung in den Mienen der anderen. Ich lebte nun gut mit allen, hatte Freunde, liebte und wurde geliebt. Fast reibungslos lief mir das Rad der Zeit um.

2.

›Nemo sit alterius, qui suus esse potest.‹
Paracelsus.

In der Welt wandernd war ich über vierzig Jahre alt geworden und konnte mir nicht vorstellen, daß es irgend etwas gab, was mich noch einmal aus meinem Gleichgewicht werfen könnte. Eine dumpfe, aber vom Verstand stets schnell widerlegte Ahnung überkam mich freilich von Zeit zu Zeit, daß dies doch einmal geschehen würde durch ein unentrinnbar

immer näher rückendes Ereignis. Was aber konnte dies sein? Gab ich meiner Ahnung nach, so schien mir irgendeine Form des Freiheitsverlustes zu drohen, eine Art Gefangenschaft, vielleicht in fremdem Land. Aber das war ja so gut wie unmöglich. Da brach der Weltkrieg aus.

Krieg — das war mir immer etwas Sagenhaftes, Schauerliches, Vorzeitliches gewesen. Militär, Dienstpflicht, diese Worte rührten an halbvergessene, schattenhafte Schreckbilder meiner Kindheit. Darauf muß ich nun zunächst zurückkommen.

Ich war ein kleiner Bub, wohl kaum vier Jahre alt, und ging an der Hand meines Papas an einem Wintermorgen, dick eingewickelt, durch das unserem kleinen Landsitz benachbarte Städtchen. Ich war wißbegierig und fragte nach allem, was mir auffiel, zum Beispiel, warum in der Kälte die Pferde dampften, was der verschneite goldene Engel über der Einfahrt des altväterischen Gasthofs bedeute, warum eine sandsteinerne Frau mit einer Wage voller Eiszapfen auf dem Marktbrunnen stand, ob der Hahn auf dem in den weißgrauen Schneehimmel ragenden Kirchturm ausgestopft sei und wirklich einmal lebendig war und dergleichen mehr. Alle diese Fragen beantwortete der Papa zu meiner größten Zufriedenheit. Ungeheuren Eindruck machte mir auch ein langer, kahler Bau mit Gitterfenstern, hinter denen man im Dunkeln bisweilen fahle Menschengesichter sah. Das war das Gefängnis. Mein Vater erklärte seinen Zweck. „Sind auch Unschuldige darin?“ fragte ich beklommen, denn aus Märchen wußte ich von ungerecht Gefangenen. Das komme heut so gut wie gar nicht mehr vor. Ich war beruhigt. Wir gelangten vor einen ähnlichen kahlen Bau, dessen Fenster freilich nicht vergittert waren. Dafür aber sah man davor Gewehre, mit den Läufen pyramidenförmig aneinandergelehnt, Kanonen und Haufen von dicken Kugeln. Auf dem Hof herrschte ein erschreckendes

Geschrei. An mehreren Stellen schimpften böse Herren in farbigen Anzügen und zwangen andere, beim Gehen so fest aufzutreten, daß der Boden dröhnte. Wieder andere, die Gewehre trugen, mußten Reihen bilden und so tun, als wären sie aus Holz. Vor ihnen lief einer wie verrückt auf und ab und brüllte ihnen unverständliche Worte ins Gesicht, so daß man seinen Hauch um ihre Nasen sah. Plötzlich streckten alle zu gleicher Zeit mit fast blau gefrorenen Händen ihre Gewehre vor, und ich glaubte schon, nun würden sie den, der immer so auf sie losschrie, damit erschlagen, aber der brüllte weiter, und alle zogen wie ein Mann ihre Flinten wieder zurück und taten ihm doch nichts. Ich war vor Entsetzen wie gelähmt und vermochte kaum die Frage hervorzustoßen: „Papa, was ist denn das?" Ich erfuhr nun unter Schaudern, was eine Kaserne bedeutet, was vor wenigen Jahren, 1870 und 71 geschehen war, was Krieg heißt. „Was muß denn einer getan haben," fragte ich, „wenn er verurteilt wird, Soldat zu sein?" „Gar nichts," erwiderte mein Papa ernst und erläuterte die allgemeine Wehrpflicht. „Ja, aber du hast doch nicht dienen müssen?" fragte ich ungläubig. Das konnte ich mir gar nicht vorstellen, daß jemand wie mein Papa mit solchen häßlichen Dingen, sei es tätig, sei es leidend, etwas zu tun gehabt haben konnte. Er hatte auch in der Tat nicht gedient. Ich erfuhr nun, daß wir in einem Land lebten, das die Preußen sich im Jahre 1866 genommen hatten, und daß erst seit jener Zeit die Dienstpflicht bestand. „Aber warum haben wir uns denn das gefallen lassen?" rief ich bebend von kindischer Wut. „Weil wir nur ein kleines, schwaches Land sind," erwiderte mein Vater betrübt. Mir schwindelte, einen Augenblick vergingen mir die Sinne. Die paradiesische Welt meiner Kindheit war nun zusammengestürzt. Kleinlaut fragte ich dann: „Aber wenn ich einmal groß bin, muß ich dann auch dienen?" „Bis dahin ist noch lange Zeit," wich mein Vater aus. Ich hatte das Ge-

fühl, als bohre sich mir plötzlich solch ein Bajonett durch die Eingeweide, ich ließ die Hand meines Papas los und rief entschlossen: „Papa, du mußt mir die Wahrheit sagen, ich muß das wissen, dafür brauchst du mir dann nicht zu sagen, woher die kleinen Kinder kommen.“ Dies war die Hauptfrage, die mich bisher beunruhigt und deren Beantwortung man auf später verschoben hatte. Mein Papa lachte, dann sagte er: „Du wirst es eben machen müssen, wie die andern.“ „Welche andern?“ „Nun, die andern Buben, deine Freunde und Mitschüler, die du bald haben wirst.“ In diesem Augenblick verließ mich alle „Bravheit“, die mir sonst eigen war. Mit beiden Füßen stampfte ich auf den Boden und schrie voll Wut: „Ich will aber nicht tun, was die andern tun, das fällt mir gar nicht ein,“ und als der Papa etwas erschrocken meine Hand fassen wollte, warf ich mich in den Schnee, strampelte mit den Beinen und erhob ein maßloses Geschrei. Diese sonderbaren Vorgänge sind mir später so oft wiedererzählt worden, daß ich nicht wohl entscheiden kann, was daran eigene Erinnerung ist. So mag ich wohl auch das Folgende damals nicht ganz so erfaßt haben, wie ich es heute vor mir sehe und hier erzähle. Kaum hatte mich mein nicht wenig verwunderter Vater einigermaßen beruhigt und wieder an der Hand gefaßt, als gerade vor uns einer — später erfuhr ich, daß man einen so Gekleideten einen Hauptmann nennt — einem sogenannten Gemeinen in einer mir ganz fremden Mundart ins Gesicht schrie: „Was, ein Doktor der Philosophie wollen Sie sein? En Kamuffel sin' Se. Wenn Se sich noch weiter so blödsinnig stellen, dann werde ich Sie die Kloaken fegen lassen, damit Ihnen mal 'ne andre Luft um die Nase weht. — Vastehn Se?“ Einige Leute waren stehen geblieben, manche murmelten das damals noch sehr gebräuchliche Wort „Saupreuß“, das auszusprechen mir streng verboten war. Nun merkte ich aber sehr wohl, daß mein Papa selbst die Preußen nicht leiden konnte

und mit denen ganz freundlich sprach, die eben das verbotene Wort gemurmelt hatten. Mir klopfte von rückwärts ein alter Mann, der alles Vorherige mitangesehen hatte, auf die Schulter und sagte, ich sei ein Staatskerl, ganz recht hätte ich. Derart ermutigt, ging mir plötzlich ein Licht auf. Mit dem Instinkt des Kindes merkte ich, wie der Wind wehte, riß mich wieder von meinem Vater los, lief an das Gitter, spuckte in den Kasernenhof und rief dem Hauptmann zu: „Saupreuß". Um mich erscholl lautes Gelächter. Ich wußte genau, daß mir nichts geschehen würde, fühlte mich vielmehr instinktiv getragen von allem, was ich und meine Umgebung wert hielt. Der Leutnant, vermutlich an die im geheimen feindselige Bevölkerung gewöhnt und von oben her zur Mäßigung angehalten, warf einen ärgerlichen Blick auf die höhnisch lachenden Umstehenden. Mein Papa aber war nun ernstlich böse und ging mit mir fort, mir mit Bestrafung drohend. Dazu kam es indessen nicht, denn schon unterwegs merkte er, daß ich fieberte. Ich wurde zu Hause sofort ins Bett gebracht. Zwar erholte ich mich schnell, aber von jetzt ab war in mir etwas gestört. Ich zeigte mich äußerst erregbar, während ich bisher ein ruhiges Kind gewesen, stampfte leicht mit dem Fuß auf, wenn mir etwas nicht recht war, hatte Angstträume, in denen ich aufschrie, ohne mich beim Erwachen ihres Inhalts erinnern zu können. Schließlich verfiel ich in eine Kinderkrankheit, während der mir mein Papa versprechen mußte, daß er niemals jemand erlauben würde, mich in die Kaserne zu holen. Da ich an seine Allmacht unbedingt glaubte und nun auch sicher war, daß er die Preußen selber nicht leiden konnte, genügte das fürs erste zu meiner Beruhigung. Ich genas, die Krise schien überstanden. Der Leser wird diese Vorgänge vielleicht unbegreiflich, zum mindesten unbegründet finden, und dabei muß ich es fürs erste bewenden lassen, denn so erschienen sie auch meiner Umgebung. Die damaligen Ärzte wußten noch

nichts von Psychologie, und so kamen sie nicht darauf, daß dieser Erregbarkeit vor der Kaserne ein früheres, wahrscheinlich vergessenes Erlebnis zugrunde liegen mußte, das meine kindliche Seele verletzt und so überempfindlich gemacht hatte. Erst sehr viel später trat es unter dem Zwang der Kriegserlebnisse wieder ins Bewußtsein und wurde so der Schlüssel zu diesen kindlichen Vorgängen und vielem andern, was ich zu erzählen habe.

Als ich in die Schule kam und Kameraden fand, wurde oft vom Militärdienst gesprochen. Die meisten freuten sich darauf. Es war die Zeit der nationalen Trunkenheit nach 1870. Körperkraft war das einzige Ideal der höheren Schuljugend. Voll Verachtung rief ich: „Mein Papa wird niemals erlauben, daß ich diene." Hohngelächter antwortete mir. Ich erfuhr, daß mein Papa da gar nichts zu sagen hätte, und von diesem Augenblick an war ich die komische Figur, die ich dann zeitlebens geblieben bin. Aber ich war doch nicht ganz verlassen. Viele Buben waren wie ich aus preußenfeindlichen Familien und freuten sich gar nicht aufs Dienen. Auch sie lachten mich zwar aus, weil ich noch so kindisch war zu glauben, mein Papa könnte mir helfen, aber zugleich bewunderten sie auch meine siebenjährige Beredtsamkeit, mit der ich die Ungeheuerlichkeit ausmalte, daß man sich von dem erstbesten hergelaufenen „Kaffer", der einem sonst gar nichts zu sagen hatte, plötzlich „allen möglichen Blödsinn gefallen lassen müsse".

„Da kannst du halt nichts machen, wir sind nun einmal preußisch," antwortete man mir. „Das wollen wir doch erst einmal abwarten, ob man da nichts machen kann," rief ich, bei dem Gedanken an die Zumutung des Dienstes stets von einer unbegreiflichen Wut gepackt. Um mich herum bildete sich eine regelrechte, militärfeindliche Gruppe, deren Grundsätze eigentlich nur ein kindischer Ausdruck dessen waren, was die alteingesessenen Familien des Ländchens meistens fühlten,

während die neuen Schichten, — das heißt die große Mehrheit — von den Siegen des Jahres 1870 gewonnen, auf Bismarck schwuren. Wir waren sehr bald ganz gut unterrichtet über die verschiedenen Möglichkeiten der Dienstbefreiung, wie Untauglichkeit wegen körperlicher Gebrechen, Einbürgerung in der Schweiz, Fahnenflucht, und schmiedeten Pläne, wie wir künftig den Krallen des preußischen Adlers entgehen könnten. Für die meisten war dies alles mehr oder weniger ein gedankenloses Spiel wie jedes andere, gewissermaßen ein Soldatenspielen mit umgekehrtem Vorzeichen. Bei den heftigen Raufereien mit der Militärpartei zeigten wir uns sogar nicht weniger kriegerisch als der Feind. Ich allein nahm die Sache ernst. Ich war von einer Idee besessen und fühlte bald den Widerspruch, der darin lag, daß ich bisweilen — freilich ungern — körperlich für sie kämpfte. Ich begann daher bald, mich abseits zu halten und in der Turnstunde, die ein alter Unteroffizier, namens Pfannkuch, gab, übrigens ein anständiger, gutmütiger Mensch, meine Körperkräfte zu verheimlichen, um für alle Fälle jetzt schon den Befund der allgemeinen Körperschwäche vorzubereiten.

Dieser durchaus ungesunde Zustand, in den sich mein Seelenleben immer mehr wie in eine fixe Idee verstrickte, hätte für mich äußerst verhängnisvoll werden können, wäre nicht auf unerwartete Art plötzlich die Befreiung von meinem Alp erfolgt. Es zeigte sich bei mir eine erbliche Kurzsichtigkeit. Meine Mutter führte mich in der Dämmerung eines Winternachmittags in ein hohes, düsteres Stadthaus zu einem geheimnisvollen, alten Augenarzt, einem klugen, dünnen Mann in braunem Samtrock. Mir gefielen die dortigen Vorgänge im verdunkelten Zimmer voll geheimnisvoller Gerätschaften mit abgeblendeten Lichtern und Spiegeln ungemein. Ich fühlte mich wie bei einem Zauberer, aber bei einem guten. Es war ein lautloses Hin und Her von schwarzen Schatten

und grellen Scheinen. Plötzlich sah ich ganz dicht vor mir in einem Spiegel, ins Unmenschliche vergrößert, das Auge des Zauberers, in das ich starr hineinschauen mußte, was auf die Dauer ein bißchen weh tat. Das Ergebnis der Untersuchung war: hochgradige Kurzsichtigkeit und die Notwendigkeit, Gläser zu tragen. Meine Mama zeigte sich beunruhigt. Der kleine alte Herr aber beschwichtigte sie freundlich, die Sehkraft sei ungeschwächt, im ganzen Leben keine Verschlimmerung zu befürchten, „und", fügte er mit einer graziösen Verbeugung hinzu: „was für eine Mama immer angenehm zu hören ist: sicher militärfrei!" Ich traute meinen Ohren nicht, sprang auf, tobte wie närrisch in dem nun erhellten Raum umher, flog plötzlich meiner Mama um den Hals, als sei das verlorene Paradies der Kindheit wiedergewonnen, und rief, unbeirrt durch die Gegenwart des Arztes: „Ach, Mama, dann ist ja alles gut. Jetzt *brauche* ich auch niemehr so ungezogen zu sein." Der Arzt und meine Mutter lachten, niemand fiel auf, daß hier ein ungelöstes Rätsel lag. Gerade jener Worte aber kann ich mich noch deutlich entsinnen. Es schienen mir Festtage, wenn ich bisweilen den alten, guten Zauberer, der stärker war als das Militär, besuchen mußte, was nun immer allein geschah. Er nahm stets freundlichen Anteil an mir und erklärte mir manchmal einiges von seiner Kunst. Natürlich beschloß ich, später selbst Augenarzt zu werden, um nach Belieben mit Lichtern und Schatten spielen und wen ich wollte dem verhaßten Militär entziehen zu können.

Nach der Befreiung von meinem seelischen Druck erschien ich früh gereift, sehr verständig und stets für Vernunftgründe zugänglich, die alle sonstigen Erziehungsmittel unnötig machten. Niemand verlangte daher etwas von mir, was ich nicht gern tat, und so wurde ich wieder ein freundliches, heiteres Kind. Mein etwas zurückhaltendes Wesen gegen

andere behielt ich indessen bei, aber das blieb unauffällig, da ich nach der Schule immer einen einsamen Heimweg im Stellwagen bis zu unserem kleinen Landsitz zurückzulegen hatte. Rohe Burschen, besonders zwei namens Siebenstier und Wildknofel, verachtete ich, weil sie jetzt schon bisweilen Soldatenmützen trugen, Frozzeleien der Kameraden nahm ich, wie eines besseren Wissens teilhaftig, gleichmütig hin, später wurden indessen meine ironischen Bemerkungen etwas gefürchtet, da sie, wenn auch ohne eigentliche Bosheit, die Betroffenen wirklich lächerlich machten. Den mir ähnlich gesinnten Kameraden lieh ich gern meine Reservebrille, damit sie sich die Augen verderben sollten und auch dienstuntauglich würden. Von dem Kabinett des guten alten Zauberers erzählte ich ihnen Wunderdinge.

Meinen Vater traf bald der Schlag, und zwar gleich tödlich. So schmerzlich mich das zuerst berührte, ich kann nicht sagen, daß dieses Ereignis für mich irgendwie richtunggebend wurde, denn meine Mutter bedeutete mir so viel mehr, daß sie den Verlust bald ersetzen konnte. Da ich in der Schule nun leidlich mitkam und zu Hause leicht lenkbar war, ließ sie mich völlig gewähren, wenn ich meine freie Zeit träumend in Wiesen und Wäldern verbrachte oder abends unter der Lampe ihr gegenüber saß hinter Büchern, die mich nun immer mehr zu fesseln begannen. Ich las ihr bisweilen aus meinen Lieblingsschriftstellern vor, wenn sie ihre Rechnungsbücher beiseite gelegt oder die Besprechungen mit unserem Meier beendigt hatte.

In Prima befreundete ich mich mit einem jungen Grafen, der soeben aus dem Ausland gekommen war, wo sein Vater eine diplomatische Stellung inne gehabt hatte. Albrecht war ein junger Mensch, so frisch und blond wie die wildesten Bengel in unserer Klasse, aber ohne jede Spur von Flegelhaftigkeit. Sein gehaltenes, ritterliches Wesen befremdete die andern und machte sie verstummen, während sie hinter seinem Rücken

Nasen drehten und ihm nachäfften, wenn er es nicht bemerkte. Mir hingegen öffnete sich zum ersten Male das Herz einem „andern“ gegenüber. Er war der erste mir begegnende junge Mensch, der außer Körperkraft noch etwas anderes gelten ließ und nicht sofort alles, was ihm neu oder fremd war, zweifelnd herabsetzte oder verhöhnte. Durch sein taktvoll jeden Standpunkt würdigendes Zartgefühl verlor sich meine bisher in Ablehnung gepanzerte Scheu vor Fremden. Seine Weltkenntnisse machten mir ungeheuren Eindruck, aber wie groß war meine Enttäuschung, als er mir einmal erzählte, er beabsichtige Offizier zu werden. Das schien mir ganz und gar unfaßbar. „Also dann willst du dein Lebenlang auf dem Kasernenhof herumrennen und Leute anbrüllen?“ sagte ich. Albrecht lachte und erklärte mir, was die Laufbahn eines Stabsoffiziers ist. Er wurde nicht müde, diesen Stand in den rosigsten Farben zu schildern; mit Feuer sprach er von Gneisenau, Clausewitz und Moltke. Er überzeugte mich zwar nicht durch seine Gründe, die meiner rein subjektiven Betrachtungsweise alle hinfällig erschienen, wohl aber durch den Schwung und die Reinheit seiner Persönlichkeit. Er schwärmte auch von kühnen Handstreichen der spanischen Konquistadoren und besonders der Engländer in unbekannten Erdteilen, wo oft eine Handvoll kecker Abenteurer unter einem unerschrockenen Führer neue Reiche gegründet hatte. „Aber die Engländer haben doch die allgemeine Dienstpflicht gar nicht,“ warf ich ein. „Das ist richtig,“ erklärte Albrecht, „das waren alles mehr oder weniger Freiwillige.“ Ich blieb plötzlich auf dem Waldweg stehen, den wir plaudernd entlang schlenderten. Wie eine Erleuchtung war es über mich gekommen, nun vermochte ich meine Ansichten mit meiner Bewunderung und Freundschaft für Albrecht zu versöhnen. „Das ist der springende Punkt,“ rief ich erleichtert, „der freigewählte Soldatenberuf, wie du ihn schilderst, mag für den, der dazu paßt, etwas sehr

Schönes sein, aber die allgemeine Dienstpflicht, die ja doch erst in der Französischen Revolution eingeführt wurde, ist eine Pöbelei." „Und darum das Richtige für die Wildknofel und Siebenstier;" lachte Albrecht, „für dich wäre es allerdings nichts! Aber Gott sei Dank kann sie dich ja nicht treffen." Ich fühlte mich zum erstenmal von einem andern verstanden und dazu gerade von dem, der mein genaues Gegenteil war. Ich aber verstand nun auch Albrecht, der aus derselben Freiheit heraus den militärischen Beruf wählte, aus der ich ihn ablehnte. So ließ ich es gelten. Daher wurde unsere Freundschaft durch diesen Gegensatz erst gefestigt, sollte sogar in den Kriegsjahren für mich noch einmal bedeutungsvoll werden.

Albrecht, der bald nach der Reifeprüfung preußischer Offizier geworden war, verdankte ich im späteren Leben die Einführung in manche Kreise, die mich in Berlin und auf dem Land vieles an den Preußen schätzen lehrten; ja, ich glaubte nun völlig mit diesem Volk versöhnt zu sein, zumal es mir persönlich dank meiner Militäruntauglichkeit nie etwas Böses hatte tun können und mich nicht im geringsten in meinem eigenen Deutschtum beeinträchtigte, das ausgesprochen süddeutsch war und viel mehr auf der Sprache und Kultur als auf dem Reich beruhte. Die Staatsform des Reiches war mir gleichgültig. Ich lebte ganz gern im Winter in Berlin mit jenem stillen, aber unbeirrbaren Überlegenheitsgefühl des süddeutschen Menschen von älterer Kultur, und niemand erkannte ja in jenen Jahren deren Vorzüge freudiger an als der hinter seiner anmaßlichen Gebärde stets lernbegierige Berliner. Ich konnte mich also mit vielen Preußen ganz gut vertragen; aber mein Herz war niemals dort, seine Heimat lag wo anders.

Auch in dem Land meiner Kindheit hatte der Widerstand gegen Preußen, ebenso wie in mir selbst, allmählich aufgehört.

Eine neudeutsche „Hotelindustrie" und ähnliches schändete zwar unsere liebliche Mittelgebirgsgegend, aber der Groll darüber stumpfte sich auch in den bewußteren Naturen ab, wenn man sich zugestand, daß es wohl nirgends mehr anders war. Die Süddeutschen glaubten bald, nichts Besseres tun zu können, als die rein formalen Werte preußischer Tüchtigkeit und Methodik nachzuahmen, und zwar auf Kosten ihres gehaltvolleren, ja deutscheren Menschentums. Anders stand es damals noch in der Heimat meiner Mutter, in Österreich.

3.

„Wer sich durchsetzt, hat Willen, wer sich genügen läßt, ist reich."
Laotse.

Zwar bin ich wie ein einziges Kind aufgewachsen, aber außer dem Haus lebten noch zwei Geschwister, der schon flüchtig erwähnte tüchtige Bruder sowie eine um fünf Jahre ältere Schwester Cäcilie, in der Familie Cilli geannt. Wir Buben waren Protestanten, wie der Vater, die Schwester Katholikin, wie die Mutter, doch bemerke ich gleich, daß die beiden Konfessionen bei mir später unmöglich genau auseinander gehalten werden konnten. Wenn auch meine Mutter aus Pietät für ihren verstorbenen Mann in unserem Zusammenleben nicht den mindesten bekehrenden Einfluß auf mich versuchte, so verbot sie mir doch auch nicht, sie Sonntags in die Messe zu begleiten, die ich bei weitem dem schulmäßigen Gottesdienst in der protestantischen Kirche vorzog, und es ist sogar vorgekommen, daß ich auf dem Friedhof unserer Dorfkirche für Nachbarkinder, die Meßbuben waren, durch Schwenken der Kessel den Weihrauch glühend erhielt.

Einer schwachen Lunge wegen war Cilli schon mit zwölf Jahren zu Verwandten meiner Mutter nach Südtirol gekommen, wo sie langsam gesundete, und erst bei diesen, dann

in einem dortigen Kloster der Salesianerinnen erzogen worden. Mit achtzehn Jahren heiratete sie einen entfernten Vetter, einen Amtsarzt in einem Marktstädtchen in Oberösterreich, der fast fünfzehn Jahre älter war als sie. In meinen letzten Schuljahren hatten wir stets die Sommerferien bei ihnen verbracht, und als ich die Hochschule bezog, überließ meine kränkelnde Mutter unser Gütchen zur Verwaltung meinem Bruder, einem stattlichen Herrn von etwas über dreißig Jahren, mit einem erstarrten Seehundsgesicht und blanker Glatze, der bisher große ostelbische Güter im Dienst einer Fideikommißverwaltung bewirtschaftet hatte. Meine Mutter zog ganz zu meiner Schwester und ihrem Mann nach Oberösterreich, und wenn ich künftig „nach Hause" fuhr, war es dorthin. Ehe ich diese neue Heimat schildere, noch ein Wort darüber, was aus der alten wurde.

Mein Bruder Heinrich war in Ostelbien ein richtiger Neudeutscher geworden, das heißt äußerst „brauchbar" und unerschütterlich in seinen Grundsätzen. Im Gegensatz zu meiner Seppelei wußte er immer ganz genau, was richtig und was verkehrt ist, oder, wie er sich ausdrückte, was geboten, was zulässig und was unter keinen Umständen zu dulden ist. Auf unserem im alten Schlendrian verwalteten Gütchen brachte er sofort alle nur erdenklichen Verbesserungen an, errichtete Ziegelmauern und Stachelzäune, wo bisher wilde Hecken gewuchert und geblüht hatten, ließ die behaglich dumpfen Ställe mit bunt glänzenden Kacheln ausmauern, schlug eine alte ausgediente Mühle zusammen, verwandelte den gekrümmten Bach in sumpfigem Erlengrund in einen kerzengeraden Kanal, legte den braungrünen Teich trocken, an dessen geheimnisvoll nach Vergänglichkeit duftenden Ufern ich als Bub ahnungslose Sommernachmittage verträumt hatte, hieb einsame, alte Bäume nieder und versperrte mit dünnen Pflanzungen märkischer Fichten die märchenhaften Einblicke ins Innere von

dunkeln Büschen und Hainen. Im Haus wurden die anspruchslosen, altväterischen Möbel durch „Garnituren in Eiche und Nuß“ aus der Aussteuer seiner Frau ersetzt, die, einem Masthuhn gleich, rundlich, hellblond, weiß, gackernd, ewig mißtrauisch oder ängstlich hin und her rannte und dann wieder den zu kleinen Kopf oft dreist in die Höhe warf, um zu zeigen, daß sie sich nichts gefallen ließ. Für seine junge flachshaarige Brut besaß dieses Paar einen hygienischen Christbaum, Marke „Volkoma“, aus grün gestrichenem Metall mit kerzenförmigen Glühlampen, der am Weihnachtsabend an die neugelegte elektrische Leitung angeschlossen wurde und sich langsam auf einem Kasten drehte, in dem das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“, abwechselnd mit der „Wacht am Rhein“ erbrauste. Aus der Spitze des Baumes verteilte ein feiner Zerstäuber Fichtennadelextrakt. Ich schlug einmal vor, auf die Spruchbänder der Engel Sätze aus Kants „Praktischer Vernunft“ zu setzen, wie etwa: „Du kannst, denn du sollst.“

Nach dem Tode meiner Mutter hatten mir meine Schwester Cilli und mein Schwager Bernhard erklärt, ich möchte ihr Haus von nun an als meine Heimat betrachten. Seit ich von Italien zurückgekehrt war, verbrachte ich nun dort fast alljährlich zwei bis drei Monate zwischen April und Oktober und um Weihnachten meist noch einmal einige Winterwochen.

Mein Schwager Bernhard war ein angesehener Landarzt und in allem das genaue Gegenteil unseres neudeutschen Herrn Bruders. Von Grundsätzen und betonter Tüchtigkeit merkte man bei ihm wenig. Nie hatte der bei Ausbruch des Krieges hohe Fünfziger den Anschein, er plage sich sehr; trotzdem war er von früh bis spät tätig und nur selten seiner vollen Nachtruhe gewiß. An freien Tagen sah man die elegante biegsam gebliebene Gestalt mit dem sonnegebräunten Gesicht und dem stark angegrauten Kinnbart in ledernen Kniehosen,

offenem Hemd und grünem Steirerhütel mit Gemsbart in die nahen Berge ziehen. Von ferne unterschied sich dann der alte Naturfreund und Jäger, der jedes Tier und jede Pflanze kannte, mit seiner kurzen Pfeife im Mund kaum von den Holzknechten, die er duzte. Sonst aber war er Kavalier bis in die Fingerspitzen seiner schlanken dunkeln Hände und mit den Damen noch immer ein bißchen galanter, als meiner Schwester ganz lieb sein konnte.

Man mußte meinen Schwager lange kennen, um zu fühlen, daß hinter seinem stets gut aufgelegten Wesen sich eine tiefe, stille Entsagung verbarg. Eigentlich war er mit anderen Plänen ins Leben hinausgesegelt, als ein kleiner Landarzt zu werden. Sein Vater war Sektionschef unter der Ära Bach und Schmerling gewesen und hoffte den Sohn zu einer glänzenden Laufbahn zu erziehen. Er ließ ihn in Wien das Theresianum besuchen; dort war er ein „fescher Kerl" geworden und hatte begonnen, Jura zu studieren oder vielmehr sich bei der juristischen Fakultät einschreiben lassen. Nach einem etwa zweijährigen Bummelleben verliebte er sich in eine nicht mehr ganz junge Schauspielerin, hielt für nötig sie zu heiraten, überwarf sich ihretwegen mit der Familie, sattelte um zu der ihn überhaupt viel mehr lockenden Medizin, erlebte einen etwas aufsehenerregenden Scheidungsprozeß, an dem wohl seine unstete Flatterhaftigkeit ebensoviel Schuld hatte, wie der tückische Charakter seiner liederlichen Frau, fuhr als Schiffsarzt zwei Jahre auf den Weltmeeren herum und fand sich dann resigniert in die Tätigkeit eines Landarztes in jenem oberösterreichischen Städtchen. Hier fühlte er sich von Jahr zu Jahr zufriedener. Sein liebenswürdiges, alles Menschliche verstehende Wesen machte ihn beliebt, in seinem Fach galt er als erfahren und gewissenhaft. In allzu schwierigen Fällen verwies er seine Kranken an Spezialisten in der nahen Landeshauptstadt.

Auf einer Sommerreise lernte der Dreißigjährige bei Verwandten in Südtirol meine Schwester Cilli kennen, eine entfernte Cousine von ihm. Seine geschiedene Frau war inzwischen gestorben. Als er Cilli zum erstenmal sah, stand es für ihn fest, daß das ernste, sehr zurückhaltende Mädchen, das erwog, ob es sein Leben im Kloster verbringen sollte, seine Frau werden müsse. Äußerlich konnte man sich kein passenderes Paar denken. Auch sie war groß und schlank wie er, brünett und feingliedrig, aber während seine grauen Augen noch immer etwas unstet, dabei entsagend und skeptisch in die Welt blickten, waren ihre dunklen Blicke groß und fest auf die Dinge gerichtet, wenn auch gelegentlich wie vor einer unreinen Berührung mädchenhaft mißtrauisch zurückschreckend. Hatte er trotz vielem Erleben nur mühsam in seiner ihn leidlich befriedigenden Tätigkeit noch zuletzt einen gewissen Halt gefunden, so war sie nur von einem Erlebnis erfüllt, ihrem katholischen Glauben. Er blieb stets für sie Mittelpunkt ihres Fühlens, aber nicht starr und eng, sondern alles umfangend was ihr auch widerfahren konnte. So vermochte sie ihrer Liebe zu dem Manne zu folgen und sich den Klosterberuf aus dem Kopf zu schlagen, ohne von dem, was sie innerlich besaß, das geringste aufzugeben. Äußerlich paßte sie sich dem Weltleben nicht nur an, sondern begann es zu lieben und sogar sorgsam zu pflegen. Immer ähnlicher wurde sie unserer verstorbenen Mutter dadurch, daß sie stets in ihrem eigenen Kreis blieb, fast vollkommen in allem, was sie tat. Statt nach Erweiterung zu streben, fand sie Vertiefung.

Der Ehe entsprossen zwei Buben, die wild aufwuchsen, meist im Freien, aber zu Bescheidenheit gegen Ältere und guten Manieren im Haus erzogen wurden. Sie besuchten das Gymnasium in der Landeshauptstadt und kamen meist über den Sonntag nach Hause. Um ihr Lernen in der Schule, wo sie leidlich, aber ohne Auszeichnung mitkamen, kümmerte sich

der Vater fast gar nicht, ein bißchen mehr um die sonntäglichen Gänge zur Messe, wohin er sie in ihren dunkelblauen Matrosenanzügen mit der Mutter zu begleiten pflegte. Hier gab es ebensowenig von der strengen Einschüchterung der Jugend wie von der gewollten oder ungewollten Formlosigkeit, die ich bei meinen Schulkameraden in Deutschland so häufig nebeneinander gefunden hatte. Schulprüfungen wurden als unvermeidliche Übel betrachtet, wegen deren man die armen Burschen ein bißchen bedauerte, die so viel lieber draußen herumgesprungen wären, als schöne Sommernachmittage daheim zu büffeln. Bisweilen versicherten die Eltern dem Jüngeren, dem das Lernen etwas schwerer fiel, das Unglück sei nicht gar so groß, wenn er dieses Mal nicht in der Klasse aufrücken könne. Auch wurden später die kleinen Eitelkeiten der Heranwachsenden hinsichtlich des Äußeren nicht unterdrückt, höchstens durch eine gutmütige Fopperei in gewissen Grenzen gehalten. So waren die Buben zutraulich, weder scheu noch trotzig, weder zu dumpf noch zu hell, und hörten das Hauptwort des preußischen Sprachschatzes: „Pflicht" sicher nicht öfter als das Hauptwort des österreichischen Sprachschatzes für die Jugend: „Gaudi". Der Vater wurde ihnen immer mehr zum Vertrauten; zur Mutter, der sie beim Kommen und Gehen die Hand küßten, hegten sie eine sichtliche Verehrung, wie zu einem ungewöhnlichen Wesen.

Bernhard und Cilli hatten übrigens nicht die geringste literarische oder künstlerische Ader. Nur etwas Musik wurde im Haus gemacht, einer von den Buben spielte Klavier, der andere Geige, und sie hatten es im Zusammenspiel bis zu den leichteren Mozartschen und Schubertschen Violinsonaten gebracht. Trotz der Fremdheit gegenüber meinen Interessen brachte man mir und meiner Tätigkeit von Anfang an ein freundschaftliches Verständnis entgegen, und zwar auf Grund einer reinen, liebevollen Menschlichkeit, die sich gegen nichts

grundsätzlich verschloß und mit Vergnügen das Fremde auf sich wirken ließ. Das tat mir um so wohler, als mein Bruder in der Heimat das genaue Gegenteil davon war. Dieser ließ keine Gelegenheit unbenutzt, um die Tüchtigkeit seiner Ideale gegen die Wertlosigkeit der meinen zu stellen, was ich mir übrigens stets ruhig gefallen ließ, da ich ja längst den Ehrgeiz aufgegeben hatte, für ernst genommen zu werden. Erst im Vergleich mit meinem Schwager merkte ich, daß das ewige Sichselbstbetonen meines Bruders und seine zwangsmäßige Neigung, das ihm Fremde zu verkleinern, eine innere Unsicherheit verbarg, die ihn stets trieb, sich scheinbar vor den andern, in Wirklichkeit aber vor sich selbst zu rechtfertigen, weil er im Tiefsten doch nicht an sich selbst und seine Werte glauben mochte. Mein Schwager hingegen fürchtete nicht im mindesten durch Anerkennung, ja gelegentliche Bewunderung meines abwechslungsreichen Nomadenlebens und meines Verzichtes auf weltliches Ansehen und Besitz sein eigenes Wesen einzubüßen, weil dies ja auf dem festen Grund seines wirklichen Selbsts stand. Das dritte Wort meines Bruders — eine Ausgeburt verborgenster Angst — war: „Aber wohin kämen wir, wenn alle so dächten, wie du?" Mein Schwager konnte, seine Pfeife im Mund, die Bekehrung aller zu den Worten seines Gegners ruhig abwarten. Er blieb der er war, nichts künstliches, sondern ein natürlich gewachsener Mensch, und für einen solchen gab es immer noch eine Spanne Raum, mochten die andern tun und denken was ihnen beliebte.

Die Gerechtigkeit verlangt zu sagen, daß sich beide Männer dennoch in einem Punkt zugunsten meines Bruders unterschieden. Bernhard war äußerst empfindlich. Er konnte auch nicht die leiseste Anspielung vertragen, die nur von ferne so scheinen konnte, als wolle man ihm in seine Sachen hineinreden, etwa in die Erziehung seiner Buben oder in die Führung seines Hauses. Mit meinem Bruder hingegen konnte

man offen über alles sprechen. Er nahm nichts übel, hörte einen ruhig an, widersprach wohl meistens scharf, dann konnte man aber nicht selten beobachten, daß er von jetzt ab irgend etwas anders machte als bisher. Was den hygienischen Weihnachtsbaum Volkoma betraf, so verstand er wohl keinen Spaß, dieser Gegenstand schien für ihn ein Symbol, mit dem er fiel und stand. Als ich ihm aber eines Tages davon abriet, vor dem Wohnhaus, doch schließlich meinem Elternhaus, geometrisch gezirkelte Teppichbeete, bewacht von tönernen Zwergen, anzulegen, und ihn auf die Schönheit unregelmäßiger Strauchgruppen und Blumenpflanzungen aufmerksam machte, da spitzte er die Ohren und sagte am Abend zu seiner Frau: „Heute habe ich etwas vom Seppel gelernt." Diese hielt ihren Hühnerkopf schief und fragte zweifelnd: „Wieso denn das?" und nun hielt er ihr einen Vortrag. Mein Schwager Bernhard wäre nie auf so geschmacklose Einfälle gekommen, wie mein Bruder, aber bei seinen Einfällen blieb er, ja zeigte einen recht grantigen Eigensinn, wenn ihm jemand zu widersprechen versuchte.

Ich bin bei der Schilderung dieser beiden Männer so lange verweilt, weil der eine die Vernichtung meiner alten, der andere die Blüte meiner neuen Heimat bedeutete. Die zwölf Millionen österreichischer Deutschen, die dank Bismarck außerhalb des Reichsverbandes geblieben waren, bedeuteten damals für mich das wahre, vom Geist des Reiches unverfälschte Deutschtum des Südens, aus dem ich stammte, das ich liebte, und das mich bei meinem Nomadendasein unter den vielen fremdländischen Einflüssen, die ich begierig aufnahm, nicht einen Augenblick Gefahr laufen ließ zu verwelschen oder zu verengländern.

4.

„Die Werke wurden vollbracht, die Arbeit wurde getan, und die Leute im Volk dachten alle: wir sind selbständig." Laotse.

Ich muß noch etwas ausführlicher sagen, wie ich das Österreichertum vor dem Krieg empfand. Es erschien mir als eine Art unbewußter Verkörperung der Lehren meines heimlichen Meisters, des Chinesen Laotse:

„Der Berufene verweilt im Wirken ohne Handeln."
„Das Ewig-Weibliche, in seinem Wirken bleibt es mühelos."
„Wer mit klarem Blick alles durchdringt,
Der mag wohl ohne Kenntnisse bleiben."
„Man horcht nach ihm und hört ihn nicht:
Sein Name ist: Klein."
„Er will nichts selber sein,
Darum wird er herrlich."
„Das Allerweichste auf Erden
Überholt das Allerhärteste auf Erden."
„Große Begabung muß wie dumm erscheinen."
„Ist man beim Herrschen zurückhaltend und zögernd, so ist das Volk ehrlich und einfach.
Will man beim Herrschen alles untersuchen und aufspüren,
So zeigt das Volk nur Mängel und Fehler."
„Wer das Nichthandeln übt,
Der sieht das Große im Kleinen und das Viele im Wenigen."

Für Deutschland aber galten mir folgende Worte des chinesischen Denkers:

„Der große Sinn ward verlassen,
So gab es Sittlichkeit und Pflicht."
„Gebt auf die Sittlichkeit, werft weg die Pflicht
Und das Volk wird zurückkehren zu Familiensinn und Liebe!"

„Die Welt erobern wollen durch Handeln:
Ich habe erlebt, daß das mißlingt.
Die Welt ist ein geistiges Ding,
Wer handelt, verdirbt sie."

Der Laotseschüler und Dichter Tschuang-Tse aber sagt, wie gemünzt auf Neu-Deutschland, von den Herrschern Yan und Schun:

„Sie brachten die Strömung des Ordnens und Besserns in Lauf, befleckten die Reinheit, zerstreuten die Einheit, verließen den Sinn und stellten statt seiner das Gute auf, gefährdeten das Leben und stellten statt seiner die Tugenden auf."

„Die ihr Selbst verlieren an die Außenwelt, die ihr Wesen preisgeben an die andern, das sind verkehrte Leute."

Freilich, was dem Österreicher fehlte, um sich in die Tiefe der Laotseschen Weisheit ganz hineinzuschwingen, war die Bewußtheit. Daß er seine wahren stillen Werte feiner Menschlichkeit nicht betont, ist seine Tugend, daß er sich aber ihrer fast schämt, sie heimlich selbst verachtet und meint, eigentlich müßte man doch tüchtig sein wie die Preußen, „wenn man nur könnte", das ist seine Sünde wider sich selbst und erklärt die erschreckende Widerstandslosigkeit der Edeln gegen das Lumpentum. Wie dem auch sei, in Österreich fand ich noch viele Menschen, die, so schlicht und begrenzt sie manchmal waren, sich aus ihrem Wesen, ihrem wahrem Lieben und Hassen entwickelten, unbeengt durch seelentötende Fachtüchtigkeit, die selbst in Süddeutschland immer mehr das Menschliche aufsog. Auch in Österreich sah ich, daß man die äußeren Güter nicht gering schätzte, aber doch ohne sie durch ein knechtisches Leben zu erkaufen, dem die Arbeit Zweck statt Mittel ist. In allen Ständen begegnete ich noch wesenhaften Naturen, die man, wenn das Wort nicht

zu weit genommen wird, Persönlichkeiten nennen konnte, das heißt Menschen, die mit Weib, Kind, Freund und Feind nach ihrem inneren Gebot lebten, unabhängig von dem, was außer ihnen irgendwo in der Welt gilt, sei es als Tüchtigkeit oder Pflicht, als Gesetz der Lebensführung, als neuer Schönheitskanon oder nur als Snobismus. Das hing auch damit zusammen, daß selbst der Städter noch eine engere Beziehung zum Land hatte, als irgendwo sonst, durch Verwandtschaft, Besitz oder nur durch die Gewohnheit langer Sommeraufenthalte. Unter Landleben verstand man nicht ein vierwöchentliches Hausen in einem lauten Gasthof, sondern häufig ein Übersiedeln mit dem gesamten oder halben Haushalt, den man unter vereinfachten Umständen draußen weiterführte. Das wurde begünstigt durch die vernünftige Einrichtung langer, zusammenhängender Sommerferien, vor allem aber dadurch, daß die Frauen das häusliche Wirken noch liebten, unterstützt von meist gefälligen Dienstboten.

Niemand hatte die den Reichsdeutschen der ganzen Welt so verleidende Meinung, man müsse sein Daseinsrecht „erweisen", sei es durch wirkliche Leistungen, sei es nur durch ein großes Maul oder aber durch beides zugleich. So kam es, daß Österreich trotz seinen unglückseligen inneren nationalen Kämpfen, oder vielleicht gerade darum, in jenen Jahren des überall hochgepeitschten Nationalismus das einzige Land war, das frei blieb von diesem stets in rachgierigem Imperialismus ausartenden Laster der Völker, daß der einzelne Österreicher ganz unberührt verharrte von jener unvornehmen Frechheit des Auftretens, in der Angelsachsen und Deutsche wetteiferten, ja mehr und mehr alle anderen Völker in dem Maße, als sie ihren Nationalismus entdeckten. Nur Österreich war von diesem Fluch wie durch eine ungeheure Gnade frei geblieben, aber seine Tragik ist, daß es dies selbst nicht sah. So blieb sein Wert unsichtbar und wurde ahnungslos verspielt. An

den Maßstäben der andern gemessen war er freilich nichts. So mußte es sich der Österreicher gefallen lassen, von der viel hohleren, aber lauteren, neuen Menschheit, besonders dem deutschen Nachbar, gönnerhaft wegen seiner guten Mehlspeisen, feschen Frauen und lustigen Operetten gelobt zu werden, im übrigen aber oft für eine leis komische Figur zu gelten. Man wird nun begreifen, warum gerade ich, der Seppel, hier eine zweite Heimat finden konnte.

Freilich gab es auch Schattenseiten. Gegenüber der Mehrheit innerlicher, nach außen oft rührend anspruchsloser Menschen aller Stände beobachtete ich auch bedenkliche österreichische Typen. Da war zum Beispiel der Bezirkshauptmann, ein wurzelloser Mensch, der als Sohn eines hohen Offiziers nie eine Heimat gehabt, sondern seine Jugend in vier oder fünf Garnisonen verlebt hatte. Von dem ländlichen Österreich wußte er nichts und versuchte es nach Paragraphen zu regieren. Das Gebirge haßte er. Er setzte sich auf seiner Veranda grundsätzlich mit dem Rücken gegen die Aussicht, wenn er seine geliebten Wiener Zeitungen las. Seine Genugtuung war, daß er sich mit einigen Hocharistokraten der Umgegend von der Schule her duzte. Daß ihn diese — viel schlichtere Menschen als er — verachteten, merkte er nicht. Seinen Bezirkskommissär fürchtete er. Das war ein junger fescher Mensch von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit, aber ein boshafter Streber, mit falschen Augen in dem leeren, bartlosen Gesicht. Seinem Charakter traute niemand; so hatte er Gewalt über alle. Im Salon der Frau Bezirkshauptmann war er der Löwe. Diese schätzte geistreiche Konversation und berief sich gern auf ihre Bekanntschaft mit dem beliebtesten Wiener Feuilletonisten, von dem sie zu den großen Premieren öfters eine Loge erhielt. Bei solchen Gelegenheiten fuhr sie mit großem Lärm nach Wien. Mich sah sie gern zur Jause, da ich wie kein zweiter an dem Ort die Bedeutung solcher Be-

ziehungen und Ereignisse beurteilen konnte. Gegen ihren mondänen Kreis schwang die deutschnationale Faust der nach Jägerwäsche duftende Notar Schoißwohl, der an seinem „akademischen Stammtisch" im Gasthaus zum Lebzelter von der Beschimpfung Österreichs, seiner Dynastie, Aristokratie, Geistlichkeit und Schlamperei und der Bewunderung reichsdeutscher Ordnung und Reinlichkeit lebte. Um ihn gruppierte sich eine Menschenklasse, die in Deutsch-Österreich nicht selten ist: Leute, die zu plötzlich vom ländlichen Leben zum städtischen übergegangen sind, die voll aufgeklärter Anmaßung alle echten Tugenden des Volkes, Schlichtheit und Frömmigkeit, schnell aufgeben und das Laster des Bürgertums, den intellektuellen Materialismus, gierig annehmen, Advokaten, deren Väter noch Brauknechte oder Wirte waren, Techniker, die von braven Holzfällern und Saudirnen abstammen, aber eben diese Bravheit nun selber als Blödigkeit verachten, zugleich voll Groll gegen vornehme Sitte und Überlieferung. Sie wünschten laut die Vereinigung Deutschösterreichs mit dem Reich und nannten die Tschechen und Welschen Verräter, weil sie ähnliche Wünsche im Hinblick auf ihre stammverwandten Nachbarn hatten.

Freilich waren die innerpolitischen Verhältnisse so verfahren, daß auch die edleren Naturen oft heimlich die Faust ballten. Unnahbarer als der schartigste Preuße war der kleine, runde Bürgermeister und Apotheker Krummnußholzer, dessen Seele so stachelig schien wie sein borstiges Igelgesicht. Kannte man ihn aber näher, so fand man einen grundgescheiten Mann, höchst sorgfältig in allem, was er tat, der sein Österreich innig liebte, aber verbittert war, daß unter den unglückseligen politischen Zuständen alles, was man Besonderes tat, schief gehen mußte, oft infolge persönlicher Eifersucht seitens derjenigen, denen es gerade obgelegen wäre, besondere Verdienste zu begrüßen.

5.

„Mach süß ihre Speise,
und schön ihre Kleidung,
friedlich ihre Wohnung
und fröhlich ihre Sitten."
Laotse.

Das Wohnhaus meines Schwagers lag außerhalb des Städtchens, etwas erhöht. Dadurch gewann es trotz seiner weißen Schmucklosigkeit zwischen ein paar Linden einen fast schloßartigen Charakter. Reben, die im Sommer hochrot wurden, kletterten um die mit bauchigen Gittern geschützten Fenster des Erdgeschosses empor. In der weiträumigen Vorhalle sah man in Glaskästen Erinnerungen an die Weltreisen meines Schwagers, ausgestopftes exotisches Getier, Skelette, ja sogar eine Mumie. All das wirkte nicht wenig auf die Einbildungskraft der bäuerlichen Patienten. Ein großer Obst- und Blumengarten schloß sich an das Haus, der durch das, was er hervorbrachte, von der Kirsche und Erdbeere über die Pflaume bis zum Apfel, vom Krokus über die Rose, Nelke, Levkoje und Lilie bis zur Aster ein lebendiger Kalender der Jahreszeiten war. Das Gartengelände stieg etwas an bis zu einem mit Holzbänken umgebenen, dicken Apfelbaum. Von hier aus überblickte man die grün und gelb wogenden Felder, die abgeernteten Herbstäcker mit dem aufsteigenden Rauch der verbrennenden Fruchtabfälle oder die weiß verzauberte Winterlandschaft. Zwischen den Feldern sah man hollunderumbuscht vereinzelte Bauernhäuser in friedlichem Behagen, an trüben Tagen umwebt wie von uralten Geheimnissen des seit zahllosen Geschlechtern hier verlaufenden Lebens, im Sonnenschein aber wie neu von einem kraftvollen Geschlecht soeben aus der Erde hervorgezaubert. Unter dem Apfelbaum saß ich gar oft am späten Nachmittag und sah zu, wie sonnverbrannte Arme Heu oder Getreide schnitten oder

auf hohe Wägen luden. Ich lauschte den mir seit der Kindheit vertrauten Geräuschen der Landarbeit, dem Dengeln der Sensen, den Rufen über die Felder, dem hohlen Geräusch und dem Geigen der nahen Pumpe, von der die Mägde Wasser für den Garten holten. Ich beobachtete das Aus- und Einfliegen der Stare in ihre Holzhäuschen zwischen den Zweigen und sog die wechselnden Düfte der aufgewühlten Erde oder den edlen Tabakgeruch des würzigen Grummets ein, wenn es schon in den Stadeln aufgeschichtet war. Unendlich wechselvoll sind die blauen, grünen und rotbraunen Spiele der Wolken, die sich bald an den Bergwänden verfangen, bald frei und hoch an dem milden, oberösterreichischen Herbsthimmel dahinziehen, während in der Ferne der schneeblaue Geisterzug der Hochgebirgsgipfel, die meist mehr oder minder dünne Schleier umspinnen, den Gesichtskreis begrenzt. Erschien morgens der erste Frühreif auf den Wiesen, während an den nahen Hügeln das Laub immer mehr von Grün in Purpur und Rotbraun überging, dann nahte mein Abschied. Nun genoß ich noch einige Tage das Behagen des mit Buchenscheitern wohldurchwärmten weiträumigen Hauses und kehrte dann in die Stadt zurück. In der Ebene grüßten mich noch einmal warme Spätsommerlüfte, in den städtischen Anlagen trugen die Bäume noch ihr Laub, und in den sonnigen Nachmittagstraßen feierten die Menschen den Abschied des Sommers, während sie sich am früh hereinbrechenden Abend bereits den winterlichen Stadtfreuden hingaben.

Ich aber schmeckte nun das Stadtleben doppelt süß, denn ich wußte, daß ich nicht an diese bunte Unrast und auf die Dauer die Seele aushöhlende Friedlosigkeit verkauft war, pflegte ich mich doch schon im Dezember wieder aufzumachen nach jenem vertrauten Haus in Österreich. Im Winter genoß ich dann das Zimmer, das mir meine Verwandten stets zur Verfügung hielten. Es stellte das dar, was ich in meinem

Nomadenleben allenfalls als mein Heim bezeichnen konnte. Es lag im oberen Stock des Hauses und war mit altmodischen geschnitzten Möbeln aus der Spätbarockzeit ausgestattet. An der verhältnismäßig niederen Decke befand sich eine sehr einfache, aber diese große rechteckige Fläche angenehm belebende, geschweifte Stukkatur. Ein paar alte Jagdgewehre meines Schwagers an der Wand und ein ausgestopfter Auerhahn sowie eine wächserne Madonna unter einem Glassturz, die meine Schwester als Mädchen mit aus dem Kloster gebracht hatte, hielten mir diese zwei lieben Menschen stets in ihrem vertrauten Wesen gegenwärtig. Einige bemalte Teller und Zinngefäße schmückten die Mauern und eine dunkel bemalte Leinwand, in deren dämmernden Grund gelbrötliche Firnen verglühten, versinnbildlichten die Landschaft, in der diese anspruchslosen Erzeugnisse im Laufe der Jahrhunderte gewachsen waren. Im übrigen aber gab mein eigenes Leben diesem Raum sein Gepräge. Hier standen auf langen, hohen Regalen die vielen Hunderte von Büchern, die sich in zwei Jahrzehnten aufgehäuft hatten. Darüber hingen dünne Holzrahmen mit leicht auswechselbaren schwarz-weißen Blättern. Ein paar Photographien von Frauen standen umher, und in den großen Barockkästen hing Kleidung und lag Wäsche, die ich nicht mit auf Reisen nahm.

Die Gewißheit, hier stets eine offene Zuflucht zu finden, hatte es mir möglich gemacht, mehrere Jahre in dem mir so artfremden Preußenlande zu leben, ohne mich dort unglücklich zu fühlen.

II

Schauspieler des Lebens

„Die Verworrenen haben im Anfang mit mächtigen Hindernissen zu kämpfen, sie dringen nur langsam ein, sie lernen mit Mühe arbeiten, dann aber sind sie auch Herren und Meister auf immer. ... Daher ist der Verworrene so progressiv, so perfektibel, dahingegen der Ordentliche so früh als Philister aufhört."

Novalis.

1.

„Tolle Zeiten hab' ich erlebt und hab' nicht ermangelt,
Selbst auch töricht zu sein, wie es die Zeit mir gebot."

Goethe.

Ich war im Juli 1914 von Österreich nach Berlin gekommen, um dort einige Geschäfte zu erledigen und dann den Rest des Sommers im Norden zu verbringen. Die unheilschwangere politische Lage hielt mich Woche um Woche zurück, bis der Krieg alle Reisepläne zunichte machte.

Das tiefinnerste Grauen, das die Ereignisse in mir aufrührten, ließ ich nicht bis zum Bewußtsein kommen, vielmehr genoß ich unter Schauern, wie mein Grauen sich in der bis in den Grund erschütterten Hauptstadt in sein Gegenteil verwandelte, in eine unheimliche Lust, innere Widerstände zu vergessen und in dem allgemeinen Gefühlsstrom mit zu verfluten.

Was mich bewegte, einmal bis zu Tränen, war nicht der landläufige Patriotismus. Diese künstlich erfundene, abstrakte Tugend ist mir stets ebenso fremd geblieben, wie jener leere wurzellose Internationalismus der Allerweltsmenschen. Ich habe dagegen ein Heimatgefühl, das nichts zu tun hat mit politischen Verhältnissen, und das unter der Ausbeutung oder Schändung der Naturschönheit durch pfiffige Geschäftsleute des Inlands oder durch eine mechanisierende Verwaltung von Landsleuten noch mehr leidet als durch Fremdherrschaft, solange diese nur Sprache, Sitte und Landschaft achtet. So hatten die Franzosen einst dem geraubten Elsaß-Lothringen seine deutsche Sprache und Sitte gelassen; nach dem politisch gewiß gerechten Rückfall altdeutscher Lande an Deutschland aber schnitt seit 1871 die rauhe preußische Herrschaft dem Volk mit tausend kleinen Messern ins Herz, und viele betonten jetzt erst heftig ein Franzosentum, das früher nicht mehr als ein anmutiger äußerer Schmuck an ihrem grunddeutschen Wesen war.

Nun aber erlebte ich in Berlin folgendes: die erste große Kränkung des Weltkrieges hatte Österreich erlitten. Ich sah damals noch nicht hinter die Kulissen, wußte nichts von der jahrzehntelang dauernden ungarischen Erdrosselungspolitik gegen Rumänien und besonders Serbien, das, weil man ihm keinen Seehafen und keine Ausfuhr gönnte, im Reichtum seiner Erzeugnisse erstickte, sein überschüssiges Vieh töten und vergraben mußte und in seiner abgeschlossenen Lage künstlich von aller Berührung mit der westlichen Welt ferngehalten wurde. Alles das war mir unbekannt. Ich sah nur, daß der österreichisch-ungarische Thronfolger, auf den seine künftigen Völker wie auf den Bringer einer neuen Zeit voll Erwartung schauten, von Meuchelmördern getötet worden war, die in Verbindung standen mit hohen serbischen Stellen. Die ganze Welt, besonders auch England, war ja darüber empört gewesen.

Wohl fand ich das Ultimatum an Serbien erschreckend scharf, wohl hoffte ich, es würde dennoch angenommen werden, nicht sehend, daß es absichtlich in unannehmbarer Form abgefaßt war. Als aber dann der Krieg ausbrach, da kam jener unvergeßliche Sommerabend in Berlin, an dem ich mir mit einigen Freunden, Deutschen aus allen Gauen und einigen in der Reichshauptstadt lebenden Österreichern, den Weg durch das wogende Getümmel der Straßen bahnte, um vor dem Gebäude der österreichisch-ungarischen Botschaft dem beleidigten Bundesgenossen unsere Treue zu zeigen. In den Gassen schien aller Pöbel wie verschwunden, das in Klassen-, Rassen- und Parteienhaß zerrissene Neu-Deutschland war wieder eins geworden, alle von derselben Leidenschaft erfüllt die in den einen unterirdisch wühlte, in anderen still glühte, in wieder anderen kühn aufloderte. Was einzelne in der Menge aus Zeitungsblättern vorlasen, ging alle an, wie ein Familienereignis. Man blickte Unbekannten, die eine Zeitung hatten, über die Schulter, gab ungefragt, aber stets bedankt, die Nachrichten weiter.

Jenseits des Tiergartens ging die Sonne in verschwenderischer Blutröte unter, so daß die Fenster der oberen Stockwerke wie in Flammen standen. Vor dem Botschaftspalast staute sich die Menge, abertausend Strohhüte und helle Frauenblusen bildeten ein farbiges Meer, und alle diese sonst so anmaßenden, auf Österreich herabschauenden Preußen sangen im Chor, der durch ein ganzes Stadtviertel dröhnte, das alte, jedem aus der Kindheit bekannte Lied:

„Ich hatt' einen Kameraden,
einen bessern find'st du nit."

Das trieb mir die Tränen in die Augen. Geheimnisvolle, zukunftsschwangre Dämmerung sank herab. Die dunklen Wege des Tiergartens blieben bis tief in die Nacht belebt

von Heimkehrenden mit Papierlaternen und immer wieder tönte das alte Lied von dem Kameraden. Noch wußte keiner, welch ein Leid er sich ersang und in welcher Gestalt das allgemeine Unheil auf jeden einzelnen herniederfahren würde. In jenen Tagen liebte ich Preußen.

2.

„Ich kam in einen Wald in der Ebene, und die Bäume hielten Rat und sagten: Kommt, laßt uns Krieg führen gegen die See, daß sie vor uns weichen möge, und daß wir mehr Wälder bilden. Die Fluten der See aber hielten ebenfalls Rat und sagten: Kommt, laßt uns aufbrechen, die Wälder der Ebene unterjochen, daß wir auch dort für uns Land gewinnen mögen. Der Gedanke des Waldes war eitel, denn Feuer kam und zerstörte ihn. Der Gedanke der See führte gleichfalls zu nichts, denn der Sand erhob sich und gebot ihr Einhalt. Wenn du Richter wärest zwischen beiden, wem würdest du recht geben, wessen Samen?“ Ich antwortete und sagte: „Wahrlich, beide haben sie Torheiten ausgedacht, denn das Festland ist dem Wald gegeben und auch die See hat ihren Platz, der ihre Fluten trägt.“

2. Buch Esra.

Ich las in der Zeitung, daß ein Vetter von mir väterlicherseits mit den Diplomaten der Mittelmächte aus England zurückgekommen sei. Er war zu der deutschen Botschaft in London in halbamtlicher Verbindung gestanden. Mich trieb die Neugier zu ihm, etwas über die letzten Tage in England zu hören.

Mein Vetter war ein eifriger Anhänger der deutsch-englischen Bündnispolitik. Ich war in den letzten Jahren mehrmals drüben bei ihm gewesen und verdankte ihm die Einführung in wichtige Kreise. So warm ich die noch überall spürbare Überlieferung des alten England liebte, so sehr mißfiel mir das immer stärkere Vorwiegen des Geschäftsmenschen und der ihrer wahren Natur entfremdeten Frau. Man fand in England meine altdeutschen (nicht etwa alldeutschen) Ansichten „sehr sympathisch“ und schwärmte von

„dear old Germany“, leider aber sei das heutige Deutschland etwas ganz anderes. Zu meiner größten Verwunderung hörte ich immer wieder, wir Deutsche planten heimlich den Krieg, anders sei unsere undurchdringliche Politik nicht zu erklären. Man konnte nicht glauben, daß ihre Zweideutigkeit mehr auf Ungeschick als auf bösen Absichten beruhte. Manchen Abend am Kaminfeuer auf einem Landsitz unweit Londons hatte ich meine bescheidene Beredsamkeit aufgeboten, um einen stark politisch interessierten Kreis von unserer friedlichen Gesinnung zu überzeugen. Die sogenannten Alldeutschen, versicherte ich, seien ein kleines, allgemein belachtes Häuflein teils von Schwärmern, teils von Rauhbeinen und Geschäftemachern, um die man sich in England mehr kümmere als bei uns, und die bei dem trotz äußerer Formlosigkeit im Innern maßvollen Charakter der Deutschen niemals zu irgendwie bemerkbarer Macht kommen könnten.

Wie gesagt, man nahm solche Gedanken mit freundlicher Teilnahme auf, aber ich sah doch auch säuerliche und bittere Gesicher im Hintergrund. Erst später lernte ich sie mir zu erklären. Da meine Worte in so ausgesprochenem Gegensatz standen zu dem tatsächlichen Verhalten der deutschen Geschäftsleute, die man allerorts sah, und der deutschen Politik, die seit der Marokkanischen Krise immer mehr von ihnen beeinflußt war, hielt wohl mancher das, was ich sagte, für abgefeimteste Heuchelei, die unsere wahren Ziele verbergen wollte. „Der deutsche Intellektuelle als Schrittmacher oder im Gefolge des deutschen Händlers!“ Für einen derartigen Typus mochten jene Mißtrauischen den harmlosen Seppel halten, der sich eine solche Ungeheuerlichkeit damals überhaupt noch nicht hätte vorstellen können, und der daheim doch nichts war als eine komische Figur, die jeder ernste Geschäftsmann verlacht hätte.

Ich besuchte also meinen Vetter in Berlin im Gasthof. Seine Frau, eine elegante blonde Hamburgerin, die sich in

ihren Formen in nichts von einer gewandten Engländerin unterschied, empfing mich in einem kleinen Salon, in dem noch einige mir unbekannte Personen waren, welche dieselbe Neugier wie mich hergeführt hatte. Meine Cousine erklärte kühl, während sie mit sehr gemessenen Bewegungen ihrer langen, etwas knochigen Hände Tee eingoß, ihr armer Gatte sei wie rasend über die Vorgänge. Mit ernstlich gutem Willen unsererseits hätte man den Krieg vermeiden können. Ihr lieber Mann verliere fast den Verstand darüber, daß man hier zu dem entsetzlichen Unglück Hurra schreie. Die Anwesenden erhoben erstaunten Widerspruch.

In diesem Augenblick flog die Tür des Nebenzimmers auf. Der arme liebe Mann sprang hervor wie ein Panther, ein kleiner dünner Mensch von gelber starrer Häßlichkeit mit ungeheurem Unterkiefer, er glich einem Japaner. Gerade war er beim Umziehen gewesen; er hatte unser Gespräch gehört und es in seiner Nervenüberreizung nicht mehr ausgehalten, ohne einzugreifen. Sein wirres Haar sträubte sich empor. Die magere Gestalt hatte er schnell in einen schwarzseidenen, mit hochroten Flammen gemusterten Morgenrock gehüllt, die gleichsam aus ihren Höhlen springenden Augen schienen dunkles Feuer zu sprühen.

„Wie?“ fauchte er, „zweifelt etwa noch jemand an unserer Schuld an diesem Krieg? Seit Bismarcks Abgang fordern wir die Engländer ebenso unnütz wie leichtfertig heraus. Zwischen der größten Seemacht und der größten Landmacht gab es keinen natürlichen Gegensatz. Wie haben ihn erst künstlich geschaffen. Man läßt durch Nationalökonomen in Hochschulen und in der Presse lehren, Deutschland müsse ohne überseeische Getreideeinfuhr verhungern. Das ist eine Lüge. Wir könnten, ohne mit irgendwem in Streit zu geraten, das, was wir brauchen, wie früher aus Rußland und Rumänien haben, indessen hat eine Schar von Banditen dem Kaiser eingeredet,

wir brauchten die argentinische Ernte. Aber warum brauchen wir sie? Warum? Damit diese Banditen ihre miserablen Industrieerzeugnisse massenhafter nach Argentinien verkaufen können, damit eine Riesenhandelsflotte nötig wird. Die aber braucht zu ihrem Schutz wiederum eine Riesenkriegsflotte, an der auch ungeheuer verdient wird, und das hieß notwendig: Krieg mit England!"

Ich konnte diesen schnell hervorgeschleuderten Worten kaum folgen und wäre nicht imstande, sie hier wiederzugeben, hätte sie mir mein Vetter nicht später oft genug wiederholt. Ich war ganz und gar erfüllt von dem Eindruck der wirbelnden Erscheinung in dem rotflammenden schwarzen Gewand. Mir war, als stünde der Ententeteufel leibhaftig vor uns. Die andern waren sprachlos über solche Ketzerei. Einer, eine graubärtige Exzellenz, als Wirklicher Geheimrat pensioniert, warf ein: „Aber bitte sagen Sie mir, warum sollen wir keine Flotte haben, während die Engländer sich herausnehmen, die See zu beherrschen?" „Weil es überflüssig ist und uns von der Bahn unserer natürlichen Entwicklung abführt. Infolge unseres dummen Schnellreichwerdenwollens nach dem Muster der Westvölker haben wir unseren wahren Reichtum, das gesunde Volkstum, durch Industrialisierung, Proletarisierung geschwächt. Wir hätten England als Freund gehabt, wären wir bei unserer geschichtlichen, organischen Ausbreitung nach Osten geblieben. Den fleißigen, noch nicht größenwahnsinnigen Deutschen von einst hätte man sich in den Ostseeprovinzen gefallen lassen. So aber wird durch die Landflucht der Menschen in die Industriezentren unsere Ostflanke geschwächt, die Slawen rücken natürlich nach, und eine wirkungslose, nur Haß säende Gewaltpolitik gegen sie sucht gutzumachen, was wir selber durch die Wahl eines falschen Weges verschuldet haben. Wäre es dann doch einmal zu einem Krieg mit Rußland gekommen, so doch zu keinem Weltkrieg mit England als Feind.

Jetzt ist unser Untergang unvermeidlich." Ein Grauen, das aber alle schnell unterdrückten, rührte bei diesen Worten an alle Seelen. Mein Vetter fuhr fort: „Es gibt Platz für ein mächtiges England und für ein mächtiges Deutschland auf der Welt, aber für ein zweites England, was wir werden wollten, ist kein Platz. Die Engländer können als Inselvolk im Gegensatz zu uns ihre notwendige Nahrung nur zur See beschaffen, brauchen also — wiederum im Gegensatz zu uns — nicht nur eine Flotte, sondern müssen, wenn sie nicht in Gefahr kommen wollen, zu verhungern, auch aufpassen, daß nirgends so große Flotten entstehen, von deren Gnade es einmal abhängen könnte, ob sie ihnen die Nahrungszufuhr erlauben wollen. Sie haben sich bis in die letzte Zeit redlich mit uns verständigen wollen. Wir verweigerten ihnen aber den Anspruch, sich überhaupt um unseren Flottenbau zu kümmern, während wir es doch stets für unsere nationale Pflicht hielten — übrigens mit Recht —, die Heeresrüstungen der Franzosen und Russen im Auge zu behalten, damit sie uns nicht eines Tages mit Übermacht überfallen können. Auf der letzten Haager Friedenskonferenz haben alle Staaten ernstliche Verständigungsversuche gemacht; wer sie aber abgewiesen hat, waren wir. Welcher Deutsche, der sich über Englands Perfidie entrüstet, kennt denn überhaupt die Protokolle der Friedenskonferenzen, über die sich unsere Presse auf höheren Befehl lustig machte?" „Sie glauben also an den ewigen Frieden?" näselte spöttisch ein Rittmeister von den Gardedragonern, „ich lache über diesen Humbug, damit soll der Michel nur angeführt werden." Mein Vetter rief aus: „Sie ersparen mir fast alle weiteren Beweisgründe. Eben diese durch nichts als durch die eigenen blinden Affekte begründete Auffassung der Deutschen ist die Ursache des Kriegs; aber es handelte sich gar nicht darum, ob man an den ewigen Frieden glaubt, sondern darum, daß die Welt zum ersten Male

versuchen wollte, den Ausbruch von Kriegen zu erschweren sowie die Rüstungen einzuschränken, und daß allein Deutschland diese Versuche schnöde verhöhnt hat. Ich wiederhole: Lesen Sie die Protokolle, ehe Sie ein Wort weiter reden. Erst nach unserer Herausforderung der Welt im Haag fuhr Eduard VII. nach Kronstadt und schloß sich der Entente an, was schließlich zur Einkreisung des deutschen Militarismus führte, nachdem er Vernunftgründen taub geblieben war. Dann freilich hat England überall den Deutschenhaß geschürt durch Stärkung des Panslawismus, der französischen Revanchelust und des italienischen Irredentismus mit ungeheuren Geldmitteln. Hätte sich der alte Kaiser Franz Josef in Ischl weniger loyal gegen uns verhalten und sich an der Einkreisung beteiligt, dann wäre es besser für die Welt gewesen, würden wir jetzt nicht loszuschlagen wagen." „Was? Wie?" rief man durcheinander. „Sie wollen doch nicht behaupten, daß wir losgeschlagen haben?" „Gerade das behaupte ich; die Feinde wollten verhandeln. Sir Edward Grey wollte Österreich Genugtuung verschaffen, es bis Belgrad marschieren lassen, wenn es sich verpflichtete, so lange verhandelt wird, nicht weiter als Belgrad zu gehen. Die russische Grenzmobilisierung war erst die Folge unserer vom Generalstab im Lokalanzeiger verursachten Falschmeldung, die, nachdem sie auf dem Weg nach Petersburg war, widerrufen wurde." „Welcher Falschmeldung?" riefen mehrere. „Der Falschmeldung, wir hätten schon mobilisiert. Der Zar telegraphierte dem Kaiser, man möge trotz der beiderseitigen Mobilisierung, weil sie nun einmal aus technischen Gründen nicht rückgängig zu machen war, weiter verhandeln. Das nannte die deutsche Kriegserklärung die russische Herausforderung, die Deutschland annehme. So sieht die Sache aus für europäische, vom deutschen Generalstab nicht getäuschte Augen." „Niemals", erwiderte der Wirkliche Geheimrat, „glaube ich an die defen-

sive Absicht der Einkreisungspolitik. Und wenn wir wirklich den Augenblick des Losschlagens selbst gewählt haben, so war es, um den feindlichen Plänen der Gegner zuvorzukommen." „Selbst Bismarck verurteilte Präventivkriege," rief mein Vetter, „da man dem Schicksal nicht im voraus in die Karten sehen könne, übrigens sind das deutsche Märchen. Sie ahnen nicht, wie man in England den Krieg haßt und das Kriegshandwerk verachtet, im Gegensatz zum militärfrohen Deutschland." Niemand vermochte etwas zu erwidern. Nach einer etwas peinlichen Pause fuhr mein Vetter ruhiger fort: „Die Engländer fühlten durch uns überall ihre eigenen Lebensbedingungen bedroht, ohne erkennen zu können, was wir eigentlich bezweckten. ‚Was sollen', fragten sie, ‚überall diese kleinen Kolonien, die uns stören und euch nicht nützen? Wie sind solche Worte zu verstehen, eure Zukunft liege auf dem Wasser, der Dreizack gehöre in eure Faust? Will man sich mit euch verständigen, fragt man nach euren Interessen, um sie möglicherweise anzuerkennen, dann hüllt ihr euch in Zweideutigkeiten und erklärt, ihr hättet nur wirtschaftliche Absichten; aber in Marokko habt ihr doch ohne Zweifel anfangs andere Absichten gehabt, wozu ihr euch nur noch nicht stark genug fühltet. Zwar wird der Friede immer wieder notdürftig geflickt, aber eure planlose, die ganze Welt beunruhigende Wirtschaftspolitik beginnt von neuem.' So urteilten die politischen Engländer, und ich gestehe, ich habe nur mit recht fadenscheinigen Gegengründen das Gesicht meines Landes wahren können. Sie haben uns noch vor einem Jahr die Hälfte der portugiesischen Kolonien angeboten, falls wir uns auf eine Flottenverständigung einließen. Ich frage: Warum durfte das in Deutschland nicht bekannt werden, warum wurde der nach endlosen Verhandlungen schließlich paraphierte Vertrag von uns nicht unterzeichnet?" „Wer konnte denn diesem neidischen Krämervolke trauen?" warf

die alte Exzellenz wieder ein. „Neidisch? Krämervolk?“ rief mein Vetter. „Wir sind heute das Krämervolk, keiner ist auf uns neidisch, auf unsere freudlose Tüchtigkeit, die 12 Stunden im Tag arbeitet, arbeitet um der Arbeit willen. Drüben arbeitet man um zu genießen, um abends und am Wochenende frei zu sein, und dazu gewährt es eine ideale Befriedigung, seine Waren so wie sie sind als Ausdruck eines höheren Geschmackes in der Welt zu verkaufen. Die Kulikonkurrenz aber, die schuftet, schuftet, schuftet, sich keinen Genuß gönnt als den, der angeblich in der Arbeit selbst liegt, d. h. den andern etwas abzujagen, die Unterwürfigkeit, die sich von jedem Eskimo oder Feuerländer dreimal hinausschmeißen läßt, um dann durch die Hintertür mit einem noch billigeren Angebot wieder zu kommen, das noch mehr dem Eskimo- oder Feuerländergeschmack entspricht, nein, diese Konkurrenz des auf seine Anpassungsfähigkeit so stolzen neudeutschen Kaufmanns, der die Welt zwingen will, wie er 12 Stunden täglich zu arbeiten oder ihm hörig zu werden, die beneidet man nicht, die schlägt man tot. Das ist die Ursache des Kriegs: die Welt will nicht 12 Stunden arbeiten im Tag.“

„Nun, da geben Sie ja zu, daß man uns totschlagen wollte,“ erwiderte der näselnde Rittmeister, „das war also der Zweck der Einkreisungspolitik.“ Aber mein Vetter ließ sich nicht beirren. „Die Einkreisungspolitik“, erwiderte er, „war in ihrem Wesen friedlicher als unser Fottenbau. Ich lege meine Hand dafür ins Feuer, Sir Edward Grey, den hier alle als einen Schurken hinstellen, wollte den Frieden so ehrlich wie Bethmann-Holweg.“ „Am Tag vor unserer Abreise,“ ergänzte meine Cousine wehmütig, „haben wir noch mit ihm Bridge gespielt.“

Mein Vetter sank erschöpft auf einen Sessel und sah aus wie ein Häufchen Asche. Überzeugt hatte er niemand; man wiederholte, er habe ja selbst zugegeben, die Engländer

wollten uns aus Mißgunst gegen unsere besseren Arbeitsmethoden vernichten. Auch ich war nicht überzeugt, aber doch im tiefsten beunruhigt. Noch zitterte in meiner Seele das Lied vom guten Kameraden, aber leise bewegte sich von nun an mein Denken in anderer Richtung, freilich zunächst immer wieder von den herrschenden Vorstellungen der Zeit zurückgedrängt.

3.

Antigone: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da."
Sophokles.

Als ich den Gasthof verlassen wollte, um nach den neuesten Kriegsnachrichten zu forschen, begegnete mir unten in der Halle eine tief verschleierte, etwas dicke kleine Dame. Unsere Blicke kreuzten sich, sie schien zu zögern, ob sie mich anreden solle. Da erkannte ich meine alte Freundin, Frau von Andreanov, die ich diesen Sommer wie im vorigen Jahr auf ihrer Datsche in Finnland hätte besuchen sollen, wo sie der Mittelpunkt eines kleinen Kreises von intellektuellen Russen und Skandinaviern war. „Anna Nikolajewna!" rief ich erstaunt. Sie schien etwas erschreckt. Vorübergehende blickten nach uns. „Kommen Sie hierher!" flüsterte sie; ich folgte ihr in ein leeres Lesezimmer. „Lieber," sagte sie zitternd mit ihrer etwas rauhen Altstimme, „darf man denn überhaupt mit Ihnen sprechen? Werden Sie keine Unannehmlichkeiten haben? Wir sind doch jetzt Feinde." „Wir werden nie Feinde sein," erwiderte ich. „Also Sie machen diese Dummheiten nicht mit?" fragte sie erleichtert, mich hoffnungsvoll mit ihren zärtlichen braunen Gazellenaugen anblickend. „Welche Dummheiten?" „Aber die Menschen sind doch verrückt."

Ich kannte Frau von Andreanov von Rom her. Ich weiß keinen Menschen, auf den ich das abgebrauchte Wort „ein

goldenes Herz" anzuwenden so uneingeschränkt bereit wäre. Ich glaubte ihr aufs Wort, als sie mir einmal eines Abends, nachdem wir viele Stunden über alle möglichen Fragen geschwatzt hatten, feierlich erklärte, nun sei ich in die Zahl ihrer Freunde aufgenommen, und das hieße so viel, als daß sie nun in allem zu mir halten würde. „Wenn Sie ein Verbrechen begangen haben sollten, Ossip Ossipowitsch," (so übersetzte oder vielmehr ersetzte sie meinen Namen) dann „flüchten Sie zu Ihrer Freundin, sie wird Sie verbergen. Sie wird nicht fragen: ist Ossip Ossipowitsch ein Verbrecher? sondern sagen: Ossip Ossipowitsch hat dies getan, darum kann es nichts Schlechtes sein!"

Scheinbar lebte die rundliche, nicht besonders hübsche Witwe eines russischen Adelsmarschalls — sie war gegen 40 — nur ihren eigenen Freuden. Ihre etwas fetten Händchen mit Grübchen über den beringten Fingern zerstreuten das Gold am liebsten da, wo man sich vergnügte, im Winter in Rom, im Frühjahr an der Riviera. Jetzt kam sie, wie alljährlich, von Karlsbad, aber durch die Ereignisse um fast einen Monat verspätet. Unserem Plan nach hätte ich sie von hier aus nach Finnland begleiten sollen. Ich erwartete sie längst nicht mehr, um so tiefer berührte mich der Zufall dieses unerwarteten Zusammentreffens in dem Gasthof. Heute Nacht ging der letzte Zug, der die aus den böhmischen Bädern heimkehrenden Russen zur Grenze brachte.

Anna Nikolajewna war unglücklich über die Ereignisse; ihr Gesicht, von dem sie nun den Schleier gezogen hatte, war verweint, sie begann zu schluchzen: „Die Menschen hier sind fürchterlich," sagte sie. „Ich kann mich in kein Geschäft wagen, schon zweimal wollte man mich wegen meiner Aussprache oder meines hier zu Lande auffallenden Äußeren wegen als Spionin verhaften, als ob Spione nicht gerade unauffällig aussähen; aber mein Paß mit der Abreiseerlaubnis für heute Nacht

ist Gott sei Dank in Ordnung. Gehen Sie jetzt, Lieber, Sie kompromittieren sich nur mit mir und können Unannehmlichkeiten haben.“ „Ich werde Sie jetzt nicht allein lassen,“ erwiderte ich bewegt, „wir brauchen uns nicht gerade zusammen draußen sehen zu lassen, aber wenn ich Ihnen noch mit irgend etwas dienen kann, verfügen Sie über mich.“ Sie hatte noch einige nötige Einkäufe zu machen, die ich für sie besorgte. Später empfing sie mich auf ihrem Zimmer, wo wir zu Nacht aßen. Dann brachte ich sie zur Bahn.

Die Gesellschaft meiner Freundin war freilich für Berliner Augen etwas kompromittierend. Kaum fühlte sie sich in meiner Nähe etwas geborgen, als sie alle Vorsicht vergaß. Sie sprach vor Kellnern, Kutschern, Gepäckträgern in ihrer gewohnten Lebhaftigkeit und fiel dauernd vom Deutschen ins Französische oder Italienische, was in jenen Tagen der Raserei nahezu lebensgefährlich werden konnte. Ihr Aufzug war für mitteleuropäische Begriffe immer viel zu auffallend gewesen. Der große rote Strohhut mit dem weißen Vogel darauf, die Zofe mit dem platten Kalmückengesicht, die kein Wort deutsch sprach, zwei Pariser Schoßhündchen, die aussahen, wie der schwarze haarige Teufel Policke-Polacke im Kasperltheater, alles dies, ließ mir geraten erscheinen, für die Fahrt nach dem Bahnhof Friedrichstraße trotz der Hitze einen geschlossenen Wagen zu nehmen. Aber auch so waren wir nicht ganz sicher. Man mußte in jenen Tagen der Mobilmachung immer gewärtigen, daß zur Front eilende Offiziere, wenn auch höflich, einen Wageninsassen um schnelle Abtretung seines Gefährts baten. In dem Gedanken: dieser Mensch ist vielleicht in drei Tagen eine Leiche oder ein Krüppel, war man natürlich machtlos.

Während die Abendsonne durch eine Seitenstraße in unser mit Koffern und Schachteln vollgestopftes Fuhrwerk fiel, sagte ich: „Wissen Sie noch, Anna Nikolajewna, wann wir

das letzte Mal zusammen in einem Wagen saßen? Es war auch zur Zeit des Sonnenuntergangs.“ „O ja, ich weiß,“ erwiderte sie wehmütig, „im vorigen Herbst, als wir in Petersburg Abschied feierten. Wir fuhren nach der Strjelna und sahen die Sonne in der Newa untergehen, und dann jagten wir durch die Dämmerung der Straßen zu Palkin, weil Sie einmal echt russisch essen wollten, und wie gut hat Ihnen die Soljanka geschmeckt...“ ..„und die Pirogen“ ergänzte ich. Wir schwiegen einen Augenblick, starr nach rückwärts gelehnt, um von außen nicht gesehen zu werden. Meine Freundin spottete darüber, daß die Berliner Wagen laut sittenpolizeilicher Vorschrift keine Vorhänge haben dürfen. „Wann werden wir uns wiedersehen, Ossip Ossipowitsch?“ unterbrach Anna Nikolajewna das Schweigen, „und wie wird dann die Welt aussehen? Aber wir bleiben Freunde, nicht wahr?“ Sie ergriff meine Hand und beschwor mich: „Nicht wahr, Lieber, Sie werden immer gut von mir denken, was auch geschieht?“ „Aber was hat denn das mit den Geschehnissen zu tun?“ fragte ich. „O, ich habe ja nichts gegen die Deutschen, ich hasse nur euren schrecklichen Militarismus,“ erwiderte sie, als wolle sie sich wegen irgend etwas entschuldigen. „Aber den habt ihr doch auch, der Zarismus...“ „Ach der Zarismus,“ unterbrach sie wegwerfend, „der ist ja nur eine galvanisierte Leiche, beim ersten Anstoß fällt er von selber um. Ich habe gar nichts dagegen, daß ihr ihn besiegt, denn dann kommt die Revolution und ein Ende aller Gewalt. Ich weiß, wir müssen jetzt zuerst geschlagen werden, aber trotzdem dürft ihr, werdet auch ihr nicht siegen.“ „Aber wie soll das beides zugleich möglich sein, Anna Nikolajewna?“ fragte ich. „Es wird möglich sein,“ erklärte sie in einem fast verzückten Ton, mit dem sie stets ihre unbeweisbaren Behauptungen zu bekräftigen pflegte. „Nicht wahr,“ wiederholte sie immer wieder, „Sie werden nicht schlecht von mir

denken, was Sie auch hören werden?" „Sie wollen sich doch nicht etwa an der Revolution beteiligen?" fragte ich. „Vielleicht werde ich mich beteiligen. Alle Völker müssen frei werden, auch ihr, auch ihr. Nur das habe ich im Sinn." „Sie machen mich wirklich ängstlich," sagte ich, „warum wollen Sie sich in so zweideutige Sachen einlassen? Sie wirken so viel Gutes im engen Kreis. Jeder, mit dem Sie in Berührung kommen, wird belebt durch Ihre Wärme und beglückt durch Ihre Güte. Damit helfen Sie den Menschen mehr als durch Beteiligung an politischen Kämpfen, in denen notwendiger Weise immer beide Teile unrecht haben." „Aber es gibt ein Recht, es gibt ganz gewiß ein Recht, und nach ihm werden alle recht haben. Aber wie viel Blut muß fließen für dieses Recht!" rief sie schaudernd. Sie fuhr mit ihrem Taschentuch durch die Luft, als wolle sie eine furchtbare, blutige Vision wegweisen.

Ich brachte sie hinauf zum Zug, der dicht gefüllt war von ihren Landsleuten. Auf dem Bahnsteig begrüßte sie sich mit mehreren Bekannten. Die Zofe vermochte die zwei teuflischen Schoßhündchen nicht zu bändigen, die von einem Kofferhügel aus die Gepäckträger mit ohrenbetäubender Schärfe anbellten. Bis zum letzten Augenblick stand Anna Nikolajewna bei mir auf dem Bahnsteig, beim Sprechen das Kinn hochhebend, wie es die Gewohnheit der kleinen Frau war. Sie stieg auf das Trittbrett. Dadurch kam ihr Gesicht in gleiche Höhe mit dem meinen. Während ich ihre Hand hielt, küßte sie mich schnell auf beide Wangen, eine Vertraulichkeit, wie sie bisher nie zwischen uns vorgekommen war. „Nicht wahr," waren ihre letzten Worte, „Sie werden immer gut von mir denken und sagen: meine Freundin Anna Nikolajewna hat es getan, also kann es nicht aus bösem Herzen kommen." Schon setzte sich der Zug in Bewegung, mir war ein Hauch ihres Parfüms auf den Wangen zurückgeblieben.

„Wann," fragte ich mich auf dem Heimweg, „werde ich wieder von Anna Nikolajewna hören? Vielleicht in Jahren". Eine unsagbare Traurigkeit erfüllte mich.

Noch immer waren wie in den Vortagen die nächtlichen Straßen von einer unruhigen, erwartungsvollen Menge erfüllt, da die Berichte der Heeresleitung anfangs erst um Mitternacht zu kommen pflegten. Junge Leute mit bunten Papierlaternen zogen singend vorüber. Am Abend dieses ereignisvollen Tages ahnte ich zum erstenmal etwas von dem Grauen, das bald mit schwarzen, bluttriefenden Fittichen die Welt beschatten sollte. Alle um mich waren wie betäubt durch den dämonischen Reiz des völlig Unbekannten, dem wir entgegen gingen, das alle zusammen, aber jeden einzelnen in anderer Weise erwartete. In der Erinnerung ist mir, als habe mein inneres Auge über jedem etwas schweben gesehen, wie die Spruchbänder über den Engeln alter Heiligenbilder, aber auf diesen gespenstischen Spruchbändern standen keine Lobpreisungen, sondern die Höllenstrafen geschrieben, zu denen jeder dieser Jubelnden bereits verurteilt war.

Schon nach drei Tagen hörte ich von Anna Nikolajewna, aber auf wie furchtbare Weise! Mit einem mich gleichsam ins Unwirkliche schleudernden Entsetzen las ich in einer Zeitung an versteckter Stelle, daß man in dem letzten Zug, der Russen an die Grenze brachte, eine Spionin erwischt habe, in deren Koffer sich Pläne preußischer Festungen befanden. Ihr Name war Frau Anna von Andreanov. Sie sei sofort vor ein Kriegsgericht gestellt und heute früh um fünf Uhr — um diese Zeit lag ich noch in ahnungslosem Morgenschlummer — auf dem Sandplatz des Gefängnishofes erschossen worden. Solche Weiber, fügte die Zeitung aus ihrem eigenen Gefühlsschatz hinzu, seien doch eigentlich des ehrlichen Schusses Pulver nicht wert, erhängen sollte man sie.

Ich verbrachte eine furchtbare Nacht, in meinem Innern tönten immer wieder ihre letzten Worte: „Meine Freundin Anna Nikolajewna hat es getan, also kann es nicht aus bösem Herzen kommen."

4.

„Du mußt erst zu einem Esel werden, sollst du göttliche Weisheit besitzen." St. Nestor.

Meine bei Kriegsausbruch neu erwachten Gefühle wurden auf noch härtere Proben gestellt. Bernadette, meine langjährige Geliebte, war Französin. Von ihren näheren Umständen muß ich zunächst einiges berichten. Sie war das einzige Kind eines etwas leichtsinnigen Hauptmannes bei den Chasseurs d'Afrique. Dieser hatte sich in Algier mit der Tochter eines reichen Grundbesitzers verheiratet und nach dessen Tod das ganze Gut verwirtschaftet. Da erwies sich als Retter Herr Heinrich Bosch, ein Deutscher, früher Kommis und neuerdings Prokurist eines der größten Ausfuhrgeschäfte für algerisch-tunesische Landeserzeugnisse. Herr Bosch pflegte alljährlich im Auftrag seines Hauses Bernadettes Eltern ihre Dattelernte abzukaufen. In jenen Kolonialländern mit den ungeheuren Entfernungen herrscht notgedrungen eine die Verschiedenheit der Menschen wenig berücksichtigende Gastfreundschaft. So kam es, daß der wenig gebildete, etwas täppische Mann mit den kleinen, unruhigen Taubenaugen, dem bürstenartigen, mehr farblosen als blonden Haupthaar und den stets roten, froschkalten Händen häufig auf dem Gute des noch immer eleganten Kapitäns und seiner etwas pomphaften, seiderascheInden Gattin einkehren durfte. Als der alte Herr sich eines Tages vor dem Bankerott sah, brach seine straffe militärische Haltung mit erschreckender Plötzlichkeit zusammen. Er wurde hilflos wie ein Kind und stammelte vor dem klug aufmerkenden Herrn Bosch sein Unglück heraus,

sich und die Seinen etwas pathetisch bejammernd. Herr Bosch hatte durch eigenen Fleiß und eigene Tüchtigkeit ein ganz hübsches Vermögen zusammengebracht, worauf er so kindlich stolz war, daß er es jedem gern bis ins einzelne erzählte. Jetzt schien ihm der Augenblick gekommen, den höchsten Lohn seines, wie er gern sagte, pflichttreu der Arbeit hingegebenen Lebens zu empfangen. Er ließ sich die ganze Lage von Bernadettes Eltern erklären. Bei den scharf ins Einzelne gehenden Fragen versagte der Kapitän völlig, er wurde immer kindischer, während seine viel gefaßtere Gattin mit den männlichen Gesichtszügen und etwas schwarzem Schnurrbartanflug unter Puder trotz ihrer zurückhaltenden Großartigkeit der Gebärde eine bemerkenswerte Sachlichkeit zeigte. Herr Bosch zollte ihrem Geschäftssinn aufrichtiges, etwas ungeschicktes Lob und schlug dann mit seiner scharfen, hohen Stimme, immer wieder den praktischen Verstand der Dame anrufend, als Rettung vor, die junge Bernadette solle „in seine Firma einheiraten“. Das war die Form seiner Werbung. Erschien dies auch den alten Herrschaften recht plump, so war es ihrer Überlieferung doch durchaus entsprechend, daß bei Eheschließungen der Gesichtspunkt der Familie über dem des einzelnen stand. Der Gesichtspunkt der Familie aber war in diesem Augenblick der: wie schützen wir uns vor schmutziger Armut und unser Kind vor dem für eine fein organisierte Frau so zermalmenden Kampf ums Dasein? Herr Bosch verstand sein Angebot folgendermaßen: Er wollte das verwirtschaftete Gut selber übernehmen und damit erst Teilhaber seiner Firma werden, die sich auf die Art vorteilhaft mit eigenen Erzeugnissen versorgen würde. Die Eltern Bernadettes sollten dafür eine lebenslängliche Rente erhalten, die ihnen ein sorgenfreies, wenn auch nicht anspruchsvolles Leben in einem bescheidenen Landhaus erlaubte, das sie in der Nähe von Nizza besaßen. Dort nach Bernadettes Heirat

ihre Tage zu beschließen, war ohnehin der Traum des alten Ehepaares gewesen. Die siebzehnjährige Bernadette aber sollte Frau Bosch werden. Nach einigen Monaten des Widerstrebens zwang die Not die Familie, die in vielerlei Hinsicht glänzenden Vorschläge anzunehmen. Die Auskünfte über den Schwiegersohn lauteten in geschäftlicher Hinsicht im selben Maße vorzüglich, als sein untergeordnetes, ja lakaienhaftes Wesen in persönlicher Hinsicht zu wünschen übrig ließ.

Die tief brünette, schmale Bernadette war noch ein vollkommenes Kind und erst vor kurzem aus einem Sacré Cœur-Kloster zurückgekehrt. Was die Ehe ist, wußte sie nicht. Ihr Kinderherz leistete wohl einigen schwachen Widerstand, beugte sich aber dann in gewohntem Gehorsam, ihr Frauenherz schlief noch. Ich besitze ein Bild von ihr aus jener Zeit: ein zwar äußerst bestimmtes Gesichtchen, tiefe afrikanische Augen, eine antike, doch nicht sehr starke Nase und ein ungewöhnlich scharf geschnittener Mund, aber all dies war noch etwas leer, wie das kostbare Gefäß für einen künftigen Inhalt.

Nach einigen Jahren reizte es Herrn Bosch, seine Triumphe in die Heimat zu tragen. Das Geschäft verkaufte hauptsächlich nach Frankreich, Spanien und Italien, nun wollte er ihm auch die deutschen und nordischen Märkte öffnen. Er begab sich zunächst nach Zwickau, seiner Vaterstadt, um die interessante junge Frau seinen alten Eltern und den einstigen Schulkameraden zu zeigen und ein bißchen den Franzosen zu spielen. Dann ließ er sich in Berlin nieder, nachdem er das algerische Gut der Firma überlassen hatte, die zugleich die Rente an das alte Ehepaar in Nizza übernahm. So verhinderte der kluge Mann, daß die immer häufiger vorkommenden brieflichen Andeutungen über die Knappheit der Rente, sich zu Mehrforderungen an ihn verdichteten. Er hatte künftig mit der Sache nichts mehr zu tun.

In Berlin lernte ich das Ehepaar kennen. Die feine, mädchenhaft gebliebene Gestalt Bernadettes, über der stets ein Hauch rührender Schwermut, ja bisweilen herber Entsagung lag, blieb nicht unbeachtet. Sie überraschte durch die verhältnismäßige Einfachheit ihrer Kleidung die Berlinerinnen, die sich unter einer Französin das gerade Gegenteil vorzustellen pflegen, und Schlichtheit für etwas Deutsches, aber als altmodisch zu Überwindendes halten. Was sie vorstellte, bewirkte sie ganz und gar durch ihre persönliche Art und Weise, die anmutigen Bewegungen der schlanken Glieder, die mattgelbe Färbung ihres ovalen Gesichts, über dem sich das Haar wie in zwei blauschwarze Rabenflügel teilte. Durch seine Frau kam Herr Bosch in Berlin in Kreise von einer gewissen europäischen Kultur, die dem dürftigen Geschäftsmenschen sonst verschlossen geblieben wären. Flüchtig betrachtet, machte er übrigens gar keinen so üblen Eindruck mehr, als ich ihn kennen lernte. Er war ein gut gekleideter Herr, wie man sie zu Hunderten in Klubs und Gesellschaften trifft. Was die Kunst vermag, war geschehen, um seine Plumpheit zu verdecken. Der unfeine Rundkopf erhielt hurch den scharfgeschnittenen, rötlich blonden Spitzbart etwas mehr Form. Die niedrige Stirn verwischte sich durch den Übergang in eine wohlgepflegte blanke Glatze. Das unruhige Umhergucken der kleinen Taubenaugen wurde etwas durch einen orthozentrischen Zwicker neuester Art verdeckt. Das Bewußtsein, daß alles, was er trug und besaß — einschließlich seiner Frau — von bester Gattung war, hatte ihm allmählich eine gewisse Sicherheit gegeben, und das Ansehen, das er in dem Lebenskreis, den er mit geheimnisvollem Respekt „die Geschäftswelt" nannte, als „halber Franzose" genoß, ließ seine angeborene Bedientenhaftigkeit fast verschwinden. „Wir Auslandsdeutschen" pflegte er oft seine Sätze zu beginnen, und dann folgte man den Ausführungen

des Mannes mit der exotischen Frau nicht ohne Interesse. Dazu kam, daß Bernadette ihn wirklich etwas erzogen hatte. Er behandelte sie mit einer nicht gerade landesüblichen Ritterlichkeit, die für ihn einnahm. Gesellschaftlich führten die Boschs wie so viele Berliner Familien ein Doppelleben. Sie hatten zwei Garnituren von Verkehr; zunächst die Geschäftsfreunde des Gatten, langweilige, leere Nutzmenschen und ohne Politur, mit deren gesellschaftlich unsicheren Frauen Bernadette gar keinen Ton fand. Sie waren entweder provinzial, eng und kleinbürgerlich oder emporkömmlinghaft formlos und übertrieben. Bald lud Herr Bosch daher seine Freunde nur noch zu Herrenessen ein. Dann aber hatte das Ehepaar einen Kreis von geistigen, zum mindesten geschmackvollen Menschen, wie sie sich in allen Schichten vereinzelt finden, und die selbst gern außerhalb ihrer Kaste, am liebsten um eine schöne Frau herum, ein gesellschaftliches Doppelleben führen. So versammelten sich um Bernadette einzelne jüngere Paare und Junggesellen aus Offiziers-, Beamten-, Künstler-, Gelehrtenkreisen und aus dem entwurzelten Kleinadel. Herr Bosch fühlte sich sehr geschmeichelt und wurde als freundlicher, wenn auch belangloser Wirt geschätzt.

Die Kehrseite dieser Ehe glich freilich nicht dem, was man sah. Herrn Bosch war es wohl gelungen, als Ehemann in dem Kind Bernadette das Weib zu wecken, aber das war nicht zu seinem Heil gewesen. Das Kind in ihr vermochte den Retter der Familie gerade noch zu ertragen, das Weib verabscheute ihn. Kaum hatte sie durch ihn erfahren, was die eheliche Gemeinschaft ist, als sie sich ihm auch schon verweigerte. Er war sich nicht der leisesten Schuld bewußt, hatte er doch nichts getan als das, was jedem Ehemann zukommt. Darum begriff er nie, was eigentlich damals in ihr vorgegangen war, als sie ihm am Tage nach der Hochzeit davonlief und zu ihren Eltern zurückkehrte. Diese verstanden die Lage ebenso wenig

wie ihr Schwiegersohn, und die völlig verwirrte junge Frau tat nichts zu ihrer Aufklärung. Nach einem Gespräch des alten Kapitäns mit Herrn Bosch versuchte die Mutter der Tochter zwischen ihren Tränenkrämpfen verständig zuzureden. Langsam begriff die Weinende. Nun brach sie in Vorwürfe gegen die Eltern aus: „Warum habt ihr mir das nicht vorher gesagt . . . wenn ich das gewußt hätte . . . ich kann nicht . . . niemals, niemals." Die Eitelkeit ihres zäh am einmal Erworbenen haftenden Gatten hätte es nicht ertragen, daß ihm das köstliche Wild am Tage nach dem sicheren Fang entwischte, ebensowenig gedachten die alten Eltern auf die Vorteile dieser Ehe zu verzichten. Es fand sich ein Ausgleich in dem, was die Franzosen „un mariage blanc" nennen. Bernadette opferte sich von neuem dem Glück der Eltern, kehrte zu ihrem Gatten zurück, und er schwur, daß er sie künftig mit den „atrocités" verschonen würde, die er ihr in der Hochzeitsnacht zugemutet hatte. Zum äußeren Zeichen dessen wurden die Schlafzimmer sofort getrennt. Bernadette lebte wieder wie ein Mädchen, nur unter anderem Dach, gleich einem hübschen Vogel, der den Käfig gewechselt hat. Dafür blieb Herrn Bosch der Glanz und die Anmut eines Heims, das seiner Dürftigkeit die lang ersehnte Folie gab. Wie er sich damit innerlich abfand, weiß ich nicht. In Herrengesellschaft hörte ich ihn einmal mit der peinlichen Kennerschaft eines falschen Lebemannes erklären, die Französinnen seien gar nicht so leidenschaftlich, wie man immer glaube. Da kenne er deutsche Weiber mit viel hitzigerem Blut, hä, hä.

Bernadette führte nun ein völlig von ihm gesondertes Innenleben. Sie las viel und begann aus Büchern langsam die Tragweite ihres Erlebnisses und die Ungeheuerlichkeit ihrer Lage zu verstehen. Nach einiger Zeit hatte sie eine Begegnung, über die sie mir nur Andeutungen gemacht hat. Ich weiß nicht, geschah es noch in Algier oder schon in Berlin

oder bei einem Besuch in Nizza bei den Eltern, kurz ein Mann trat in ihr Leben, kühn, romantisch, animalisch, der ihr schlummerndes afrikanisches Temperament zu einer Glut aufpeitschte, an die sie später selber nur mit Schrecken zurückdachte. Sie behauptete, selbst wenn sie wollte, unfähig zu sein, diesen Mann als Menschen zu schildern. Ihr war, als sei es gar kein Mensch gewesen, sondern ein Orkan, ein glühender Wüstenwind, ein Chamsin, der sie kurze Zeit in seine Wirbel geschlungen und dann an ein einsames kahles Gestade geworfen habe. Hatte sie sich vorher leer gefühlt, so kam sie sich seitdem erloschen vor. Ohne jede Sehnsucht, nur wie an ein furchtbares Naturereignis dachte sie an die Dinge zurück, wie an einen Tribut, der ihr vom Schicksal gewaltsam abverlangt worden war für die widernatürliche Jungfräulichkeit ihrer Ehe. Deutschland liebte sie übrigens, nicht weil es ihr besonders gefiel, sondern wegen der hier im Übermaß zu hörenden Wagnerschen Musik, in die sie sich wie taumelnd verlor. Nach Tristanaufführungen, die sie nie versäumte, legte sie sich zwei Tage zu Bett.

So lernte ich die Achtundzwanzigjährige kennen. Wir wurden schnell gute Freunde. Ich sagte ihr einmal, sie ließe sich im „Tristan" liebkosen vom Finger Gottes, und das könne menschliches Fleisch nicht ertragen, darum sei sie danach jedesmal krank. Zu einer Leidenschaft war Bernadette nicht mehr fähig, um so reifer war sie für das, was ich am meisten im Verkehr mit Frauen schätzte, weil es die wenigsten Enttäuschungen schafft, nämlich für die Beziehung, welche Stendhal in seinem Buch ‚Über die Liebe' „verliebte Freundschaft" (amitié amoureuse) nennt, die keinerlei körperliche Vertraulichkeit ausschließt, nichts pathetisch nimmt und doch nie frivol wird, weil die Grundlage ein inniges, gegenseitiges Zugetansein ist. Häufige mehrmonatige Trennungen ließen uns dieses Band immer wieder neu erscheinen.

Es ermangelte jedes äußeren wie inneren Zwanges und war auf beiden Seiten so frei von Nebengedanken und Hinterhalten, wie es zwischen Mann und Frau fast niemals vorkommt. Fast immer will doch das eine heiraten, das andere nicht, oder man ist besorgt wegen der Zukunft, oder eines möchte das andere in manchen äußeren oder inneren Hinsichten anders haben, als es ist. Für mich war die liebliche Bernadette mit dem kindlichen Antlitz und der königlichen Haltung, mit den kühlen Gebärden und der rätselvoll aus den Augen funkelnden Seele der Inbegriff des Schönen, und für sie war die leise Art meiner Zuneigung offenbar die einzig mögliche, die ihre innere Vereinsamung belebte, ohne ihr Gewalt anzutun, was ihr nun zweimal geschehen war. Auch fehlte völlig die so widerwärtige Promiskuität des gewöhnlichen Ehebruchs. Die Berührungen des Gatten beschränkten sich auf je einen Handkuß morgens und abends und einen doppelten Wangenkuß an ihrem Geburtstag und zu Neujahr.

In den ersten Tagen nach Kriegsausbruch hatte ich eine gewisse Scheu Bernadette zu besuchen. Wie würden sich meine durch die Ereignisse erweckten Gefühle mit denen der Französin vertragen? In den Tagen aber, als mich die Erschießung Anna Nikolajewnas so tief erschütterte, hielt es mich nicht länger; ich mußte nach Bernadette sehen, gleich als ob sie in ähnlicher Gefahr schwebte. Gegen Mitternacht begab ich mich an die Gartentür ihres Schlafzimmers, das zu ebener Erde lag, machte das gewohnte Zeichen, und sie ließ mich ein wie immer. „Endlich“ rief sie, als ich in das erdbeerfarbige Rokokogemach mit dem großen Himmelbett trat. Bernadettes Antlitz hatte heute etwas leichenhaft Starres, aber um sie war wie immer alles heiter. Ein Kandelaber, der sich in Blütenstengel teilte, trug die orangegelb verschleierten elektrischen Birnen in Blumenform. An der Wand

zeigte ein Gobelin in Honigfarbe und Karminrot einen ländlichen Rokokotanz. Aus ovalen Bildern lächelten die herzförmigen Münder von Damen des achtzehnten Jahrhunderts. Auf einem japanischen Lacktischchen lagen Bernadettes Lieblingsbücher. Am Boden ruhte auf einem Kissen wie eine Pelzmütze ihr King-Charleshündchen. Hier lebte Bernadette wie in einer Perlmuttermuschel, örtlich und zeitlich von dem geschäftigen Berlin geschieden. Eine gewundene Standuhr, größer als sie selbst, schlug summend die Stunden ihres Lebens.

Bernadette befand sich bei der Toilette für die Nacht. Die schlanken Arme waren nur lose von breiten Spitzenärmeln umgeben, ihre Haut war bleich wie Elfenbein, die schmale Nase wirkte heute spitz, die kräftig geschwungenen Lippen hatten ihre sonst dunkle Farbe verloren. Sie war in den wenigen Tagen wirklich abgemagert. „Quel malheur, quel malheur!“ rief sie ein über das andere Mal aus. Der von mir gefürchtete Widerstreit zwischen ihren und meinen Gefühlen den Ereignissen gegenüber trat nicht ein. Schließlich war sie ja als Kolonialfranzösin nicht in dem Pariser Chauvinismus aufgewachsen, und so besaß sie die klare Vernunft und Menschlichkeit ungetrübt, die fast jeder Franzose hat, wenn er fern ist von dem verwirrenden Geschrei der Boulevards, den rhetorischen Künsten in Parlament und Presse. Bernadette sah in allem nur die namenlose Katastrophe und kam noch nicht dazu, sich über Einzelheiten klarzuwerden. Von ihren Eltern war gerade aus Vichy die Nachricht gekommen, daß sie anfangs September Deutschland besuchen wollten. Wie ein Kind hatte sie sich darauf gefreut, es wäre ein Wiedersehen nach zwei Jahren gewesen.

Das erste, was sie mir nach unserer etwas verwirrten gegenseitigen Begrüßung erzählte, war, daß ihr Mann schon

in den nächsten Tagen als Unteroffizier einzurücken habe. „Denke dir," sagte sie erstaunt, „seine Haltung ist wunderbar. Ich hätte ihn eher für einen Feigling gehalten, aber keine Spur. Er ist ein ganz anderer Mensch geworden, es ist wirklich schön." „Ja, es ist herrlich," erwiderte ich in ehrlicher Überzeugung, „wie diese paar Tage die Menschen verändern. Ich habe es dir ja immer gesagt, daß die Deutschen im Grund anders sind, als sie in den letzten 25 Jahren erschienen. Das gemeinsame Unglück dieses Krieges wird sie von allen ihren Schlacken reinigen." Ich war wirklich im Augenblick von den freundlichsten Gefühlen auch für Heinrich Bosch erfüllt und gänzlich eifersuchtslos. „Aber wie ist es denn mit dir, mein Geliebter?" fragte Bernadette, sich an mich schmiegend, „D u wirst doch nicht fortmüssen?" „Ich bin ja nicht Soldat," erwiderte ich. „Gott sei Dank," flüsterte sie, „o, wir werden zusammen glücklich sein, und wenn die ganze Welt in Stücke geht. Was kümmert uns denn die Welt?" Bei diesen Worten war mir, als wende sich mein Inneres um. Ich hatte mir nicht im geringsten ein Gewissen daraus gemacht, Heinrich Bosch die redlich verdienten Hörner aufzusetzen. Kann man denn dies Wort überhaupt anwenden auf den, der eine Frau gar nicht besitzt? Nun aber war dieser schlaue Rechner plötzlich ein Held geworden, der freudig seine Haut auf den Markt trug, während ich daheim blieb, und da sollte ich ihn nun mit seiner Frau weiter betrügen? Dieser Gedanke wurde mir unerträglich. Bernadette schaute mich aus ihren großen Gazellenaugen befremdet an, weil ich sie gerade an diesem Abend so schnell verließ.

Ich war in dem Haus auch offen so viel aus- und eingegangen, daß ich mich unmöglich dem Abschied von Herrn Bosch entziehen konnte. Ich fand ihn eines Tages in Feldgrau in der Unteroffiziersuniform. Mit reinem Gewissen darf ich sagen, daß mein bewußtes Denken und Fühlen ihn

wie alle die anderen aufrichtig bewunderte, die in diesem Augenblick wie etwas Selbstverständliches das taten, wozu ich mich gänzlich unfähig fühlte. Innerlich bat ich ihm alles ab, mehr noch als meine Beziehung zu seiner Frau die abgrundtiefe Geringschätzung, die ich stets für ihn gehegt. Diese schien mir nun auf verächtlich kleinen psychologisch-ästhetischen Finessen beruht zu haben, die endlich abzuschütteln die Pflicht jener großen Tage und geradezu eine Erlösung war. Blieb ich, als unsoldatischer Mensch, schon daheim, so war doch das Geringste, was ich tun konnte, daß ich den Wert derer freudig anerkannte, die sich jetzt in allen Häusern des Landes rüsteten und in freudig singenden Massen nach den Bahnhöfen zogen, umjubelt von den dankbaren Frauen, Kindern und Alten. Gar manche mochten ja darunter sein, die bisher an nichts anderes als Geldverdienen und grobe Genüsse gedacht hatten, aber nun waren diese Flecken abgewaschen, jetzt erschienen alle Hinausziehenden, wenigstens mit uns Zurückbleibenden verglichen, als Helden, und Heinrich Bosch gehörte dazu.

So lückenlos mir diese Schlüsse schienen, so eifrig meine Gefühle sich auch an sie klammerten, die dauernde innere Erregung, die ich in jenen Wochen nur mühsam niederhielt, die mich immer gereizter machte gegen alle, welche meinen begeisterten Glauben an die deutsche Läuterung nicht ganz teilten, hätte mir, wäre ich ein besserer Psycholog gewesen, verraten müssen, daß irgend etwas in mir nicht in Ordnung war, daß ich einen wichtigen Teil meines Fühlens gewissermaßen abgeblendet hatte, weshalb ich mir nicht davon Rechenschaft gab, obwohl es sich unbewußt doch in lästigem Drängen regte. Heute ist es mir kaum verständlich, daß ich mir damals etwas nicht ins Bewußtsein kommen ließ, was doch bestimmt vorhanden gewesen sein muß, da ich ja sonst nicht die Erinnerung daran ebenso deutlich haben könnte, wie an jene

bewußten Gedanken und Gefühle. Ein zweites, aber nicht zu Worte kommendes Ich fand nämlich, daß Heinrich Bosch in seiner Uniform genau so pöbelhaft aussah, wie immer, ja daß sie seiner Untergeordnetheit erst den rechten Rahmen verlieh. Der häßliche Gürtel der deutschen Uniform, der die unverhältnismäßigen Rockschösse abstehend macht, verdirbt ja die besten Gestalten; bei Herrn Bosch brachte er die Hauptmerkmale seiner schlechten Rasse, die zu breite Hüftenausladung sowie die leichte Kurz- und O-Beinigkeit erst recht zum Ausdruck. Der niedrige Kragen mit der stets zweifelhaft aussehenden schwarzen Einlage ließ den schlecht angewachsenen, durch einen Adamsapfel entstellten Hals unter dem gestutzten Kinnbart sehen, die steife Mütze aber, die einem Faßdeckel gleicht, nahm dem Gesicht das letzte Menschliche. Die Erinnerung an meine verachteten Mitschüler Siebenstier und Wildknofel stieg auf, die jetzt gewiß auch irgendwo diese Uniform trugen. Auch ihnen leistete zwar mein Gewissen Abbitte, es unterdrückte die sich aufdrängende Betrachtung, ob sich dieses Massenheldentum nicht vielleicht erklären ließ durch die im Jahrzehnte langen „Betrieb" des neuen Wirtschaftslebens völlig abgestumpfte oder verkümmerte Selbstheit der Menschen, die sich ebenso geduldig als Schlachtvieh zur Fleischbank führen ließen, wie sie sich bisher als Arbeitsvieh hatten einspannen lassen. Wie viele besaßen denn noch einen inneren Maßstab für das Rechte? Waren sie nicht alle zu jeder geschäftlichen Übervorteilung bereit, vorausgesetzt, daß die Gesamtheit des Standes die Verantwortung übernahm, d. h. etwas, was dem natürlichen Gefühl als Schwindel erscheint, zur „Usance" machte? Selbst die Behörden erkannten ja in ihrer eigenen Richtungslosigkeit solche Usancen der Geschäftsleute als straflos an. Zur Zeit nun war „Usance" unter Hurrarufen das Gebot „du sollst nicht töten" aufzuheben, die Uniform anzuziehen und auf

dasselbe Ausland zu speien, das man noch vor acht Tagen nicht genug umdienern konnte. „Was alle können, kann ich auch," dachten diese stets nur nach der Meinung der andern orientierten Menschen. Bei den Jungen kam der Überschwang einer sich fühlenden, aber nicht erkennenden Männlichkeit dazu, der sich vergleichen läßt mit dem Überschwang blinder, junger Weiblichkeit. Beides erscheint im Augenblick gleich lustvoll und idealistisch und wird von Klügeren leicht zu bösen Zwecken mißbraucht.

Wie gesagt, schon in jenen Tagen drängten sich mir solche Gedanken auf, aber ich meinte sie aus Anstandsgefühl unterdrücken zu müssen, und wer in meiner Gegenwart Ähnliches anzudeuten wagte, dem trat ich in unbewußter Abwehr gegen die eigene innere Stimme mit einer Schärfe, ja Maßlosigkeit entgegen, die dem Seppel fremd gewesen war, als er noch den Mut zu seinen eigenen Ab- und Hintergründen gehabt hatte. Die Wohlwollenden unter meinen Bekannten stellten lächelnd bei dem also verwandelten, wegen seiner Duldsamkeit sonst berühmten Seppel eine beginnende Kriegspsychose fest. Daß sie in einem Wüten gegen mich selbst bestand, in einer Angst mich zu dem zu bekennen, was ich eigentlich war und fühlte, kurz in einer Lüge, die meine sonst ehrliche Natur nicht verdauen konnte, das ahnte niemand, und auch ich selber nicht, denn ich glaubte ja, es sei etwas Starkes, daß ich mit meiner sogenannten „Seppelei" unter dem Eindruck der „großen Zeit" endlich gebrochen hatte.

Ich verbrachte Wochen qualvoller Spannung, von der ich mich auch bei Bernadette nicht erholen konnte. Sie litt unter meiner Kälte, aber keine Macht der Welt wäre in jenen Tagen imstande gewesen, mich zur Wiederaufnahme der alten Beziehungen mit der Geliebten zu bringen. Ich krampfte mich an meine Enthaltsamkeit mit der Zähigkeit, die nur ein Wahn verleiht, da er ja stets gegen einen inneren Widerspruch ver-

fochten werden muß. Es war wie eine Sühne, die ich mir dafür auferlegte, daß ich zu Hause blieb, während mein bewußtes Denken und Fühlen den Krieg bejahen zu müssen meinte. So überließ ich die Arme ihrem Schicksal und glaubte genug zu tun, wenn ich mich äußerlich etwas um sie kümmerte. Sie war in einer bejammernswerten Lage. Wie die meisten Franzosen, mit denen man bei uns gern ihre Sprache spricht, hatte sie es versäumt, richtig deutsch zu lernen. Sie wagte sich darum in jenen Tagen des aufgepeitschten Völkerhasses fast nicht mehr auf die Straße, geschweige denn in Geschäfte. Gerade ihre Einfachheit bei so anmutig vornehmer Haltung ließ sofort die Ausländerin erkennen. Sie litt unter den gehässigen Blicken und gelegentlich stichelnden Bemerkungen. Es war natürlich ein schwacher Trost für sie, daß gleichzeitig die feindlichen Ausländer in den Ententeländern viel schwereren Beschimpfungen, ja tätlichen Angriffen ausgesetzt waren. Ihre Bekannten aufzusuchen verbot ihr der Takt, und diese ließen auch lieber die ersten Monate verstreichen, bis sie sich zu gelegentlichen Besuchen entschließen konnten. So hatte sie nur mich. Ich versicherte sie täglich meiner Freundschaft, sie glaubte meine „Seelengröße", mein „Pflichtgefühl" bewundern zu müssen, aber ein Fünkchen von der alten Liebe wäre ihr lieber gewesen. So saßen wir in dumpfer wahnvoller Entsagung zwischen den Trümmern eines einstigen Glückes und wagten weder sie ganz niederzureißen, noch neu aufzubauen. Das war wohl die tollste aller meiner Seppeleien.

5.

„Brauchen wir zum Gewöhnlichen und Gemeinen vielleicht deswegen soviel Kraft und Anstrengung, weil für den eigentlichen Menschen nichts ungewöhnlicher, nichts ungemeiner ist als armselige Gewöhnlichkeit?“ Novalis.

Die stille Weisheit des Zaunkönigs auf Kondorfittichen war wie vergessen. Laotse, Tschuang-tse erschienen mir als die Früchte müder Rassen, die weder die Kühnheit der Tat noch die Wärme des Gemüts besaßen, diese zwei Grundvermögen des europäischen, besonders des deutschen Menschen. Kurz, ich war aus Ätherhelle völlig in die Blendungen der sich sophistisch rechtfertigenden Sansarawelt verfallen, und wenn mich etwas entschuldigte, so ist es dies, daß die Ursache meines Falles allerdings in den zermalmendsten Ereignissen lag, welche die Geschichte vielleicht seit ihrem Anbeginn gesehen.

In der Benebelung meines Geistes durch den groben Lärm der Ereignisse erschien mir mein ganzes früheres Leben als verfehlt, verträumt, vor allem als unmännlich. Nur die Tat schien mir noch Geltung zu haben, und ich sann selbstquälerisch, wie auch ich etwas für die „große Sache“ tun könnte. Daß dies durch körperlichen Dienst geschehen könne, bildete ich mir freilich nicht einen Augenblick ein. Die Blendung meines Bewußtseins drang doch nicht so tief unter dessen Schwelle, daß sie meinen seit frühester Kindheit unüberwindlichen Abscheu vor dem Militärdienst berührt hätte; aber ich sagte mir: weil ich persönlich nicht dafür tauge, habe ich kein Recht Antimilitarist zu sein, das wäre ja der ungeheuerlichste Subjektivismus. Noch unterlag ich jenem wie Kot in allen Gassen liegenden Einwand: „wenn alle so dächten wie du!“, und darum versuchte ich zu denken wie alle. Dadurch aber, daß jeder das versuchte, dachten schließlich alle zusammen etwas, was keiner einzeln denkt, und Millionen führten einen Krieg, den im Grund niemand wollte.

Meine Anfrage bei verschiedenen Behörden, ob sie einen dienstuntauglichen Mann mit guten Sprachkenntnissen brauchen könnten, dem die Länder aller unserer Feinde wohl vertraut seien, führte zu dem kümmerlichen Ergebnis, daß mir von einem Amt bisweilen englische Zeitungen ins Haus geschickt wurden mit dem Auftrag, blau angestrichene Stellen herauszugreifen und sie zu kurzen Glossen über die Perfidie englischer Lebens- und Weltauffassung auszuarbeiten. Diese kleinen Aufsätze wurden dann ohne Verfassernamen halbamtlich an die Presse verteilt und erschienen in vielen Blättern zugleich. Ich hatte also, weil die Engländer ähnlich verfuhren, in mir und dem Leser eine Gehässigkeit aufzupeitschen, die von Haus aus weder in ihm noch in mir lag, dazu bewahrte ich viel zu angenehme Erinnerungen an die grünen Landsitze in Kent und die ehrwürdigen, grauen Hallen von Oxford; aber als ein alter, mit den Wassern aller Schrifttümer gewaschener Literat, der sich oft eine Lust daraus gemacht hatte, die Stile jeder Zeit und Gattung zu persiflieren, verstand ich es, fein zugespitzte Satzkunststückchen hervorzubringen, die den Staatssekretär jenes Amtes entzückten. Der fuchsäugige alte Herr mit dem hartgemeißelten Punierkopf war nicht ohne Feinheit; das verriet schon das sich oft um die dünnen Lippen schlängelnde Lächeln. Er empfing mich und erklärte, nicht oft habe er so Vorzügliches an deutscher Journalistik gelesen; das sei das Rechte, man müsse die Ententevölker mit ihren eigenen Waffen bekämpfen, zu deren schärfsten die rhetorischen Künste eines gepfefferten Journalismus gehörten. Davon verstünden die im Stil ungelenken Deutschen noch viel zu wenig. Ich gestehe, daß dieses Lob aus dem Munde eines im Vaterland hochgeachteten und zugleich heftig bekämpften, von den Feinden besonders gefürchteten Tatmenschen in jenen Tagen wie eine Salbe auf der brennenden Wunde meiner kranken Seele wirkte, aber nicht wie eine Heilsalbe,

sondern nur wie eine Schmerzbetäubung, die einen augenblicklich beruhigt und eben dadurch vergessen läßt, die Wurzel des Übels zu suchen.

Voll Stolz begab ich mich zu meinem noch immer rot auf schwarzem Grunde flammenden Vetter aus England. Meinen Gönner nannte er einen rücksichtslosen Kondottiere und Vabanquespieler, der genau wie wir alle Englands Kraft unterschätzte und ein Hauptmitschuldiger am Krieg sei. Ich hingegen sah in meinem Vetter den England vergötternden Snob, der sich verrechnet hatte. Übrigens behandelte ich ihn mit großmütigem Mitleid, schien er mir doch eine gefallene Größe, während ich mit der unter täglichem Siegesjubel neuaufsteigenden Zeit Schritt hielt.

Nun darf man nicht etwa denken, daß der geistige Mensch von einst in mir völlig verschwunden gewesen wäre. Neben jener meinen Wahn nährenden Beschäftigung hatte ich eine andere, mich tiefer befriedigende, die jenem Wahn eine Zeit lang das Gleichgewicht hielt. Der Verleger, für den ich bisher beständig gearbeitet hatte, beschloß, eine Feldbücherei erscheinen zu lassen, deren Zusammenstellung er mir überließ. Ich hatte handliche, geschmackvolle Bändchen herauszugeben und einzuleiten, die das Beste des gesamten Schrifttums enthalten sollten, soweit es für größere Kreise verständlich ist. Auf je vier Bändchen deutscher Literatur, Geschichte oder Philosophie sollte ein ausländisches Werk in Übersetzung folgen. Diese freundliche Arbeit, welche die Dinge um ihrer Eigenart willen tut, hielt mich vormittags in der mich anheimelnden Luft der öffentlichen Bibliotheken fest. Ich hatte übrigens in jener Zeit in meinen Unternehmungen ein geradezu auffälliges Glück, was mich in dem Irrglauben bestärkte, ich sei nun endlich durch Wirken nach außen auf meinem rechten Weg. Als ich einmal dem Staatssekretär von meiner Feldbücherei erzählte, war er Feuer und Flamme und ließ sofort

amtlich zur Verteilung an Soldaten viele Tausende der Bändchen bei meinem Verleger bestellen, in dessen Augen der Seppel nun eine einflußreiche Person mit hohen Verbindungen wurde. Meine Einnahmen, die schon in der letzten Zeit vor dem Kriege leidlich gewesen waren — natürlich immer gemessen an der Bescheidenheit meiner Ansprüche — verdoppelten, ja später verdreifachten sie sich. So war der Seppel nicht nur ein sogenannter Heimatkämpfer, sondern ohne seine Absicht sogar ein Kriegsgewinner geworden. Von dem geheimnisvollen Zusammenhang dieser beiden Begriffe wußte ich noch nichts, sollte ihn aber nun sehr bald erfahren.

6.

„Die Vielgeschäftigen sind nicht geschickt, das Reich zu erlangen."
Laotse.

Ich war in den „rechtgesinnten" Kreisen ein wenig bekannt geworden. Eines Tages erhielt ich eine mit Mimeograph vervielfältigte, „vertrauliche Mitteilung", wie sie nun jahrelang unser Land überschwemmten: eine Anzahl deutsch empfindender Männer habe sich zusammengetan, um die Gesinnung der ersten Augusttage in den weitesten Schichten der Bevölkerung zu erhalten und eine Abwehr zu bilden gegen die, welche das deutsche Volk um die Früchte jener großen Tage zu betrügen schon am Werke seien. Noch immer glaubten viele, der Krieg sei nur eine schnell vorübergehende lästige Episode, nach deren Ablauf internationale Profitmacherei, Genußsucht und gesinnungsloses Ästhetentum schnell wieder beginnen würden. Es handle sich darum, daß wachsame Männer aller Stände die im Volke Gott sei Dank noch lebendigen deutschen Ideale gegen angelsächsischen Krämergeist schützten, der auch unser Leben bereits zu zersetzen begänne. Militärs, Beamte, Landwirte, Abgeordnete, Lehrer, Forscher,

Künstler, Industrielle, Kaufleute, Handwerker hätten ihre Hilfe bereits zugesagt. Man nehme größten Anteil an meiner publizistischen Tätigkeit im Sinne der deutschen Kultur und glaube daher, nicht vergebens bei mir anzupochen usw. Ich wurde zu einer Vorbesprechung eingeladen.

Was mir an diesem Schreiben trotz seiner Ausdrucksweise gefiel, war die daraus erhellende Tatsache, daß sich wohl zum erstenmal seit Gründung des Reiches Männer des tätigen Lebens zur Mitarbeit bei großen Aufgaben an Männer des geistigen Lebens wendeten. Die schier unüberbrückbare Kluft zwischen Geist und Tat war mir ja immer als der Hauptmangel unserer Öffentlichkeit erschienen, wodurch sie sich so unvorteilhaft von der der Westvölker unterschied. Daher das Banausentum unserer Praktiker, die Weltfremdheit und die Weltverbitterung unserer Intellektuellen, die, um weitere Gesichtskreise zu gewinnen, meist ins Ausland strebten, wodurch sie sich der heimatlichen Wirklichkeit nur noch mehr entfremdeten. Die Zurückbleibenden aber ließen ihre Gaben nur zu oft im heimischen Klüngelwesen auf abseitigen Wegen verkümmern. Ich selbst hatte während meines langen Auslandslebens trotz meiner heimlichen seppelhaften Verkrochenheit und rein geistigen Lebensrichtung äußerlich die Weltfremdheit mehr und mehr abgelegt, wenn mir auch die härteste Lektion noch bevorstand. Gerade weil ich nichts war, nichts wollte, zu nichts gehörte, war ich überall und hatte stets Berührung mit hohen und geringen Schichten der Menschen. Darum fand ich die kastenmäßige Absonderung in Deutschland eintönig und langweilig, sowohl die der Künstler und Gelehrten als die der offiziellen Gesellschaft. Jene Einladung schien mir nun einen erfreulichen Willen zum Wechsel anzuzeigen, und so folgte ich voll hoher Erwartungen und nur zu bereit, nicht an Einzelheiten zu nörgeln, die mir, wie z. B. der Stil der Einladung, etwa mißfallen könnten.

In einem weiträumigen, von viereckigen Pfeilern getragenen Saal in jenem modernen Geschmack, der seine Phantasiearmut als schlichte Sachlichkeit zu geben weiß — später erfuhr ich erst, daß es das Beratungszimmer einer großen Industriegesellschaft war — saßen an einem Winter nachmittag etwa drei Dutzend ernster Männer um einen grünen Tisch; ich, der Seppel, war unter ihnen. Vor jedem lag ein großer Bogen und ein Bleistift, mit dem während der langen Reden manche Anmerkungen aufschrieben, einige nur Ornamente in die Ecken des Papiers kritzelten, deren Formen sie dann schnell wieder unkenntlich zu machen versuchten. Wenn ich heute an diesen Kreis zurückdenke, in dem ich mich nun wöchentlich zweimal befand, so ist mir, als sähe in einen fahlen Reigen von Lemuren, die aus Mangel an Eigenleben sich in ein flammendes Getöse stürzen — geblendet nennen sie es Wirklichkeit, — in das sie selber unter gellenden Schreien Öl gießen, um Glut und Lärm aufs Äußerste zu steigern. Zunächst freilich vollzog sich alles maßvoll. Den Vorsitz führte ein früherer Gesandter, ein vornehm wirkender Herr mit kahlem Scheitel, wohlgepflegtem, angegrautem Vollbart und kleinen Säcken unter den milden grauen Augen. Seine Worte erweckten Vertrauen, bis man merkte, daß seine Mäßigung die Frucht einer gewissen Ängstlichkeit war, die es mit niemand verderben wollte. Wie ich später erfuhr, verdankte er seiner ausgemachten Harmlosigkeit, daß sich alle die heftigen Menschen dieses Kreises nur auf ihn als Vorsitzenden zu einigen vermocht hatten. Er machte darauf aufmerksam, daß wir im Jahre 1871 nicht hinreichend auf den Frieden vorbereitet gewesen waren, weder wirtschaftlich, noch — er rang nach einem Wort — noch „seelisch“ sagte er dann fast verschämt. Einem Zufallswort des Bankiers Bleichröder z. B. verdankte Bismarck die Belehrung, daß der Feind die Kriegsentschädigung bis zu ihrer völligen Zahlung

zu verzinsen habe. Während unser Heer die Franzosen besiegte, blieb zu Hause eine läppische Französelei an der Tagesordnung. Die hier Versammelten beabsichtigten nun die Wiederholung solcher Zustände zu verhindern, mit Hilfe sachverständiger Männer mündlich und durch Denkschriften die Regierung über alles aufzuklären, was politisch und kulturell nottue, um die Früchte des Sieges zu sichern und eine wahre Wiedergeburt Deutschlands zu ermöglichen. Diese Absicht sei nicht etwa aus Mißtrauen entstanden, vielmehr könne von gar keiner Regierung verlangt werden, daß sie von selbst das unsäglich verwickelte Leben in allen nur dem Fachmann zugänglichen Einzelheiten übersähe.

Nach dem Gesandten ergriffen Sonderredner das Wort. Über die unbedingt erforderlichen Grenzsicherungen — im Westen die Sommemündung, im Osten der Ladogasee — sprach ein General, dem zunehmende Fettsucht den Frontdienst verbot. Ein Großindustrieller, dessen Nase einem Geierschnabel glich, der von dem vorstehenden Kinn zu fressen schien, begründete die deutsche Notwendigkeit, die besetzten Kohlen- und Erzgebiete des Westens zu behalten, mit deren Ergiebigkeit. Ein alldeutscher Professor mit einem bis zum Gürtel seiner nationalen Joppe reichenden Rotbart bezichtigte den Vorredner der Einseitigkeit. Nicht nur wirtschaftliche, sondern ideale Gründe für unsere Eroberungen zu finden, sei die Aufgabe: jedes Stück Boden, das jemals deutsches Heldenblut getränkt habe, müsse deutsch bleiben; dies sei unser Maßstab, den die Welt erfahren müsse. Wer uns dann noch herausfordere, der tue es auf eigene Gefahr. Ein anderer Professor mit enger Brust und bleicher Stubenhockermiene erörterte mit dünner, sich überschlagender Stimme die einzige Möglichkeit, Fremdvölker der deutschen Kultur zu unterwerfen: die sofortige zwangsmäßige Einführung der deutschen Schule in den eroberten Gebieten. Der Schul-

meister habe dem Feldherrn auf dem Fuß zu folgen. Ein vollblütiger Gutsbesitzer mit gerötetem Gesicht wollte, mit der Stimme etwas keuchend, der Regierung den Nacken steifen gegen die Forderungen der Demokratie, besonders die des allgemeinen gleichen Wahlrechts. Mit Befremden habe er vernommen, daß man in diesen ausgewählten Kreis auch einige sozialdemokratische Führer einladen wolle auf Grund ihrer die Regierung stützenden Haltung. Solcher Opportunismus ginge denn doch zu weit. Er sei gewiß nicht engherzig, bleibe aber ein alter Preuße, der sich nicht mit Männern zusammensetze, die seinem König die Krone vom Haupte reißen wollten. (Zwischenrufe: „Sehr gut".) Ein etwas untergeordnet wirkender nationalliberaler Journalist mit ausgesprochenem ostpreußischen Tonfall erklärte, seine Kollegen seien der schlechten Behandlung im Auswärtigen Amt müde — er nannte diese Stelle: das A. A. — und verlangte Zusammenarbeit zwischen Regierung und Presse nach — er entschuldigte sich — englischem Vorbild. Ein dünner, zitternder Greis mit purpurnen Gichtfingern, Kammerherr der Kaiserin, wendete sich mit Diskantstimme gegen die Unsittlichkeit. Auf der Tauentzienstraße ginge es noch heute so frivol zu wie in einem Weltbad. Mit überraschender Sachkenntnis sprach er von durchbrochenen Strümpfen, Miedern und Miederlosigkeit. Er verlangte die militärische Beaufsichtigung der Kriegerfrauen. Warum ließ man sie nicht Granaten drehen? Die übrigen Redner zeigten ernstliches Wissen auf militärischem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet und verfügten über Beziehungen zu den Militärkommandos, Ministerien und Reichsämtern. Später ließen sie gelegentlich durchblicken, daß sie Vertrauensleute Höhergestellter waren, denen ihre allzu sichtbare Stellung verbiete, sich an unseren Sitzungen zu beteiligen, obgleich sie deren Ziele aufs wärmste billigten.

Auch mich drängte man zum Reden. Ich gewann sogar Beifall, als ich vorbrachte, daß viele Feldbuchhandlungen den oft nicht hinreichend unterrichteten armen Soldaten für ihre paar Groschen Schundlektüre verkauften, z. B. schlechte Übersetzungen albernster französischer Filmtexte, die in den Kinos unverkauft geblieben waren. Als dann Ausschüsse gebildet wurden für die einzelnen zu bearbeitenden Gebiete wurde ich zum Vorsitzenden erwählt für den sogenannten Kulturausschuß, der unter anderem die Behörden beraten sollte bei der Ausmerzung überflüssiger — der alldeutsche Professor verlangte: sämtlicher Fremdwörter. Dieses sich neu eröffnende Beschäftigungsfeld machte mich so glücklich — der Überfluß an Fremdwörtern war ja wirklich im Begriff unsere Sprache zu ersticken —, daß ich an die vorher vernommenen Übertreibungen absichtlich keinen Maßstab anlegte. War meine publizistische Tätigkeit noch immer Gelehrtenwerk und nur mittelbar Tat gewesen, so fühlte ich mich jetzt endlich zweifellos wirkend, d. h. als Tatmensch.

Die folgende Sitzung verlief schon heftiger. Bestimmte hohe Stellen, besonders das vorgenannte A. A. wurden als Herde der „Flaumacherei" bezeichnet, andere, darunter das Amt, für das ich arbeitete, als besonders stramm in ihrer Gesinnung gelobt. O, ich hatte auf das rechte Pferd gesetzt! All meine Tätigkeit bekam nun einen einheitlichen Sinn.

Immer unverschleierter machte sich in dem Bund die allgemeine Abneigung gegen den damaligen Reichskanzler, Herrn von Bethmann Hollweg, geltend. Nun muß ich gestehen, daß mir dieser gemäßigte Mann, der für einen philosophischen Kopf galt, immer sympathisch gewesen war. Ich hatte ihn oft gegen meinen England liebenden Vetter in Schutz genommen, besonders gelegentlich der belgischen Frage. Ich fand es in hohem Maße ehrenwert und in gutem Sinn deutsch, daß er offen das Unrecht eingestand, welches wir

durch den Einmarsch in Belgien begingen, und, wie er unter dem unseligen Einfluß der Militärpartei meinte, begehen mußten; aber unter diesem Einfluß stand ich damals selber noch mit fast dem ganzen deutschen Volk. Mein Vetter nannte dies Geständnis im höchsten Grad unstaatsmännisch und wies auf englische Führer hin. Ich hingegen glaubte echt seppelhaft, mit einem Sieg Deutschlands würde an Stelle jener machiavellistischen Hintertreppenpolitik der Westvölker und Rußlands die offene Politik des anständigen Menschen treten. In diesem Kreis „echt deutscher Männer" hingegen traf man sich im Urteil mit meinem verengländerten Vetter. Man nannte die Rede des Reichskanzlers über Belgien ein läppisches Gestammel. Der Hauptvorwurf gegen ihn aber war der, daß er jetzt schon auf die Gelegenheit warte, einen faulen, d. h. verfrühten Frieden zu schließen, der uns nicht alles das brachte, was wir „brauchten". Der fettsüchtige General wollte sogar wissen, daß man schon Friedensfühler nach Holland ausstrecke, wo vorläufig unverantwortliche Besprechungen mit Engländern und Franzosen stattfänden. Man war über diese Nachricht empört. Mich hingegen berührte sie tief. Ich hatte nicht geahnt, daß der Friede so nahe sein könnte, und das erfüllte mich mit heimlichem Glück. Ich war sehr einverstanden, daß man diesen Frieden mit Sachkenntnis auf allen Gebieten schließe zum Heil unseres Landes, aber als sein größter Vorteil erschien mir doch, wenn er lieber heute als morgen geschlossen würde. Wie hatte es mich doch erschüttert, als ich einmal von einem wohlunterrichteten, vor Zufriedenheit strahlenden Oberst in einer Abendgesellschaft sagen hörte, unsere Verluste seien erfreulich gering, bisher „nur" eine Viertelmillion Tote. „Eine Viertelmillion toter deutscher Menschen und gewiß ebenso viele, wenn nicht mehr fremde," dachte ich entsetzt, „die friedlich wie ich diesen Krieg nicht wollten, Weib, Kind, Eltern und Tätigkeit verlassen mußten,

ohne um ihre Einwilligung gefragt zu werden. Wer war so teuflisch, daß er diese Metzelei eine Stunde länger fortsetzte, als nötig war, um eine noch größere Metzelei, nämlich den Einbruch des Feindes ins Land, zu verhindern?"

Nach den Sitzungen wurde gemeinsam im Gasthaus gespeist. Bei Tisch fiel das Wort, wir dürften nicht zu kämpfen aufhören, bis wir für die Blutopfer hinreichend entschädigt seien. Schon die Pietät für die Gefallenen, meinte der Industrielle mit der Geiernase, verpflichte uns dazu. „Wozu?" fragte ich erstaunt. „Weitere Blutopfer zu bringen." „Aber dann wird ja unsere Rechnung immer größer." „Freilich wird sie das!" kicherte der Industrielle und beugte seine Nase vergnügt über einen Hummer. „Aber inwiefern sind denn eroberte Gebiete und wirtschaftliche Vorteile Entschädigungen für getötete Menschen?" sann ich im stillen. Das waren die ersten Lichtschimmer, die wiederum durch meinen verblendeten Geist drangen. Ich begann damals leise den ersten Ekel zu empfinden, wenn ich die ungeheuren feindlichen Verlustziffern las, deren sich die Heeresberichte und besonders die Berichterstatter rühmten, während die unsrigen verschwiegen wurden. Auch wenn sie „erfreulich gering" blieben, für die Betroffenen waren sie unerfreulich genug. Hier aber setzte man sich gemütlich um einen grünen Tisch, schwatzte gegen einen verfrühten Frieden, kaufte in den Abendstraßen den Heeresbericht und ließ es sich an langer Gasthaustafel desto besser schmecken, je mehr Über- und Unmenschliches „unsere braven Feldgrauen" wieder geleistet hatten.

Als neugebackener Tatmensch durfte ich jedoch nicht gleich in den alten, besonders deutschen Ideologenfehler verfallen, sich sofort von gemeinsamem Wirken auszuschließen und zur Unfruchtbarkeit zu verdammen, wenn einem einiges an den andern nicht paßte. Schließlich kam es dennoch zum ersten

Zwischenfall. Ein Zeitungsaufsatz vor mir erweckte Mißfallen. Ich hatte in einem vielgelesenen Blatt ausgeführt, auch wenn dieser Krieg äußerlich ertraglos ausfalle, so wie der Siebenjährige Krieg, unser Hauptkriegsziel, gegen das alle anderen Ziele verblaßten, bleibe davon unberührt: die Selbstbesinnung des deutschen Volkes auf sein wahres geistiges Wesen, das in den letzten 25 Jahren immer mehr unter dem mechanisierenden Einfluß des internationalen Geschäftsgeistes vergessen worden sei. Deutsches Wesen strebe von Haus aus überhaupt viel weniger zur Entfaltung nach außen, als besonders französisches Wesen, das sich gänzlich in der Formung erfülle. Darum erscheine der deutschen Betrachtung französische Art leicht theatralisch; das sei zwar einseitig geurteilt, denn allem Geformten hafte eine Beziehung zum Zuschauer an; dieser Irrtum aber gehe hervor aus der tiefsten Veranlagung des Deutschen, aus einer Gabe, die den Franzosen fast fehle, der Durchschauung der Formen der Wirklichkeit als Schein, worauf unsere Philosophie von Nikolaus von Cusa bis auf Nietzsche beruhe, sowie unsere ganze Musik, eine rein geistige Gestaltung. Den Deutschen von einst, der sich nicht bewußt geformt habe, aber, aus dem Innern lebend, doch oft anmutige, rührende, vornehme, ehrwürdige Formen ungesucht gefunden, habe alle Welt geliebt und geachtet, im Gegensatz zu dem nach 1888 sein wahres Wesen verlassenden Deutschen, der ohne Formbegabung krampfhaft eine deutsche Form suche. Die sei nicht weniger theaterhaft als die französische Form, aber schlechtes Theater, voll Ungeschmack und Grobheit. Kurz, ich sah die Rückkehr zum wesenhaft Deutschen in der Aufgabe des tendenzhaft betonten, gesuchten Deutschtums im öffentlichen, geistigen, künstlerischen, gesellschaftlichen Leben, dieses schlechten Theaters, das wir seit 1888 spielen, und das so viel Mißverständnisse über uns in der Welt verschuldet hat.

Wegen dieser Ausführungen stellte mich ein Fabrikant, Geheimrat von Friedrichsfeld, in offener Versammlung zur Rede. Er war ein kleiner, grauer Herr, knochig und zäh, mit goldener Brille, ein wenig an Adolf Menzel erinnernd, dem Typus nach wie ein Gelehrter, ja Mathematiker, dem äußeren Auftreten nach aber ein vollendeter Mann von Welt. So begann er gleich mit einer verbindlichen Anerkennung meines Idealismus und meiner reinen Gesinnung, aber er könne doch nicht umhin, zu bemerken, daß mein Aufsatz so ziemlich das Gefährlichste sei, was er bisher gelesen. Von der verkappten Flaumacherei wolle er gar nicht sprechen, die sich jetzt schon mit dem bedauerlicherweise ertraglosen Ausgang des Siebenjährigen Krieges tröste, auf etwas viel Tieferes komme es ihm an. Ich traute kaum meinen Ohren, mit welcher Gedankenschärfe der Redner die Schlußfolgerungen aus meinem Aufsatz zog, die ich selbst zu ziehen damals noch nicht weit genug war. Wenn dem Deutschen verboten sein solle, fragte er, sein Wesen bewußt zu formen, warum sei ich dann so vorsichtig und ginge nur bis zu dem freilich ominösen Jahr 1888 zurück? „Schicksalschwer!" rief der alldeutsche Professor dazwischen. Der Redner verstand nicht gleich. „Ominös ist ein überflüssiges Fremdwort," erklärte der Rotbart. „Ach so," fuhr der Redner versöhnlich fort, „also warum gehen Sie nur bis zu dem schicksalsschweren Jahr 1888 zurück? Warum nicht bis 1870? Ist nicht auch das Deutsche Reich eine deutsche Form?" (Ich zitterte vor einer aufsteigenden Erkenntnis und unterdrückte sie.) „Was sagen Sie zu der deutschen Entfaltung von 1813? Ist sie vielleicht auch schlechtes Theater gegenüber dem vermutlich in Ihren Augen guten Theater Napoleons und der grande nation? Ich glaube, Ihr großer Goethe hat die Dinge so gesehen." Ich fühlte mein Inneres von Versucherstimmen aus vermeintlichen Abgründen, in die ich noch nicht zu blicken wagte. „Freilich, einen so einheit-

lichen Patriotismus wie Frankreich, wo selbst jeder Sozialist Chauvinist ist (der Professor rieb sich vergeblich die Stirn nach einer Verdeutschung dieses Wortes), hat unser Volk vor 1914 nicht gehabt. Immer waren wir gewissermaßen in zwei Nationen gespalten, eine tatkräftige, kriegerische, die aber gehemmt war durch eine zweite träumerische, friedensselige, in der Politik geradezu anarchistische. Um diesen gefährlichen Geist im Zaum zu halten, mußten wir den vielverschrienen Militarismus mit seinen gelegentlichen Härten ausbilden. (Zwischenrufe: „Sehr gut, sehr gut.") Die Auguststimmung hat uns nun gezeigt, daß dieses große Werk der Formung eines Riesenvolkes großartig gelungen ist; und trotzdem kommt da ein gescheiter Mann und will uns wieder in jenes faule, frühere Deutschland zurücklocken." „Meinen Sie das Deutschland Goethes?" rief ich aus, und dann fand ich den mich selbst verwundernden Mut zu dem Wort: „Goethe ist doch ebenso deutsch wie Hindenburg." Ich fühlte mich befreit. Geheimrat von Friedrichsfeld lächelte und sagte: „Was ich zu sagen hatte, habe ich gesagt. Ich hoffe, man wird meine Warnung verstehen, als das was sie ist."

Unter den folgenden Rednern nahmen mich mehrere in Schutz, aber es war nicht einer unter ihnen, der an scharfem Verstand dem kleinen Geheimrat gleichkam, alles Einerseits-Anderseitsmenschen, die es für wünschenswert hielten, daß in dem die Welt erobernden Deutschland auch einige immer wieder die alten Ideale pflegten; das sei die beste Antwort auf das Geschrei, wir wären Barbaren. Deutschland müsse auch moralische Eroberungen machen. Hier lachten einige lauter oder leiser. Schließlich ergriff der Gesandte selbst das Schlußwort, empfahl Einigkeit, bat mich, nicht zu erwidern, da mich ja die Erörterung völlig gerechtfertigt habe und mein Wort, Goethe sei ebenso deutsch wie Hindenburg, eigentlich die ganze Frage löse. Ich machte eine Verbeugung. Dann erkannte

der Gesandte den Patriotismus des Geheimrats an, auch dieser machte eine Verbeugung. Alles dies gefiel mir nicht sehr gut, denn ich hatte meinen Aufsatz nicht geschrieben, um moralische Eroberungen zu machen oder weil auch der Idealismus seinen Nutzen bringt.

In den nächsten Versammlungen sprach man immer offener gegen den Reichskanzler. In einer nächtlichen Geheimsitzung, in der nur der Vorstand des Bundes und die Vorsitzenden der Ausschüsse zusammentraten, sah ich mich plötzlich mitten in einer Verschwörung zum Sturz des Herrn von Bethmann Hollweg. Als erwünschter Nachfolger wurden mehrere Personen genannt, darunter ein General, ein Admiral und ein aus der Großindustrie hervorgegangener hoher Beamter von „zuverlässiger Gesinnung". Die größten Wirtschaftsverbände des Reiches — so hieß es — seien für den Plan gewonnen, mit dem der Kaiser durch Vermittlung des Kronprinzen überrascht werden sollte. Briefe bekannter Männer wurden verlesen. Abgeordnete bürgten für ihre Fraktionen, Journalisten für ihre Blätter. Man war aufs genaueste unterrichtet über die Gesinnung in den Reichsämtern und Ministerien, in der näheren Umgebung des Kaisers und des Kronprinzen, an den Höfen der einzelnen Bundesfürsten. Die einen galten für zuverlässig, andere internationalen Weibereinflüssen für zugänglich. Besondere, detektivartige Sorgfalt war für die Beobachtung des kaiserlichen Zivilkabinetts verwendet worden. Am überraschendsten aber erschienen mir drei Geheimkuriere, die von den Fronten kamen mit Berichten höherer Offiziere über ihre Auffassung und die angebliche Stimmung in den Schützengräben. Unbewußt hatte ich mir unter jenen Kurieren, die um Mitternacht vor uns treten sollten, etwas Ähnliches vorgestellt wie die drei schwarzen Masken, die im „Don Juan" auf dem Fest erscheinen. Es waren aber sehr prosaisch aussehende Menschen mit viereckigen oder birnförmigen

Schädeln und Fuchs- oder Katzenaugen von jenem bei uns noch wenig erkannten, obgleich weit verbreiteten Typus des falschen Biedermannes („faux bonhomme"). Zu meinem namenlosen Erstaunen teilte der erste mit, einer unserer Heerführer habe ihm versichert, auch unseren braven Soldaten könne man nicht auf die Dauer das Menschenunmögliche zumuten, ohne ihnen einen Sinn ihrer Anstrengungen zu zeigen. Die Haltung der Regierung würde in den Schützengräben „nicht verstanden". Wenn sie nicht demnächst die Annexion Belgiens ausspreche, so bürge er nicht für die bis jetzt tadellose Disziplin. „Da hören wir's," rief der fette General in unserer Mitte. Der alldeutsche Professor war in den Samstagnächten durch die Kaschemmen des nördlichen Berlin gezogen, um unbefangen mit Urlaubern zu sprechen. Überall wollte er die Überzeugung gefunden haben: „Wenn wir Belgien nicht kriegen, machen wir Revolution." Ist das menschenmöglich, fragte ich mich, daß Leute, welche die fünf Sinne beisammen haben, wegen Belgien nur 24 Stunden länger im Schützengraben bleiben wollen? Was bedeutet denn das, wenn auch viele sagen: wir müssen Belgien haben, befangen in dem Wust unverantwortlichen Geschwätzes, in das seit der Politisierung der Massen überall in der Welt ein jeder hineinredet, um im Augenblick etwas Ansehen zu erlangen, aber in der tiefen Überzeugung, daß er ja doch eine Null ist, daß sich seine Stimme ohne jede Folgen ausschreien kann.

Die öffentliche Erörterung der Kriegsziele war in jener Zeit verboten. Ein Hauptzweck dieser nächtlichen Versammlung war, Mittel und Wege zu finden, die Aufhebung dieses Verbots durchzusetzen. Der Gesandte gab zu bedenken, ob dies nicht verfrüht sei, die Lage sei militärisch noch nicht genügend geklärt. Was sollte geschehen, wenn das Volk mit dem Erwerb Belgiens rechnete und dann vielleicht doch enttäuscht werden müßte? Da erhob sich ein Mann, der erst seit

einigen Wochen in unserm Kreis erschien, der Besitzer einer großen Anzahl weit verbreiteter Zeitungen. Er war wie aus Draht gemacht, übermäßig lang und dünn, fast nicht mehr menschlich, der Kopf unwahrscheinlich schmal mit einem dürftigen, nach rückwärts gekämmten Schopf. Die Wangen waren hohl, die schmalen Lippen grau. Es hieß, dieser Mann sei so magenleidend, daß er seit Jahren nur von Haferschleim lebte. Es war als ein Wunder zu betrachten, daß er überhaupt zu uns kam, da er für äußerst menschenscheu galt. Um seine Villa im Grunewald hatte er einen Kranz von Grundstücken erworben, die er unbebaut ließ; sie sollten ihn nur gegen die Menschen abgrenzen. Erschien er in einem seiner Geschäftspaläste, so durfte kein Mensch die Zimmer verlassen, da er „keine Gesichter" sehen wollte. Aus der vollkommensten Menschenferne machte er die Alltagsmeinung der Menschen. Er erklärte nun, die Befürchtungen des Gesandten seien durchaus unbegründet. Er habe das Pressehandwerk seit bald einem halben Jahrhundert studiert, d. h. seit seinem zwölften Jahr, in dem er Zeitungsausträger in New York war. Vorausgesetzt, daß er mit der Regierung einig sei und auf keine Zensurschwierigkeiten stoße, wolle er die deutsche öffentliche Meinung in elf Tagen dahin bringen, wohin man wolle; wenn es sein müsse, könne er sie abwechselnd für oder gegen den Erwerb Belgiens stimmen. In Frankreich oder England brauche man zu so etwas etwa sieben bis acht, in Amerika höchstens drei Tage. Jemand warf die Frage ein: „Und die Leute im Schützengraben?" „Die sind am allerleichtesten zu gewinnen," antwortete der Schwarzkünstler lächelnd, „weil sie ganz und gar einförmige Masse sind ohne Berührung mit andersartigen Elementen." „Das ist ja großartig," rief der alldeutsche Professor, dieser Idealist, ehrlich begeistert.

Ich war, um mich betätigen zu können, in dem Kreis jener Männer geblieben, obwohl sie mir zum Teil verderblich

schienen; so viel Macht traute ich ihnen jedoch nicht zu, mit ihrer Geschäftigkeit den Krieg zu verlängern. In den nächsten Tagen nach jener Nachtsitzung aber fand ich zu meinem schaudernden Erstaunen in den Blättern Andeutungen, daß ihre Tätigkeit bereits fühlbar wurde. Die Stellung des Reichskanzlers begann zum erstenmal ernstlich zu schwanken. Jeder schien zu wissen, daß sein Sturz nur noch eine Frage der Zeit war, freilich zog sich diese Zeit noch unerwartet lange hin.

7.

„Die Gesellen des Räubers Dschi fragten ihn einmal und sprachen: ‚Braucht ein Räuber auch Moral?‘ Er antwortete ihnen: ‚Aber selbstverständlich! Ohne Moral kommt er nicht aus. Instinktiv erkennt er, wo etwas verborgen ist: das ist seine Größe; er muß zuerst hinein, das ist sein Mut, er muß zuletzt heraus, das ist sein Pflichtgefühl; er muß wissen, ob es geht oder nicht: das ist seine Weisheit; er muß gleichmäßig verteilen, das ist seine Güte. Es ist vollkommen ausgeschlossen, daß ein Mann, der es auch nur an einer dieser fünf Tugenden fehlen läßt, ein großer Räuber wird.“ Tschuang-Tse.

Die Ereignisse, die mir vollständig die Augen öffnen sollten, wohin ich geraten war, sprachen immer deutlicher. Aus unserem Bunde wurde eine sehr großartige Persönlichkeit plötzlich verhaftet, ein Senator aus einer Handelsstadt. Es war ein Mann von fast übermenschlichem Wuchs mit fächerförmigem Zeusbart. In einem Stadtpalast, auf alten Schlössern, in halben Stockwerken der Luxusgasthöfe führte er, von einem Gefolge von Verwandten, Freunden, Schmarotzern und Dienerschaft begleitet, ein fürstliches Dasein. Nun stellte sich heraus, daß er aus einem ihm gehörigen Bergwerk in einem neutralen Land zu ungeheuren Preisen Erze an die Kriegsindustrie der Feinde verkaufte. Natürlich schien ihm ein baldiger Friede verfrüht. — Der Vorsitzende unseres Sittlichkeitsausschusses, jener vom Treiben in der Tauentzienstraße so tief verletzte Kammerherr, hatte sich einen mili-

tärischen Dauerauftrag von Zeltbahnen verschafft, indem er versprach, durch die Arbeit etwa tausend arme Kriegerfrauen mit einem bestimmten Lohn über Wasser zu halten. Es stellte sich heraus, daß er ihnen nur zwei Drittel des ausgeworfenen Lohnes bezahlt, selbst aber schon die erste Million eingesteckt hatte. Er zog sich nun aus allen seinen Ämtern zurück. — Einige unserer Mitglieder gehörten den meistverdienenden Industrieunternehmungen und Kriegsgesellschaften an, von denen die eine oder die andere bereits etwas bloßgestellt schien.

Auch an mich traten Anerbietungen, freilich bescheidene, heran. Durch meine neuen Beziehungen war ich viel in Gesellschaft gekommen. Im Hause des Gesandten lernte ich eine Frau Gretchen von Teutenberg kennen, eine etwa dreißigjährige, rundliche Blondine mit Veilchenaugen und etwas Doppelkinn. Sie hatte übrigens eine ganz nette Sopranstimme und sang bisweilen Schumann mit bemerkenswerter Leidenschaftlichkeit. Sie war die Witwe eines in den ersten Kriegswochen gefallenen Offiziers und, als ich sie kennen lernte, schon in der zweiten Hälfte ihres Trauerjahres. Dieses bisher zahme Gretchen sah sich, noch im Witwenschleier, plötzlich in einen Strudel von neuen Aufgaben versetzt. Gestützt durch ihre Verbindungen, beschäftigte sie sich im Verborgenen mit Kriegslieferungen. Mich hatte diese Mittelstufe zwischen Naivität und dem, was der Berliner Kaltschnäuzigkeit nennt, zwischen völligem Mangel an „Welt" und frechem Drauflosgehen bei dem „netten tapferen Frauchen" (dies war ihre gesellschaftliche Abstempelung) von Anfang an in Erstaunen versetzt, ja interessiert, doch war ihre Unterhaltung wenig geistreich. Ihren mangelnden natürlichen Einfällen half sie auf durch die bekannten feststehenden Berliner Redensarten, die früher einmal Witze waren und nun als Witzersatz von geistig Minderbemittelten immer weiter verwendet werden, z. B. „Wie ich das finde!" oder „Es

is' ja nicht wie bei armen Leuten, wo die Möbel nur an die Wand gemalt sind". Immerhin herrschte zwischen uns beiden ein Ton, auf Grund dessen sie berechtigt war, ein gewisses wohlwollendes Interesse auf meiner Seite anzunehmen.

Eines Abends gegen neun Uhr läutete Frau von Teutenberg telephonisch bei mir an, ich möchte in einer wichtigen Angelegenheit gleich zu ihr kommen. „Not kennt kein Gebot", sagte sie und wollte offenbar mit diesem schnell populär gewordenen Reichskanzlerwort über das gesellschaftlich Gewagte dieser späten Einladung hinwegkommen. Ich hatte sie bisher niemals besucht. Es war mir unmöglich, mich in die stürmische Märznacht hinauszuwagen, da ich einer Verkühlung wegen eben gerade aus einem Schwitzbad gestiegen war und mich zu Bett legen wollte. Mein Gretchen aber zeigte sich schnell entschlossen. Sprechen müsse sie mich heute noch unbedingt, sie komme zu mir. Nach einer halben Stunde hörte ich ihr Auto heranrollen. Ich hatte meine Bedienerin schon zu Bett geschickt und stieg, in Pelz und Decken eingehüllt wie ein Samojede, selbst hinunter, ließ sie ein und führte sie in meine kleine Wohnung. Niemals habe ich je vor oder nachher einen so sonderbaren Damenbesuch empfangen. Sie ließ ihre Augen schnell etwas kritisch umherschweifen, kam aber offenbar zu keiner rechten Klarheit über den beiläufigen Wert meiner alten, teils ererbten, teils in allen Ecken Europas zusammengekauften, etwas exotischen Sachen. Sie faßte ihr Urteil in das Wort zusammen: „Bombig". Dann sagte sie, nachdem ich ihr das Biberjackett abgenommen hatte, etwas burschikos: „Sie dürfen nicht denken, daß ich Sie anpumpen will, wenn ich gleich von Geld spreche, aber Sie haben doch dieser Tage von Ihrem Verleger ein paar tausend Märker bekommen?" „Woher wissen Sie denn das?" fragte ich verblüfft. „Weiß ich," erwiderte sie, stolz kichernd, wie ein kleines Mädchen, das hinter ein verbotenes Geheimnis

gekommen ist. „Also, Sie werden doch nicht so blödsinnig sein, das Geld vierprozentig anzulegen?“ „So blödsinnig bin ich bisher immer gewesen.“ „Sieht Ihnen ähnlich. Also hören Sie! Ihr Geld muß Junge kriegen. Ich mach Ihnen aus 3000 in acht Tagen 6000. Was sagen Se nun?“ „Bis jetzt noch gar nichts.“ „Also: ich liefere Gäule fürs Militär. Aus Ostpreußen kriege ich so viel ich will. Morgen kommen wieder welche; eigentlich habe ich sie erst nächste Woche erwartet. Darum ist mein flüssiges Kapital im Augenblick gänzlich festgelegt. Heute früh habe ich die letzten gekauft. Nu können Se sich denken, daß ich mir morgen das Geschäft nich' wegschnappen lassen will. Ohne Barzahlung is' nischt zu machen. Also sehn Se sich die Gäule an, sie stehn beim Schlesischen Bahnhof. Dann geben Sie mir Ihre 3000 M.chen. Nächste Woche bezahlt der Militärfiskus den ganzen Salat. Dann kriegen Sie Ihr Geld wieder und 100 Prozent dazu, außer Sie vertrauen's mir wieder an, wenn Se Blut geleckt haben. Is 'n Geschäft, was?“ „Und das wollen Sie alles für mich tun meiner schönen Augen wegen?“ fragte ich, ihr ein Gläschen Liqueur einschenkend, das sie auf einen Zug leerte. „I wo! Ich verdiene selbst dabei, und zwar nicht zu knapp.“ „Sagen Sie, sind diese Geschäfte Ihre eigene Erfindung?“ „Menschenskind, Sie sind wohl von gestern? Das macht doch jetzt jeder, der nicht auf'n Kopf gefallen ist. Das Militär kauft alles: Leder, Gummi, Metalle, was weiß ich, und zahlt klobige Preise. Man braucht nur immer ein paar tausend Mark flüssig zu haben, in ein bis zwei Wochen hat man's verdoppelt. Machen Sie denn das nich?“ „Nein.“ „Na, wissen Se, Sie können mir leid tun, dann verstehe ich nich', warum Se nich' lieber in' Schützengraben gehen und sich das Eiserne holen. Irgendwie mitmachen muß man doch!“ „Ich finde, daß Ihnen Ihr Eifer reizend steht“, sagte ich ablenkend, und goß ihr das dritte Gläschen ein. Sie trank es so schnell hinunter wie die

zwei andern, ihre Veilchenaugen glänzten. Sie blickte mich an, durch meine Anerkennung wie ein Kind geschmeichelt. Ich rückte ihr näher und ergriff ihre gut gepflegte, etwas zu patschige Hand. „Ach lassen Sie die Visematenden," sagte sie und schlug mit dem Handschuh nach mir. „Deshalb bin ich nicht gekommen. Machen Se mit oder nich'?" Sie stand auf. „Sie sind wirklich eine tüchtige Frau!" sagte ich lächelnd und wagte eine zweite Annäherung. „Hände von der Butter!" rief sie, „oder ich werde grob. Also ja oder nein?" „Nein", erwiderte ich. „Also denn nich'." Sie verzog ihr fleischiges Schnäuzchen etwas und ließ, einen Augenblick ihre einwandfreie Sachlichkeit vergessend, eine Spur von weiblicher Gekränktheit sehen. Schnell aber fand sie sich wieder und sagte scherzend, sich vor dem Spiegel zum Aufbruch rüstend: „Nu lassen Se mich raus und kriechen Se wieder in Ihr Dampfbad, Sie oller Drückeberger Sie." „Trinken Sie noch einen Liqueur!" „Meinetwegen," sagte sie lachend. Ich verhüllte mich wieder wie ein Samojede und brachte sie hinunter. Sie bat, daß ich die elektrische Beleuchtung des Stiegenhauses nicht andrehte. „Was werden denn die Leute denken, wenn sie mich jetzt hier sehen?" „Jedenfalls etwas Schöneres, als das, was die Wahrheit ist." „Nu quatschen Se keine Opern, lassen Se mich 'raus."

Ich besuchte in jenen Tagen die Sitzungen unseres Bundes nur noch, um tiefer hinter die Kulissen zu schauen und benutzte manche Gelegenheit, durch ein hingeworfenes Wort die Menschen zum Aufdecken ihrer wahren Gesinnung zu veranlassen. So beschloß ich die scheinbar grundsätzliche Züchtung des Wuchers durch die Militärverwaltung in der nächsten Sitzung zur Sprache zu bringen, um einmal die Meinung meiner Umgebung darüber zu erforschen. Ich brauchte aber meinen Antrag gar nicht zu stellen, die Herzen erschlossen sich gerade in der nächsten Sitzung von selbst.

Es war ein Abend im Vorfrühling, man öffnete während einer Pause die Fenster des Saales und ließ die Frühlingsluft herein. Vor dem Hochparterre sproßte das schwarze Gezweig in noch geschlossenen Knospen. Durch die dämmerigen Straßen wogte die Menge. Die Kunde von irgendeinem neuen Sieg, von dem wir Eingeweihte schon wußten, verbreitete sich gerade in der Stadt. In dem Sitzungssaal standen die Herren am Fenster mit dem Rücken gegen die Straße. Sie sprachen nun ganz offen von ihren Geschäften und von den Aufträgen, die sie für das Militär „getätigt" hatten, von Frontreisen und Fahrten ins neutrale Ausland zu Geschäftszwecken und zur Organisierung einer Handelsspionage gegen die wirtschaftlichen Pläne der Feinde. Man sprach von Sandsäcken, Zement, Schmieröl, Baumwollenersatz, kurz von dem, was man euphemistisch die „wirtschaftlichen Werte" nennt. Der Lärm der Straße schwoll zu brausendem Hurrarufen an. Immer mehr Fahnen erschienen an den Fenstern. Die Hüter der wirtschaftlichen Werte im Sitzungssaal kehrten sich um und riefen, fast stramm stehend, begeistert aber kurz hinunter: „Hurra — hurra — hurra". „Ein solches Volk ist unbesieglich," rief der alldeutsche Professor und schrie in die Straße: „Für Gott, für König und Vaterland." Sein roter Bart hing wie eine Fahne hinaus in den Frühling. Vorübergehende blickten empor. Man winkte sich zu. „Draußen an der Front," bestätigte Geheimrat von Friedrichsfeld, „genau dieselbe Stimmung." „Und dieses tüchtige Volk wollen die Federfuchser um seinen Siegerpreis betrügen, um das stammverwandte Belgien!" keuchte der fette General. „Antwerpen . . . die Erzlager von Briey . . . 100 Milliarden Kriegsentschädigung . . . Rohstoffe . . Absatzmärkte . . ." Diese Worte waren gewissermaßen der Text, die Singstimme, zu dem das Hurra der unten vorüberflutenden Massen die brausende Orgelbegleitung bildete.

Ich habe trotz meiner mangelnden Produktivität so viel vom Künstler, daß auf mich im tiefsten Bilder doch entscheidender wirken als Beweisgründe. Das Bild jener siegtrunkenen, das Verderben blind bejubelnden Masse, die zu den Füßen dieser in ihren Rechnungen ebenso klaren, wie in ihrem Denken stumpfen Geschäftemacher durch den Frühling schwoll, bedeutet in meiner Erinnerung den Augenblick, in dem das, was in mir unbewußt oder halbbewußt gärte, völlig klar wurde. Ich wartete seit jenem Tag nur noch auf eine geeignete Gelegenheit, bei der ich meinen Gegensatz zu dieser Umgebung klar zum Ausdruck bringen könnte. Wahrlich, von dieser Gattung Landsleute, die nun die Herrschenden waren, hatte ich nichts gewußt, als ich einst in meiner Einfalt meinem Vetter aus England widersprach, überzeugt, daß gebildete Deutsche solcher verbrecherischen Gesinnung nicht fähig seien. Jetzt begann ich während der Reden diese Teufelsgesichter scharf zu betrachten, indessen sie sich gelangweilt ihren kleinen Gewohnheiten überließen. Immer fratzenhafter erschien es mir, wenn der Geheimrat von Friedrichsfeld ernsthaft die Unterlippe über die Oberlippe zog, der Professor abwechselnd die rechte und die linke Backe aufblähte und der fette General mit der Zunge die Zähne putzte.

8.

„Der Militärdienst demoralisiert überhaupt die Menschen. Er veranlaßt sie zum Müssiggang, d. h. zum Aufgeben jeder vernünftigen und nützlichen Tätigkeit. Er entbindet sie von den allgemeinen menschlichen Pflichten und stellt als Ersatz dafür nur die konventionelle Ehre des Regiments, der Uniform und der Fahne hin, nur die unbeschränkte Gewalt über andere Menschen oder sklavische Unterwürfigkeit vor den Vorgesetzten."

Tolstoj, Auferstehung.

Um diese Zeit geschah es, daß in meinem näheren Kreis zum erstenmal jemand einberufen wurde. Es war ein junger Dichter, gegen dreißig, der sich schon im Augusttaumel hatte

freiwillig melden wollen, aber von seiner etwas zarten Frau verhindert worden war, da sie sich gerade in der Hoffnung befand. Ich besuchte ihn während der Zeit seiner Abrichtung. An einem Sonntag Nachmittag fuhr ich hinaus in die öde, sandige Mark. Es war einer jener trügerischen Märztage, die, vom Fenster aus gesehen, ein Wunder von Glanz und Bläue sind. Draußen aber schnitt einem der Wind wie mit Stahlklingen ins Gesicht und jagte bitteren Staub in die Lungen. Am Bahnhof des kleinen Städtchens stand mein Freund. Aus dem gepflegten Menschen mit dem feingeschnittenen Kopf war ein kahlgeschorener, unsauberer Knecht geworden. Die lumpige, von vielen Vorgängern verschwitzte Uniform umschlotterte die nun unkenntliche, schlanke Gestalt. Die weiche Mütze lag ihm wie ein Haufen Kot auf dem Kopf. Sein Gesicht war eingefallen, die Bartstoppeln erschienen blau wie bei einem Zuchthäusler. Um den Hals trug er den üblichen widrigen Lappen aus schwarzem Stoff. Der einen sonst gleich mit sprühenden Scherzworten Fesselnde kam auf mich zu, als wolle er eine Beileidsbezeugung entgegennehmen. Gleich bei den ersten Schritten fiel mir sein bellender Husten auf. Oft hatte ich früher den Sorglosen etwas bevatert und sagte nun gleich: „Aber wie kannst du mit einem solchen Husten in dem eisigen Wind ohne Mantel herumlaufen?" Diese naive Frage erheiterte ihn sichtlich. „Man sieht," antwortete er, „daß du aus der Gemeinschaft der Menschen kommst, unter uns Viechern herrschen andere Bräuche." „Aber jeder Soldat hat doch einen Mantel." Soviel Sachkenntnis besaß ich. „Jawohl, mein Lieber, der liegt aber zusammengerollt im Kasten, bis der Befehl erteilt wird, man habe ihn anzuziehen. Dieser Befehl wird vermutlich am ersten schwülen Tag kommen. Mit dem Thermometer, der Jahreszeit oder dem persönlichen Befinden hat das nichts zu tun." Er lachte, ich aber war dazu nicht imstande.

Wir gingen zwischen den breiten Straßen mit den niedrigen Häusern. Hier gab es nichts, was das Auge irgendwie erfreuen konnte. Die Seitengassen liefen in die tote Ebene hinaus. In einiger Entfernung galt eine Ansammlung von zahnstocherähnlichen Kiefern für einen Wald. Die Kunst hatte zu dieser armseligen Natur nichts Gutes hinzugefügt. Kerzengerade Straßen, ohne einen malerischen Winkel, ohne einen von mehr als Alltagssorgen und Nützlichkeitstrachten eingegebenen Bau. Das erschien mir noch weit erbärmlicher als die russischen Landstädte, wo sich zwischen dem öden Einerlei eine im Leid rührende oder in Leidenschaften umhergewirbelte Menschlichkeit ausbreitet, die im tiefsten Herzen brünstig nach Erlösung schreit. Hier aber atmete alles eine die Steine erbarmende, rettungslose Selbstzufriedenheit in Ordnung, Sauberkeit und vermeintlicher Pflichterfüllung.

Ich hatte niemals im Leben eine Kaserne betreten. Gefängnisse, Kranken-, Irren- und Zuchthäuser interessierten mich, aber das nüchterne Grauen einer Kaserne habe ich seit jenem Kindererlebnis in der Heimat stets wie einen verworfenen Ort gemieden. Doch halt! Einmal war ich doch in einer Kaserne gewesen, und zwar in einer französischen, in Avignon in Südfrankreich. Bernadette reiste zu ihren Eltern nach Nizza auf Besuch. Ich war in Basel mit ihr heimlich zusammengetroffen und begleitete sie über den Genfersee, durch Savoyen und die Provence. Es waren südliche Maitage, ich trug einen weißen Anzug und an meiner Seite schwebte die lichtgekleidete Geliebte. In Avignon wollten wir den päpstlichen Palast besichtigen, und darin war nun eine Kaserne. Ein älterer, aber gegen Bernadette den Kavalier mit guten Manieren hervorkehrender Unteroffizier geleitete uns über die Steintreppen, vorbei an kahlen Mannschaftsstuben, in denen der unvermeidliche Schmutz des dichten, dauernden Beisammenlebens von Männern jede körperliche Pflege aus-

schloß. Der Gestank der geheimen Orte war mit scharfen Chemikalien gewaltsam erstickt. Überall Geschrei, Schweißgeruch, häßliche Gegenstände von feindseliger Form. Von irgendwoher vernahm man die elegischen Versuche eines Hornbläsers, durch die Gitterfenster fiel die rotglühende Nachmittagssonne der Provence und warf schräge Schatten auf die roten Ziegelböden. Ich war in vielen Großstädten durch die Viertel des verkommensten Elends gegangen, aber ein so erstickendes Gefühl der Menschenentwürdigung hatte ich nirgends gehabt, denn das Proletarierleben entfaltet sich wenigstens in Freiheit und erhält dadurch sogar einen versteckten Reiz. So mußte es auch in den alten Söldnerkasernen gewesen sein, aber die allgemeine Dienstpflicht hat alle Poesie des Soldatenlebens erstickt. Ich atmete auf, als wir draußen waren; die sanften Südlüfte, die Blumenhauche über die Zypressenhecken der abendlichen Gärten trugen, vermochten nicht die letzten Spinnweben von Mißmut aus meiner rätselhaft bekümmerten Seele wegzufegen.

Den Abend verbrachten wir in einem Garten zwischen dunklen Bäumen. Ein heißer Südwind hatte sich erhoben. Wir lehnten an dem hellschimmernden Steingeländer über einem schweigsamen, schwarzen Kanal. Gelb stieg ein träger Mond hinter den Bäumen hervor wie ein welkes Haremsweib, das spähte, was ich mit seiner jüngeren Nebenbuhlerin tat. Betäubende Gerüche vermehrten meine dumpfe Niedergeschlagenheit. Die helle Stimme meiner Begleiterin plätscherte um die Wette mit einem nahen Springbrunnen, aber sie vermochte nicht die bösen Gedanken zu bannen, die der kranke gelbe Mond aus einem verfluchten Winkel meiner Kindheit heraufzulocken schien. „Ich begreife dich gar nicht,“ sagte Bernadette, „die Menschen in der Kaserne empfinden das alles gar nicht so. Mir schien, daß sie alle recht gesund und vergnügt aussahen. Für dich freilich,“ fügte sie lächelnd

hinzu, „könnte ich mir nichts Ärgeres denken als nur 24 Stunden in solcher Gefangenschaft, aber dir ist es nie geschehen und kann es auch gar nicht geschehen. Bekümmere dich doch nicht um Sachen, die uns nichts angehen, laß uns fröhlich sein, die Welt ist doch so schön." Sonderbar, nie hatte ich die stets leis resignierte Bernadette sich so offen zur Lebensfreude bekennen hören. Heute waren die Rollen zwischen uns wie vertauscht. „Mir ist," antwortete ich, „als ob mich das doch irgendwie anginge", und ich erzählte ihr von meinem überwältigenden Kindheitseindruck vor dem Kasernhof daheim. „Hier liegt ein Problem vor mir wie ein Stein in meinem Weg. Irgend etwas wird einmal geschehen; da es ja Militärdienst doch kaum mehr sein kann, etwas anderes ähnliches, vielleicht Gefangenschaft. Warum hat mich als Kind der Anblick der ersten Kaserne krank gemacht wie eine Vision aus Dantes Hölle, warum trafen mich die für andere geringfügige heutigen Eindrücke wie eine Mahnung aus dem Abgrund, aus dem irgend etwas naht, so wie einer Schauder empfinden soll, wenn er an der Stelle vorübergeht, an der er später einmal ermordet werden wird?" „Sprich nicht so!" flehte Bernadette, plötzlich ebenfalls von Schauern erfüllt. „Fühlst du es auch?" fragte ich, „ich bin gespannt, unter welchen Umständen ich ein drittes Mal einer Kaserne nahen werde." In diesem Augenblick fiel in einiger Entfernung etwas Schweres mit einem dumpfen Laut in den Kanal. Bernadette drängte fort von dieser unheimlichen Stätte. Wir vergruben uns zusammen in unser breites verhängtes Bett. Am folgenden Tag waren wir wieder heiter und scherzten über meinen „Spleen".

An jenen Abend in Avignon dachte ich zurück, als ich mit meinem Freund durch die märkische Kaserne ging, in der er nun lebte, und ich fühlte: jetzt begann die endgültige Abrechnung mit dem Ungeheuer, das bereits leise auch nach mir die Tatze ausstreckte. Es war alles genau wie in Avignon.

In diesem öden, kalten Grauen der uniformierten Knechtschaft gab es keine nationalen Unterschiede; nur leuchtete draußen kein provenzalischer Mai, sondern ein heuchlerischer nordischer März. Mein Freund war zum Arzt befohlen zum Zweck einer Pinselung seines kranken Halses mit Jod. Ich wartete indessen in seiner Mannschaftsstube und sah zu, wie die Leute mit einer grauen, stinkenden Schmiere Gewehre putzten, manche geborene Knechtsgestalten, denen die Arbeit wie jede andere flott von der Hand ging, andere mit dem widerwilligen Ungeschick ihrer besseren Artung. Mein Freund kam enttäuscht zurück. Er war nicht gepinselt, sondern angebrüllt worden. Warum? wußte er nicht. Der Arzt stellte in Abrede, daß er ihn habe pinseln wollen. „Was wollen Sie hier?" hatte er gefragt „Herr Stabsarzt haben gesagt.." „Halten Sie 'n Rand. Sie haben hier nur zu reden, wenn Sie gefragt werden. Verstanden? Was wollen Sie überhaupt hier?" „Ich sollte . . ." „Maul halten, bis ich Sie frage." In dieser Weise etwa hatte sich die Unterredung abgespielt.

Wir wollten nun irgendwo Kaffee oder Tee trinken. In das einzige leidliche Gasthaus war mein Freund nicht zu bringen, da dort Offiziere verkehrten. Vor ihnen, die meist jünger waren als er und wohl fast alle von geringerer Bildung und Erziehung, hätte er dauernd aufspringen und die Marionettenbewegung des militärischen Grußes machen müssen. Das wollte er nicht. Wir setzten uns also in einen bescheidenen Kaffeeausschank und mischten eine schwärzliche Brühe mit blauer Milch zu einem grauen Trank. Nun klagte er mir sein Leid. Ich erfuhr, daß das Einjährigenvorrecht bei Beginn des Krieges in Deutschland abgeschafft worden war. (In Österreich dagegen hatte man es auf alle einigermaßen gebildeten und selbständigen Menschen ausgedehnt und selbst in der russischen Gefangenschaft deren Zulassung in die Offizierslager durchgesetzt.) Mein Freund war nicht beliebt;

die Kameraden, darunter ein Zigeuner und ein entlassener Zuchthäusler sowie mehrere mit leichteren Gefängnisstrafen, lachten ihn aus und nahmen ihm heimlich die von seiner Frau geschickten, mit Liebe ausgewählten Lebensmittel weg. Einen Unteroffizier hatte er sich gleich zu seinem Feind gemacht, weil er beim Verteilen des Fraßes, von dem er aus Ekel doch nur wenig hinunterbrachte, aus nationalwirtschaftlicher Erwägung „bitte nur wenig" gesagt hatte. Der Unteroffizier aber rief: „Maul halten" und ließ ihm von jetzt ab immer erst recht große Portionen aufladen, die er Mühe hatte, heimlich auf die Seite zu schaffen, um nicht neuen Zorn auf sich zu lenken. Schlimmer war dies: Er war schon einmal im Arrest gesessen, weil er auf die Frage des Hauptmanns, ob er sich denn wegen seiner schlechten militärischen Leistungen nicht schäme, treuherzig mit „Nein" geantwortet hatte. Am Tag nach Beendigung der Strafe rief bei einer Inspektion ein General: „Na, ihr alten Kerle hättet euch nicht gedacht, noch zu der Ehre zu kommen, des Königs Rock zu tragen. Seid ihr denn auch recht stolz darauf?" Alle diese dreißig- bis vierzigjährigen logen forsch: „Jawohl, Exzellenz". „Sie auch?" fragte der General meinen Freund besonders, von dessen Strafe er wohl wußte. Auch er log nun: „Jawohl, Exzellenz," und erhielt in geradezu väterlichem Ton die Antwort: „Na sehn Se!"

Diese Vorfälle mögen einem, dem das Nessushemd der Uniform selbst auf der Haut gebrannt hat, sehr geringfügig vorkommen, und fast jeder wird bedeutend Ärgeres aus seinen Erfahrungen erzählen können, aber ich sammle ja hier kein Material gegen den Militarismus — das werden hoffentlich Erfahrenere getan haben —, sondern erzähle meine Erlebnisse. Mir genügten diese Vorfälle, um mir fast das Herz umzukehren, und sie empörten mich derart, daß mein Freund selbst fand, ich übertriebe.

Abends brachte er mich an die Bahn. Viele von den feldgrauen armen Teufeln hatten an jenem Sonntag Besuch von Angehörigen erhalten, besonders die, welche im Lauf der Woche in die Hölle an der Front sollten. Aus unerforschlichen Gründen war es den Ärmsten verboten, den Bahnsteig zu betreten. Sie boten einen herzzerreißenden Anblick. Die Besucher blieben so lange wie möglich bei dem Gitter stehen, hinter dem die unschuldig zum Heldentod Verurteilten sich wie gefangene Tiere drängten, um noch die letzten Minuten vor der Abfahrt des Zuges mit ihren Eltern, Geschwistern, Frauen oder Geliebten zu flüstern, die nun wieder ins Leben, in die vertrauten Wohnungen heimkehrten. Natürlich waren alle unter den Blicken von zahllosen fremden Augen in ihrem Schmerz verlegen. In dem Gedränge wiederholte man das oft Gesagte: „Schreibe bald“, „vergiß nicht dies und das.“ Viele Frauen schluchzten leise. Es war eine Erlösung, als der Schaffner zum Einsteigen drängte. Ich atmete auf, als der Zug die Lichter dieser verfluchten Stadt hinter sich ließ und durch das Dunkel der Felder fuhr.

Am folgenden Tag erhielt ich zum erstenmal selbst einen der zahllosen Briefe von der Front, in denen Opfer des Augusttaumels erklärten, ihr freiwilliges Einrücken erscheine ihnen heute, teilweise infolge der Behandlung, besonders aber infolge tieferer Erkenntnisse als die größte Dummheit ihres an Dummheiten meist nicht armen Lebens.

In der nächsten Sitzung unseres Bundes besprach ich die Behandlung der Soldaten. Zum erstenmal wagte ich scharfe Worte. Ein zu harter oder willkürlicher Vorgesetzter, der aus schlechter Laune oder gar aus Grausamkeit den unmenschliche Opfer bringenden Leuten auch nur eine Spur mehr zumute, als unbedingt erforderlich, oder unnütz mit Urlaub karge, sei als Landesverräter zu betrachten, da er das Beste, was die Leute mitbringen, ihre Gesinnung, beeinträchtige. Damit

schädige er die Wehrkraft. Moralisch sei kein Unterschied zwischen einem solchen Wicht und einem Kriegswucherer. Das gleiche Verbrechen beider bestehe darin, daß sie das unvermeidliche, kaum zu ertragende Leid aus eigener Willkür und Niedertracht vermehrten. Diese Worte erstaunten ein wenig, der fette General indessen hatte eine Entgegnung bereit. Wohl möchten einzelne Härten vorkommen, aber man sähe doch an unseren Erfolgen, daß sich das System als Ganzes glänzend bewähre. Was ein rechter Kerl sei, komme über solche Kleinigkeiten hinaus. Ich wagte den allgemein belächelten Zwischenruf: „Ew. Exzellenz rechnen immer nur mit Kerlen; aber man zieht außer diesen doch auch Menschen ein."

Nach der Sitzung bat mich jedoch der Gesandte, meine Eindrücke in einer Denkschrift zusammenzustellen, er könne sie an geeigneter Stelle vorlegen. Dies tat ich, äußerst maßvoll in der Form, aber ohne auch nur einen Umstand, selbst die erzwungene Heuchelei der Gesinnung, zu verschweigen. Der Gesandte erhielt eine verständige Antwort. Mein Patriotismus wurde wiederum anerkannt und Abhilfe versprochen, aber doch leis ironisch auf die etwas unmilitärische Betrachtung der Dinge hingewiesen. Das Wunder, das sich indessen vollzog, war dies, daß mein Freund plötzlich vom Oberst seines Regiments reklamiert wurde. Dieser brauchte eine literarische Kraft zur Arbeit an der Regimentsgeschichte. So hatte er für Kriegsdauer ein ruhiges Plätzchen mit Schreibtischarbeit in Berlin, die nur den Nachteil hatte, daß der junge Dichter auch für diese von einem Geringeren leicht zu bewältigende Arbeit zu schade war, also doch mißbraucht wurde. Ich selbst wußte mich vor Staunen über meine geheime Macht kaum zu fassen, zumal ich natürlich in der Denkschrift meinen Freund nicht genannt hatte. Auf was für ungeahnten Voraussetzungen diese Macht beruhte, sollte ich bald erfahren.

9.

„Auch habe ich nie vermocht, die bloßen eigenen Beziehungen oder den Nutzen unseres Staates allein als das höchste Gesetz und die Richtschnur meiner Handlungen zu betrachten. Die Ehrfurcht vor den Dingen, wie sie an sich sind, war bei mir so groß, daß ich bei Verwicklungen streitiger Ansprüche nicht auf unsern Nutzen sah, sondern auf das, was die Dinge nur für sich forderten, und was ihrer Wesenheit gemäß war, damit sie das wieder werden, was sie waren und das, was ihnen genommen wurde, erhalten, ohne welches sie nicht sein können, was sie sind. Diese meine Eigenschaft . . hat mir manchen hohen Tadel zugezogen . . . Wenn meine Meinung angenommen und ins Werk gesetzt worden war, so hatte die neue Ordnung der Dinge, weil sie auf das Wesentliche ihrer Natur gegründet war, Bestand, sie brachte insofern, weil wir vor erneuerten Unordnungen, also vor wiederholter Kraftanstrengung geschützt waren, unserem Staate einen größeren Nutzen, als wenn wir früher den einseitigen angestrebt hätten."

Adalbert Stifter, Nachsommer.

Die Tätigkeit in dem Kulturausschuß unseres politischen Bundes vermochte immer weniger meiner allgemeinen Unzufriedenheit mit dessen Zusammensetzung ein Gegengewicht zu bieten. Die „Deutschheit" meiner Mitarbeiter bestand nach näherer Prüfung allein in dem Streben, daß künftig die Deutschen statt der Engländer die Welt ausbeuten sollten, so wie sich der moralisch entrüstete Antisemitismus weniger am übermäßigen Erwerbstrieb stößt, als daran, daß ihn auch die Juden haben. Ich staunte immer mehr, wie wenig allen diesen Männern, deren drittes Wort „deutsch" lautete, dasjenige vertraut war, was am sichersten alle deutschen Menschen auf der Erde verbindet, ich meine unsere gemeinsame Sprache. Die deutschen Dichter und Schriftsteller der Vergangenheit waren keinem einzigen mehr als Schulerinnerungen, und die lebenden beurteilten sie nur vom Parteistandpunkt ohne sie zu kennen. Nicht einer war imstande, einige deutsche Sätze aneinanderzureihen, die stilistisch nicht zwischen dem Schulaufsatz und dem schlagwörtergespickten Zeitungsartikel hängen geblieben wären. Einige hatten

Wustmanns „Allerhand Sprachdummheiten" gelesen und jagten nun pedantisch auf kleine Verfehlungen gegen die Lehren dieses gewiß nützlichen Büchleins. Alle indessen waren erbitterte Feinde des Fremdwortes und glaubten stilistisch etwas zu leisten, wenn sie z. B. statt Adresse „Anschrift", statt Interesse „Belang" sagten. Nun war auch ich geneigt, unsere Sprache von ihrem Übermaß völlig entbehrlicher Fremdwörter zu befreien und hatte mir von einer feinfühligen Verdeutschungsarbeit viel versprochen, die unsere recht entartete Gelehrten-, Amts-, Zeitungs- und Geschäftssprache verjüngen sollte. Besonders hoffte ich die sich überall breit machende Großmannssucht der Geschäftswelt zu treffen, die sich durch Fremdworte gern einen falschen Schein zu geben suchte. So nannte sich — ein unbedeutendes Beispiel für Tausende — ein gewöhnliches Brillengeschäft in Berlin „Optische Zentrale". Aber gerade für solche Gesichtspunkte fand ich kein Verständnis. Nach einigem Zögern hatten sich uns unter richtiger Witterung der „Konjunktur" einige geschäftliche Verbände angeschlossen und sich zur Verdeutschung ihrer Firmenschilder und Warenverzeichnisse bereit erklärt. Einmal berieten zwei Mitglieder einer Gastwirtvereinigung mit uns. Man zerbrach sich den Kopf über die Verdeutschung des Wortes Restaurant, wofür obendrein meist fälschlich „Restauration"i gesagt wurde. Mir schien nichts einfacher. Die Worte Wrtschaft, Wirtshaus, Speisehaus, Gasthaus (Gasthof für Hotel) bilden doch eine lückenlose Stufenleiter für die verschiedenen Gattungen, aber nun ergab sich, daß den Herren „Restaurateurs" und „Hoteliers" alle diese Worte nicht „vornehm" genug waren, und so wurden die großspurigen Worte „Gaststätte" und Herr „Gaststätteninhaber" geboren. Ich wies vergebens auf die besondere Eigenart der deutschen Sprache hin, die für viele Begriffe ein alltägliches und ein gewichtig-feierliches Wort habe, und daß

dies eine Klippe für den Ungeschmack sei, der zur mißbräuchlichen Anwendung solcher für den Anlaß zu feierlichen Worte neige. So sei Wandeln eine feierlichere Art von Gehen, eine Pforte eine besondere Art von Tor oder Tür, eine Stätte aber sei in der heutigen Sprache stets ein irgendwie weihevoller Ort, Gaststätte also ein Unsinn. Einer der zwei Wirte, ein untersetzter Mann von peinlich wirkender Schneidereleganz, meinte, daß eben darum „Gaststätte" doch das gegebene Wort sei für eine teurere, d. h. in den Augen dieses Mannes „weihevollere" Art von Gasthaus. Damit schien ich geschlagen, das Wort wurde angenommen und ging dann bald in den allgemeinen Gebrauch über, ein dauerndes Denkmal für die neuzeitliche Vermählung von Deutschtum und Schwindelhaftigkeit.

Der einzige Mensch in dem Kulturausschuß, der mir beigestimmt hatte, war ein Volksschullehrer, den man ebenso wie einen älteren, stets schweigsamen Handwerksmeister zugezogen hatte, um „alle Stände" zu umfassen. Ich verließ die Sitzung zusammen mit dem Lehrer, wir kamen in ein eingehendes Gespräch. Er war ein biederes einfaches Gemüt. Gewiß hatte er seinen Beruf aus echter Liebe zur Jugend gewählt. Der bärtige Mensch verriet trotz seiner Bärenhaftigkeit eine Unterernährung, die längst bei ihm konstitutionell geworden war. Die krankhaft bleiche Haut schien an gespannten Stellen, wie an Schläfen und Gelenken, bläulich-grünlich angelaufen und war oft mit blaßrosa Pusteln bedeckt. Seine gewöhnliche Fahrigkeit konnte zu eindringlicher Lebhaftigkeit werden, wenn er etwas verfocht, was ihm am Herzen lag. Dann wurde der etwas ungelenke Mensch geradezu beredt. Dies geschah aber nur selten. Die reichen, redegewandten, einflußreichen Herren schüchterten ihn ein. Mich reizte seine Harmlosigkeit, die sich noch mehr hatte täuschen lassen als ich, zum Widerspruch, und so kam

es, daß ich zum erstenmal vor ihm die Überzeugung aussprach, die lange in mir nach Ausdruck gerungen hatte: „Wissen Sie, daß wir zwei dummen Idealisten, der Lehrer und der Schriftsteller, hier als Aushängeschilder benutzt werden für die niedrigsten Geschäftszwecke? Wir und noch ein paar andere sollen dafür eine Ideologie liefern, denn ganz so weit wie der englische und der amerikanische Mob ist das deutsche Volk noch nicht, daß man es nämlich für wirtschaftliche Werte allein begeistern könnte. Darum braucht man vorläufig noch ein paar Leute wie uns." Der Lehrer blieb wie angewurzelt auf dem Asphalt stehen. „Also ist es doch wahr!" rief er aus. Auch ihm war der Gedanke längst gekommen, doch hatte er ihn ebenso wie ich nicht zur bewußten Reife kommen lassen.

Wir aßen zusammen in einem Gasthaus zu Nacht und teilten uns unsere Beobachtungen mit, dann gingen wir in lebhaften Gesprächen in den abendlich belebten Frühlingsstraßen auf und ab, und als der Lehrer in seinen Vorort heimfahren wollte, war der letzte Zug schon abgegangen. Ich versprach, ihm bis zum nächsten Morgenzug Gesellschaft zu leisten. Wir besuchten, den Spuren des alldeutschen Professors folgend, mehrere kleine Wirtshäuser im Norden der Stadt, trafen in einem rauchigen Winkel einige Soldaten in düsteren Reden und fragten sie über Belgien. „Belgien!" sagten alle stöhnend, „das ist uns schnuppe. Nach Hause wollen wir zu unseren Familien, und zwar so schnell wie möglich." Einer erklärte, vom Vaterland habe er „die Neese voll". Ein anderer schimpfte auf die Sozialdemokratie, die auch nicht helfe, sondern mit den Besitzenden Hurra schrie, und dabei sei es doch sonnenklar, daß es sich bei diesem Krieg nur um den Profit des Geldsackes auf Kosten des Volkes handelte. „Die Sozialdemokratie ist nicht der Gegner, sondern der Schatten des Kapitalismus," sagte einer der Feldgrauen

mit Brille, der sich schnell als Kollege des Volksschullehrers entpuppte, „die besseren Arbeiter sind von den Fabriken reklamiert, verdienen das Vier- und Fünffache ihrer früheren Löhne — selten hat ein studierter Mann so ein Einkommen — und möchten natürlich, daß das noch lange so fortgeht. Na, und die Gehälter der Offiziere, vom Leutnant angefangen! Wißt Ihr, was ein Korpsführer erhält? 150000 Mark im Jahr. Von denen wünscht doch gewiß keiner ein baldiges Ende." Hier wollte mein Begleiter widersprechen, freundlich aufklären, daß doch auch andere Triebfedern wirkten, aber man wollte das nicht hören.

In der Frühe brachte ich ihn an den Lehrter Bahnhof. Jenseits eines fahlen, halbfertigen Neubaus glühte der Morgen am düsteren Himmel. Hinter uns in dem gespenstischen Licht der Straße marschierte in der Richtung zum Bahnhof eine Kolonne junger Soldaten, den Rücken schwer bepackt wie Lastkamele und dabei im ersten Blumenschmuck des Frühlings. Wir blieben stehen und blickten den Nahenden in die Gesichter. Gerade traf sie der erste rötliche Morgenschimmer über einen Bauplatz zwischen dunklen Häusern. Die Vordersten begannen in gleichzeitiger Eingebung zu singen:

„Morgenrot, Morgenrot,
leuchtest mir zu frühem Tod."

Der übernächtige Lehrer brach in einen Weinkrampf aus. Als die Ärmsten vorbeimarschiert waren, sagte er: „Ach, was für ein Elend, was für ein Jammer und das alles mit Blumen und Gesang! Wenn sie doch wenigstens keine Blumen tragen möchten! Nur dadurch ist ja der Krieg möglich, daß alle so tun, als wäre er eine Herrlichkeit. Die Blumen, die Blumen sind an allem schuld, aber wir alle sind Mitschuldige, die wir auch nur das geringste Gute in dem Krieg sehen wollten; nie mehr betrete ich die Sitzungen dieser Teufel." „Und ich

werde das noch ein letztes Mal tun, um Abschied zu nehmen," sagte ich entschlossen. „Bitte kommen Sie dann auch." Der Lehrer versprach es und stieg in seinen Zug.

Meine Umwandlung war nun vollendet. Die Ereignisse schienen aus dem Seppel noch einen richtigen Mann machen zu wollen, was nach der Ansicht unserer militärfrommen Erzieher ja der sittliche Wert des Krieges sein soll. Die Gelegenheit war meinem Vorhaben günstig. In der nächsten Sitzung wurde wieder einmal wie schon öfter über die sogenannte „Schlappheit" der Österreicher geschimpft. Das peitschte meine Gefühle zum Zorn auf. Bisher war ich, wie man sich denken kann, ein schlechter Redner gewesen, aber „pectus facit oratorem", das Herz macht den Redner, nun fühlte ich mich zum erstenmal herzlich von einer allgemeinen Angelegenheit betroffen. Ich sprach zunächst von der notwendigen Ergänzung des zu starren norddeutschen Wesens durch das geschmeidigere süddeutsche und österreichische. Wenn auch die Preußen gerade das heute nicht mehr sehr edle Handwerk des Kriegführens besser verstünden — was übrigens die Österreicher widerspruchslos anerkannten —, so sei uns deren ältere Kultur im Frieden so nötig wie das liebe Brot. (Zwischenrufe und Gelächter.) Ich verwies darauf, daß der Deutsche endlich ohne Schaden seiner Deutschheit Europäer werden müsse, wie es auch die Engländer und Franzosen trotz ihrem ausgesprochenen Engländer- und Franzosentum seien, und ebenfalls die hervorragenderen Österreicher. „Sie sind das einzige große Volk, das in der ganzen Welt treu zu uns gehalten, unsere Verhaßtheit gewissermaßen geheiratet hat. Ihm jetzt seine Fehler vorzuwerfen, ist die bekannte deutsche Taktlosigkeit. In diesem Kreis will ich nur auf die politische Seite des Taktes hinweisen, nicht auf seinen hohen menschlichen Wert. Takt ist die wichtigste politische Eigenschaft, die uns durchaus fehlt und die der Österreicher

in hohem Maß besitzt. Sie ist ebenso wichtig, ja wird eines Tages gewiß bedeutend wichtiger sein als militärische Tüchtigkeit, die uns niemals den Frieden bringen kann. (Zwischenrufe: Oho! Zur Sache!) Also: zur Sache stelle ich den Antrag, daß wir in diesem Kreis uns künftig enthalten, auf unseren Bundesgenossen zu schimpfen, und daß die hier anwesenden Pressevertreter dafür sorgen, daß die Deutschen, die sich für Frankreich, England, ja Japan interessieren, endlich einmal das noch unentdeckte Österreich in seinen wahren Werten kennen lernen." (Zwischenrufe: „Davon wissen wir genug!")

Ich sagte nun, daß ich zu diesen Ausführungen erst durch die heutige Erörterung veranlaßt worden sei, und kam jetzt zu meinem vorbereiteten Hauptgegenstand. Ich sei diesem Kreise beigetreten, weil ich glaubte, hier meine Auffassung wieder zu finden, in diesem Kriege handle es sich um den Kampf des alten deutschen Idealismus gegen internationales Händlertum. (Zwischenrufe: Sehr richtig.) „Nun höre ich aber auch hier immer nur von sogenannten wirtschaftlichen Werten. Meine Herren, Sie spielen da ein gefährliches Spiel. Jede Art von Krieg ist, obwohl etwas Böses („oho!"), schließlich etwas Menschliches: der Glaubenskrieg, ja der Krieg um ein Weib wie Helena, sogar der Raubkrieg, in dem sich jeder ein Stück Land zum eigenen Besitz holt; unmenschlich aber ist der abstrakte Raubkrieg im Lichte der Nationalökonomie. Für „wirtschaftliche Werte" setzt ein anständiger, stolzer Mensch nicht sein Leben ein, das kann nur für ideale Werte geschehen. Man stirbt nicht für eine Firma. Ist das Leben auch der Güter höchstes nicht, so ist es doch ein geradezu heiliges Gut, verglichen mit Ihren wirtschaftlichen Interessen oder „Belangen". Wenn es sich aber wirklich um nichts anderes handelt, als daß wir selber ungestört das tun können, was wir bei den Engländern schnöde Perfidie und Schacher nennen, dann, meine Herren, muß der wahre Patriot wünschen, daß

wir diesen Krieg verlieren. (Zwischenrufe: „Oho, oho!“ Lärm.) Ich stelle also einen zweiten Antrag, meine Herren: Zwingen wir doch die Regierung, in diesem Punkt der Punkte Farbe zu bekennen. Warum macht der Staat, der heute weder ein Recht auf Leben noch auf Gesundheit anerkennt, allein Halt vor der Gewinnsucht? Hier geht der Militarismus lange nicht weit genug, fast sieht es aus, als habe er am Kapitalismus seinen Meister gefunden, dessen Knecht er ist. (Erregte Zwischenrufe.) Warum dürfen sich „unentbehrliche“ Kriegslieferanten im Hintergrund bereichern, während den Verurteilten im Schützengraben gleichzeitig Geschäft und Familie zum Teufel gehn? Wir müssen verlangen, daß diese „Unentbehrlichen“ wenigstens gezwungen werden, ihre Arbeit im Dienste des Heeres, nicht als Privatgeschäft zu üben, so etwa wie die Ärzte, die ihre Tätigkeit für das Militär auch nicht als gewinnreiche Privatpraxis ausüben dürfen. Man entwerfe eine Denkschrift an die Regierung, lasse sie mit Hunderttausenden von Unterschriften durch Männer aller Stände versehen und verlange darin die sofortige Einziehung sämtlicher Kriegsindustriellen und -lieferanten, besonders der Waffen- und Munitionsfabrikanten, gebe ihnen militärischen Rang und Gehalt und verlange dafür, was man von ihnen braucht. Durch eine militärische Stellung werden diese an einem langen Krieg naturgemäß Interessierten zugleich daran gehindert, in die Politik einzugreifen. Auch dann sind sie noch sehr bevorzugt vor den Unglücklichen im Schützengraben. Solange dies nicht geschieht, glaube ich nicht mehr an die idealen Beweggründe dieses Krieges, sondern erkläre ihn für ein Raub- und Blutgeschäft, das sich hinter Idealen versteckt, die zur Zeit unserer Eltern einen Sinn hatten. Schon vor dem Krieg waren wir auf diesen Weg geraten. 1908 hätten wir beinahe zum Schutz einer Firma, die in Marokko Geschäfte machte, den Weltkrieg entfacht. Der geistig gerichtete Deutsche

sowie der einfache Bauer und Handwerker müssen verlangen, daß die Regierung, das englische Vorbild verlassend, sich um die Privatgeschäfte der Auslandsdeutschen nicht länger bekümmere. Diese mögen zum Schutz ihrer uns gleichgültigen, oft widerwärtigen Unternehmungen die Gerichte des betreffenden Auslandes anrufen." „Sie wollen Deutschland dem Hunger ausliefern!" rief Geheimrat von Friedrichsfeld. „Das ist das alte Gespenstermärchen, um die Gewinnsucht zu rechtfertigen. Wir könnten, was uns z. B. an Getreide fehlt, leicht aus Rußland und Rumänien haben, ohne auf Schritt und Tritt mit England in Gegensatz zu geraten." Unbewußt befand ich mich in dem Fahrwasser meines rotflammenden Vetters, dessen Ausführungen ich wiederholte.

Meine Worte hatten, wie nun schon öfters, abwechselnd Neugier, Spannung, Ärger und Enttäuschung erweckt, nun aber wurden sie in einem teils spöttischen, teils ärgerlichen Lachen erstickt. Ich war also auch hier wieder die lächerliche Figur, der Seppel. Die langatmigen Antworten, die nie den Kern trafen, sondern gepanzert mit den allzubekannten Schlagworten die eigentlichen Fragen umgingen, erspare ich dem Leser. Nur so viel: Allein der biedere Volksschullehrer stimmte mir zu. Mit ihm verließ ich den Saal. Wir erklärten beide am nächsten Tag unseren Austritt aus dem Bund.

Was aus dieser Gruppe von Patrioten geworden ist, errät heute jeder leicht. Mit mehreren ähnlichen Verbänden zusammen ging sie auf in jener ungeheuren alldeutschen Verschwörung, die mit dem Geld der schweren Kriegsindustrien und den leeren Worthülsen, die von 1813 und 1870 übrig geblieben waren, fast die halbe Presse gewann, um das Volk weiter in ihr Riesengeschäft einzuspannen. Sie stellte sich hinter eine schwächliche ideenlose Regierung und hinderte sie durch drohende Schreckbilder an einer eindeutigen, das

Vertrauen der gegen unsere Säbelherrschaft empörten Welt wieder erweckenden Verständigungspolitik und bereitete so Deutschlands Untergang. Bald schien unser Volk nur noch aus zwei Lagern zu bestehen. Räuberisch g e s i n n t schienen alle, die Gemäßigten waren die, welche nicht glaubten, daß der Raubplan gegen die ganze Welt gelingen konnte, und darum zur Verständigung rieten. Im selben Maß aber, als die militärischen Erfolge zunahmen, wurden auch die Gemäßigten räuberischer.

Endlich ging ich nun mit mir zu Rat, ob und wie ich meine Erkenntnis vor die Öffentlichkeit bringen sollte, und es war nicht etwa Seppelei, daß ich es nicht tat. Die, welche gegen jede Räuberei waren, gleichgültig ob die Gelegenheit günstig schien oder nicht — und ihre Zahl war doch größer, als man glaubte — mußten unter der Gewaltherrschaft der Zensur schweigen. Obendrein konnte jeder, der sich mißliebig machte, jeden Augenblick ohne Gerichtsverhandlung sofort zu Folter und Tod verurteilt werden. Man brauchte ihn ja nur einzuziehen. Das ist gar manchen, die sich mit ihrer Überzeugung vorgewagt haben, geschehen, obwohl frühere körperliche Untersuchungen Untauglichkeit ergeben hatten. Solches Heldentum war aber vom Standpunkt der Erkenntnis ganz und gar sinnlos, da naturgemäß fast niemand davon erfuhr. Der Dienst oder Tod fürs Vaterland bzw. den deutschen Ausfuhrhandel galt bald als Ehre, bald als Strafe. Das Vaterland wurde eine merkwürdige Mischung von schlechtem Theater, Zuchthaus und Börse.

III

Spielleiter des Lebens

„Wurde von oben her eine Aushebung von Soldaten ausgeschrieben, so stand jener Krüppel dabei und fuchtelte mit den Armen; waren für die Regierung schwere Fronden zu leisten, so wurde dem Krüppel wegen seiner dauernden Untauglichkeit keine Arbeit zugewiesen ....
So diente ihm seine körperliche Verkrüppelung dazu, um seiner Jahre Zahl zu vollenden. Wieviel mehr wird der davon haben, der es versteht, ein Krüppel zu sein im Geist!“ Tschuang-Tse.

I.

›Oh France, doulce terre!‹

Während des Krieges wurde Albrecht, mein Jugendfreund, Major und als Generalstabsoffizier einer Division im Westen zugeteilt. Er hatte mir öfters auf Feldpostkarten seine Freude darüber ausgedrückt, daß ich durch die Herausgabe einer Soldatenbücherei eine meiner Art entsprechende Betätigung zum Nutzen der „großen Sache“ gefunden hätte. Auch den Beifall seines Divisionskommandeurs, eines literarisch gebildeten Mannes, übermittelte er mir, der mit besonderer Vorliebe die kurzgefaßten Einleitungen zu meinen Bändchen lese. Schließlich fragte Albrecht mit Erlaubnis des Kommandeurs an, ob ich ihnen nicht in der Langweiligkeit des Stellungskrieges, die aber für mich gewiß manches Interessante biete, eine Woche Gesellschaft leisten wolle. Es gelang mir, von einer bekannten Zeitschrift einen Auftrag für ein

paar Aufsätze zu erhalten, und das genügte, um beim stellvertretenden Generalstab die gelbe Armbinde zu erhalten, auf der ein schwarzes B die Würde des „Berichterstatters“ verriet und die den Zugang zur Front ermöglichte. So wurde ich, ohne zu wissen wie, plötzlich zum Journalisten. Zwar stand auch früher hie und da einmal ein Aufsatz von mir in einer Zeitung, nie aber war ich in dauernder oder fester Beziehung zu einem Blatt gewesen.

An einem Frühlingstag fuhr ich, wie so oft in vergangenen Jahren, in das sonnebeschienene Frankreich hinein, aber unter was für veränderten Umständen! Zerschossene Städte, Häusertrümmer mit geschwärzten Mauern und den Spuren von Rauchfahnen über den hohlen Fensterleibungen, zerrissen die einst lachende Gartenlandschaft. Streckenweise sah es noch aus wie im Frieden: bestellte Weizenfelder, weißblühende Obstpflanzungen, lichte Landhäuser mit grünen Läden unter den rosigen Musselinwölkchen eines blaßblauen Spätnachmittags im Mai. Dazwischen windungsreiche Silberbänder von lichtspiegelnden Gewässern mit Inselchen, auf denen sanft bewegte Ulmen und Erlen standen, und dann vor allem dieses Wahrzeichen der französischen Landschaft: magere, unruhige Pappelreihen mit graublau schillerndem Laub. Aber diese Fahrt durch das lenzlich lächelnde Frankreich wurde nicht, wie einst, gekrönt durch die abendliche Ankunft in Paris, das fremd-vertrauliche Getümmel der Boulevards und die blütenkerzengeschmückten Kastanienbäume in den frühlingsnächtlichen Champs-Elysées. „Où sont les neiges d'antan?“ dachte ich, und Namen, die mich einst bezaubert hatten, deren Klang schon ein Versprechen von Glück erscheint, tauchten auf aus meinen früheren Pariser Zeiten: Désirée Courtal, dieses plötzlich wie vom Himmel auf eine Boulevardbühne gefallene naive Kind, Germaine Martinet, ein geistblitzendes, männerverschlingendes Erd-

beben, das plötzlich um einen herum die Welt wanken ließ, um, ehe man sich's versah, dasselbe Naturereignis bei einem Kameraden hervorzubringen, Julia d'Ys, in deren Alkoven ich einst erkannte, daß Frankreich, nicht das philologische Deutschland, den letzten Funken hütete, der noch vom antiken Leben übrig war. Keiner der in dem Wagenabteil um mich herumsitzenden feldgrauen Offiziere ahnte wohl etwas von der Contrebande meiner Träume.

Am Abend kam ich im Großen Hauptquartier an, der freundlichen weißen Stadt Charleville. In wie vielen solchen französischen Provinznestern hatte ich doch einst einsam elegische Reiseabende verbracht! Auch dieses Mal speiste ich in einem Lion d'argent, auf einem roten Samtsofa sitzend, an einem weißen Marmortischchen zwischen Spiegeln, aber da gab es keine künstlerischen Ragouts mehr, kein geröstetes Fleisch à la Rossini, nichts à la Béchamel, nichts à la Béarnaise oder à la Soubise, sondern eine schwere, niederdeutsche Kost, die ein hannöverischer Gastwirt hier verabreichte, übrigens recht gut, nur nicht unter diesen milden Himmelsstrich gehörig. Glücklicherweise — muß ich sagen — fehlten auch die lebhaften, zu Abenteuern treibenden Weißweine, die Graves, Chablis und Haut-Sauterne. Es war schon besser, bloß einen leichten Moselwein im Magen zu haben in den gespenstisch dämmernden Abendstraßen einer unter Kriegsrecht stehenden Stadt, wo sich von acht Uhr ab kein Einheimischer und ebensowenig eine Einheimische sehen lassen durfte. In der schlechten Beleuchtung unter den Bäumen sah man nichts als ein Gewimmel von Feldgrauen wie von Kellerasseln an einem düsteren Ort. Einige grelle Lichtscheine warfen gelegentlich helle Bahnen in das Dunkel, aber sie zeigten nicht wie einst im Frieden an, daß da getanzt, gesungen oder Theater gespielt wurde, sondern daß hier Herr von Bethmann, dort Herr von Tirpitz wohnte. Während

ich etwas niedergedrückt auf und ab wandelte, erkannte ich unter dem schwachen Licht, das an einer Mauer den zweisprachigen Heeresbericht des Tages beleuchtete, einen entfernten Bekannten, im Gegensatz zu meiner Stegreifmaske, einen wirklichen Berichterstatter. Er zeigte mir seine Wohnung, das verlassene Heiligtum eines geflohenen Fräuleins in gesetztem Alter, aber offenbar mit noch jungen Sinnen. Er schlief in ihrem rotseidenen Himmelbett und verbrauchte langsam ihre beträchtlichen Vorräte von Seifen und Riechwassern. Auch fanden sich Gegenstände, die darauf schließen ließen, daß das Fräulein keinen Wert auf Fortpflanzung seiner Rasse gelegt hatte.

Als widerspruchsvolle Merkwürdigkeit zeigte mir mein Bekannter einen gewissen abseits gelegenen Tempel mit großer Hausnummer und dunkelroter Laterne. Man denke sich eine Maison Tellier unter dem Segen preußischer Organisation. Das Haus hatte zwei Eingänge, einen für Unteroffiziere und Mannschaften, den andern für Offiziere. Läutete die Mannschaftsklingel, so strömten die Priesterinnen (zurückgebliebene Einheimische) in rosa und hellblauen Kattunkitteln in einen Kneipraum und tranken mit den Besuchern lauwarmes Bier und bösfarbige Syphons; ertönte aber die Offiziersklingel, dann warfen sie schnell seidene Tuniken über und erschienen als Römerinnen, Odalisken oder Geishas im Salon, wo deutscher Sekt getrunken wurde. (Der Champagner war, obwohl man sich an der Schwelle seiner Heimat befand, längst erschöpft.) Die Preise für alles (wirklich für alles!) waren vom Oberkommando festgesetzt. Jede Insassin besaß ein „Merkblatt" mit hygienischen Anweisungen in leidlichem Französisch und eine kleine Apotheke. Ein Berichterstatter muß sich über alles unterrichten. Als ich daher meine völkerpsychologischen Erkenntnisse durch ein paar Fragen vervollständigen wollte, erklärte man mir: „Die Männer sind

überall . . . Männer" mit leiser aber deutlicher Geringschätzung des ganzen Geschlechtes ohne nationale Einschränkung. Der preußischen Organisation (Merkblatt, Apotheke, zwei Eingänge mit zwei Taxen) spendete man übrigens einiges Lob indessen glücklich war man damit nicht. Die Kriegserklärung Italiens, die in jenen Tagen stattfand, wurde nur von dem Gesichtspunkt aus beurteilt, ob sie den Krieg verlängere oder verkürze.

Am folgenden Tag holte mich ein Auto der Division ab. Anfangs ging es zwischen Hügeln hin, weiß bestreut von den gerade verblühenden Obstbäumen, bald aber, etwa eine Stunde hinter Sedan, kamen wir in das Gebiet, das die Franzosen „Champagne pouilleuse", Lausechampagne, nennen. Ich hatte nicht gewußt, daß es in Frankreich eine so trostlose Gegend gibt. Aus dem unabsehbaren Lehmboden stiegen hie und da graue, unfreundliche Dörfer auf, gleich den Räubernestern, die man in abgelegenen Teilen Italiens sieht. Nichts Lebendiges als einige krächzende Krähen. Gegen Abend freilich gab die Sonne diesem fahlen Land mit den unendlichen Horizonten einen feierlichen Wüstencharakter, die Schwermut der im Überschwang des rotgoldenen Lichtes gebadeten Öde und Hoffnungslosigkeit. Die ersten Beobachtungsballons in der tiefen Bläue des Abendhimmels verrieten die Nähe des Schlachtfeldes.

Zwischen zwei niederen Backsteinhäuschen, ehemals Pförtnerwohnung, fuhr ich in die gewundene Lindenallee eines dämmernden Parks. Seitwärts lag ein versumpfter See mit faulen Holzbooten, auf denen sich wohl die einstigen Bewohner an Sommertagen vergnügt hatten. Jetzt blieb er gänzlich den laut quakenden Fröschen überlassen. Das Schloß war ein finsterer feudaler Bau mit vier runden Ecktürmen. Bald saß ich in dem dunkelbraun getäfelten Speisezimmer mit reich geschnitzter Decke neben meinem Freund Albrecht, dessen

blonder Haarschopf von einst erheblich gelichtet und angegraut war, während ihn der muntere Knabenblick noch nicht verlassen hatte. Die schmalen Lippen preßten sich freilich jetzt fest aufeinander, als seien sie gewohnt, mehr zu verschweigen, als auszuplaudern. Ein kleiner, blonder Schnurrbart milderte diese Herbheit. Ich hatte Albrecht vielleicht sechs oder sieben Jahre nicht gesehen. Sofort aber war die alte Vertraulichkeit der Schulkameraden wieder hergestellt mit den zahlreichen Erinnerungen an Lehrer und Mitschüler, die einem zeitlebens so fabelhaft komisch vorkommen, während sie bei fremden Zuhörern immer nur ein verlegen-höfliches Lächeln hervorrufen.

Der Kommandeur war ein vornehmer, alter Herr mit männlich schlanker Gestalt, zierlichem grauem Schnurrbart und guten, blauen Augen. Ich konnte mir schwer vorstellen, daß von seinen Lippen je ein rohes, verletzendes Wort kommen könnte, und doch hatte auch er sich ein Leben lang durch den ganzen Kommiß empordienen müssen. Die übrigen Herren gehörten im bürgerlichen Leben allen Ständen an; viele kamen aus der Industrie, doch verspürte ich hier wenig von dem mir so verhaßten Wesen der Geschäftsmenschen wie in jenem Verband in Berlin. Zwar fühlten sie alle als Soldaten, d. h. sie hielten einen vollen Sieg über unsere Feinde für notwendig und gewiß, aber von Flaumacherei und „verfrühten" Friedensverhandlungen sprach niemand. Keiner verhehlte, daß ihm vor einem zweiten Kriegswinter graute. Am Ende des Tisches saßen die zwei Divisionsgeistlichen, der protestantische dünn, spitz, intellektuell, disputierlustig und dabei stets auf seine Würde bedacht, der katholische breit, behaglich, sich leicht gehen lassend in lautem Auflachen, als sei es nicht *seine* Sache, Würde besonders zu betonen; die war ihm ja gewährleistet durch die ewige, weltumspannende Kirche, in deren Schutz er stand.

Nach dem Essen gingen wir rauchend in den nun ganz dunklen Park, wo wir an kleinen Tischen bei flackernden Windlichtern Kaffee und Liqueur fanden. In der Nähe schien ein Gewitter zu grollen. Ich horchte auf, man schaute mich mit gespanntem Lächeln an. „Nun, wie gefällt dir unser Abendkonzert?" fragte Albrecht. Ich erfuhr, daß dieser Donner der allnächtliche Gruß der französischen Kanonen war. Man führte mich im Dunkel an einige vor kurzem im Park entstandene Granatenlöcher und leuchtete mit elektrischen Taschenlaternen hinein. „Ist das geschehen, während Sie hier gemütlich Ihre Zigarren rauchten?" fragte ich. „Gewiß." Der Donner der nahen Geschütze schwoll an. Mein Staunen war ungeheuer, daß Menschen, und darunter ich selbst, von der nahen Lebensgefahr so unberührt blieben. „Ist es Ihnen nicht doch ein bißchen ungemütlich?" fragte mich der Verpflegungsoffizier, ein harmlos aussehender Mann mit einem etwas verschlafenen Träumergesicht. „Offen gestanden ist meine Verwunderung so groß, daß ich den Zustand mehr spannend als ungemütlich finde." Man lachte über diese Eindrücke eines Neulings. Erst als ich nachts allein in meinem Zimmer war und das Getöse immer noch zunahm, wurde mir klar, in welcher Lage ich mich befand; da aber im Augenblick gar nichts daran zu ändern war, mir jedoch seit langer Zeit wieder einmal ein großes, französisches Bett winkte — nur in Frankreich weiß man ja eigentlich, was ein Bett ist — suchte ich aus meinem Handkoffer die kleinen Wachskugeln für die Ohren hervor, die ich stets auf Reisen bei mir führe, um mir in geräuschvollen Gasthauszimmern den Schlaf zu sichern. Sie hatten schon manche Tanzmusik, manches eheliche Gespräch im Nachbarraum, manchen Dienstbotenklatsch auf dem Hausflur so weit gedämpft, daß ich einschlafen konnte; nun milderten sie auch den Geschützdonner des Weltkrieges zu einem dumpfen Säuseln. Das mich beherrschende Gefühl

war nach wie vor Staunen, und zwar besonders über mich selbst. Hätte ich vorher gewußt, unter welchen Umständen ich hier wohnen würde, ich wäre kaum gereist. Nun aber war alles so an das nächtliche Konzert gewöhnt, daß auch ich mich ganz von selbst in die Geringschätzung der Gefahr fügte. Als ich morgens erwachte, war der Lärm verstummt. Während des Frühstücks fragte man mich, wie ich geschlafen habe, ob ich noch immer erstaunt und gespannt sei. Ich bejahte, ich war in einer eigentümlich gehobenen Stimmung.

2.

„Willst du dich nicht endlich von den andern absondern und dein eigener Lehrer und Schüler werden? Die andern mögen selbst zusehen, ob es ihnen frommt, wider ihre Natur zu leben, mir aber steht keiner näher als ich selbst.“ Epiktet.

Beim Mittagessen fragte mich der Kommandeur: „Nun, wie steht es mit Ihnen, wollen Sie einmal mit hinaus in die Gräben?“ Albrecht, der einige Verantwortung für meine Sicherheit fühlte, erhob Einwände. „Was liegt denn an so einer Kugel?“ meinte der Kommandeur, „gibt es denn einen schöneren Tod?“ „Aber der Seppel denkt vielleicht anders; wem ist damit gedient, wenn er jetzt mitten aus seiner schönen, vaterländischen Arbeit herausgerissen wird?“ „Na, also entscheiden Sie selber,“ sagte der Kommandeur und richtete seine blauen Augen fest auf mich, „wollen Sie morgen früh mit hinaus?“ Die Blicke von etwa zwanzig Männern ruhten mit leicht schadenfroher Neugier auf mir, und ich besaß die Feigheit, die schmähliche Feigheit, zu sagen: „Ja, Exzellenz, ich gehe gerne mit.“

Später hörte ich einmal einen bayerischen Hauptman mit dem eisernen Kreuz I. Klasse erklären: „Mut besteht darin, daß einem in einem blinden Augenblick die Meinung der

andern, die man innerlich vielleicht verachtet, wichtiger erscheint, als Leben und Gesundheit, die man doch sonst gern für die höchsten Güter hält." In einem solchen blinden Augenblick befand ich mich jetzt. Aus allen meinen Gewohnheiten herausgerissen, fern von dem, was den Wert meines Lebens ausmachte, als einziger Fremder im bürgerlichen Rock und unverwurzelt in einem Kreis unter sich vertrauter Männer, die gewohnheitsmäßig die Gefahr verachteten, verlor ich jeden eigenen Halt und wagte nicht die einfache Selbstverständlichkeit zu sagen: „Ich habe keinen Anlaß, um meine Neugier zu befriedigen, mir ein Auge oder ein Glied wegschießen zu lassen. Meine Augen wollen noch vieles Lebendige erfassen, meine Hände möchten noch Frauenkörper kosen, meine Füße sollen mich noch durch viele Landschaften und Städte tragen, meine Lungen dürsten noch nach frischer Bergluft, meine Zunge noch nach Burgunder und Rheinwein und mein Hirn will noch manchen Gedanken zu Ende denken. Zwänge mich mein Schicksal, das ich als meines erkenne, so wie Euch das Eure, in Gefahr, so würde ich sie vielleicht ertragen wie Ihr, aber freiwillig hineinlaufen, nur um vor Euch und einem nach fremden Urteilen schielenden Gewissen als fescher Kerl zu gelten, niemals!" Um die Kraft und Selbstsicherheit zu solcher Auffassung zu gewinnen, mußte ich erst noch manche Hölle durchwandern. So setzte ich denn tags darauf aus Feigheit meinen Körper aufs Spiel, dieses Werkzeug, das mir doch bisher auf der Wanderung durch die Welt gute Dienste getan hatte.

In meinem geblendeten Bewußtsein sah freilich alles umgekehrt aus. Ich war zufrieden, daß ich „ja" gesagt hatte und legte mich zu Bett, voll Stolz über den Mut, den ich morgen gewiß zeigen würde. In der wiederum vom nahen Schlachtdonner durchtosten Nacht regnete es, unaufhaltsam troff es auf das Dachblech, Hunde heulten in der Nähe. Am

Morgen erschien die Lauſechampagne in ihrer ganzen Pracht: der graugelbe Lehmboden war aufgeweicht, die Landstraßen glichen durchfurchten Sümpfen. Wir (Se. Exzellenz, Albrecht und ich) fuhren im kotbespritzten Auto zwischen trübseligen Dorftrümmern durch den grauen Regen, der langsam nachließ. In dieser Frontnähe gab es keinen Baum mehr. Außer Feldgrauen sah man nichts Lebendes, als hie und da hexenhafte, alte Weiber, zurückgebliebene Französinnen, die an gurgelnden Gewässern knieten und Soldatenwäsche putzten. Vor einem zerschossenen, kleinen Fort stiegen wir aus, damit ich es mir anschaute. Es war wie ein fürchterliches Vorwelttier, ein Megatherium, dem übermenschliche Kräfte den Bauch aufgerissen und die Eingeweide herausgezerrt hatten. Meterdicke Betonmauern lagen zusammengestürzt, verbogenes Eisengestänge sperrte die Wege, noch standen einige Reste verließartiger Gewölbe, am Boden lagen die faulenden Akten und Bücher französischer Militärkanzleien, zwischen zwei Mauern war an einem rostigen Draht eine zerfetzte triefende Spitzenbluse aufgespannt, in die der Regen den Rost dringen ließ, offenbar das zurückgelassene Eigentum der Frau eines Unteroffiziers oder einer Bedienerin. Mir drang bereits die feuchte Kälte in die Stiefel, als wir das Auto wieder bestiegen.

Wir hielten vor einem Lehmhügel, der während der ganzen Fahrt unseren Gesichtskreis beschränkt hatte. In sechs bis sieben Stockwerken übereinander waren Reihen dunkler Unterstände zu sehen, vor denen Feldgraue rasteten, mit häuslichen Arbeiten, Putzen, Flicken, Basteln beschäftigt. Wir stiegen zwischen ihnen durch. Ein junger blonder Oberleutnant, rosig wie ein junges Mädchen, mit ausgezeichneten Manieren, führte uns. Oben auf dem Hügel wurde er unschlüssig, er meinte wir täten besser, auf allen Vieren weiter zu kriechen, damit uns der Feind, der sich freilich im allgemeinen um diese Stunde ziemlich ruhig hielt, nicht sähe. Wir

folgten seinen Anweisungen trotz dem aufgeweichten Boden und erreichten auf der anderen, den Franzosen zugekehrten Hügelseite nach wenigen Minuten den Schutz einer etwas über mannshohen Sappe. Offenbar hatte uns der Feind gesehen und die Generalsuniform erkannt. Plötzlich zischte und pfiff ein Regen von Granaten und Schrapnells über uns und schlug rechts und links von unseren Köpfen außerhalb der Sappe ins Feld. Die Herren lachten und lehrten mich Granaten von Schrapnells unterscheiden: die einen geben schwarzen, die andern weißen Rauch, die einen zischen, die andern pfeifen, doch habe ich wieder vergessen, welches die schwarzen Zischer, welches die weißen Pfeifer sind. Mir fehlt eben jede militärische Begabung.

Wir gingen nun weiter und weiter, zwischen endlosen Lehmstollen hin, über denen dicht bei unseren Köpfen die Geschosse sausten und einschlugen. Gräßlich aussehende, zerfetzte, in Kotkrusten erstarrte Soldaten mit hohlen Gesichtern begegneten uns. Vor Erschöpfung vermochten sie kaum zu grüßen. Wir drückten uns an die Lehmwand, um sie vorbei zu lassen. Der Geruch, den die Unglücklichen ausströmten, war unsagbar: eine Mischung von wildem Tier und fader Fäulnis. Der Oberleutnant nannte es lustig „das Parfüm des Schützengrabens," das er sein Leben lang in der Nase behalten werde. In abseitigen Gruben wimmelte es schwärzlich von ähnlichen Gestalten. Mir war, als ob meine hier ungewohnte bürgerliche Kleidung aller Augen auf sich zog. Jeder wollte den so lang vermißten Anblick eines richtigen Menschen wieder einmal haben. Wie um Hilfe flehend richteten sich viele verzweifelte Blicke der Verurteilten auf mich. Schließlich kamen wir an eine Stelle, wo man hinter einem schrägen Schild mit einer Art Briefkastenöffnung auf eine Erdstufe steigen konnte. Durch den Spalt sah man in geringer Entfernung die französischen Gräben, d. h. Riesenmaulwurf-

hügel aus Lehm, genau wie die unsrigen, und hier und da eine schnell wieder verschwindende, vorwitzige, menschliche Gestalt. Albrecht hielt diesen Punkt für ein geeignetes Endziel unserer Wanderung, ich hätte nun immerhin einiges gesehen, gehört und gerochen. Der Kommandeur wollte jedoch in einen sich hier abgabelnden Seitengraben einbiegen. „Verzeihen Ew. Exzellenz," erklärte Albrecht entschieden, „der Seppel ist mein Gast, ich kann die Verantwortung nicht länger übernehmen." „Er soll selbst entscheiden," erklärte der Kommandeur wiederum, und diesmal glaubte ich, eine leise, boshafte Ironie in seinem Tonfall zu hören. Ich fand nun wenigstens den Mut zu sagen: „Wenn es immer so weiter geht, wie bis jetzt, hat es wohl wenig Zweck, die Wanderung fortzusetzen; kommt aber noch etwas Interessantes, dann meinetwegen vorwärts." „Ich weiß nicht, was noch kommen sollte außer Granaten und Schrapnells," sagte Albrecht. „Nun, an diesen ist mein Bedarf gedeckt," erwiderte ich lachend. So kehrten wir um, und ich gestehe: zu meiner Erleichterung. Dennoch hatte ich auch den Reiz der Gefahr geschmeckt, und ich war höchst verwundert, ihn wie etwas Erotisches zu empfinden. Das erstaunte mich derart, daß ich meine Aufmerksamkeit dauernd geteilt hielt zwischen diesem ausgesprochenen inneren Lustgefühl und der Betrachtung der Außendinge. Kaum waren wir umgekehrt, als sich in mir eine Gedankenhelle ausbreitete: plötzlich verstand ich die überschäumende Jugend, welche die Gefahr sucht, den mittelalterlichen Ritter, der sie mit der Erotik verbindet und für die Geliebte Kämpfe besteht, auch den keuschen Ritter, dem der Kampf den Liebesgenuß ganz ersetzt und dann wieder den Heiligen, der beides aus demselben Grund verwirft. Es gibt keinen Lebensrausch ohne einen Tropfen Todesgefahr und keine Gefahr ohne einen Tropfen Lust. Zum Ärger des Generals sah man in einiger Entfernung mehrere von unseren Leuten aus der Sappe

steigen und sich unnötig der Gefahr der feindlichen Geschosse aussetzen. Ursache: Das Suchen nach Kupferringen von feindlichen Geschossen, woraus man Armbänder für die Braut machen kann.

Der Oberleutnant lud uns zum Frühstück, Tee mit kaltem Fleisch, in seinem Unterstand ein, einer nicht gerade unbehaglichen Erdhöhle, in deren dunklem Hintergrund ein gutes französisches Bett stand. Von den Wänden nahm er Photographien seiner hübschen Frau und seiner Kinder. Den ganzen Winter hatte der elegante, verfeinerte Mann hier gehaust. Wie war so etwas nur möglich? Er sah doch aus wie ein Weltmensch, der das Leben gern leicht nahm und genoß, nicht wie eine eiserne Pflichtnatur. In seiner kleinen Bücherei standen Bücher von Maupassant und Oskar Wilde sowie das „Brevier für Weltleute" meines Freundes Oscar A. H. Schmitz. Wie war es nur denkbar, daß er so und so sein konnte? fragte ich mich. Gab es vielleicht ihn selbst überhaupt noch nicht ganz, und konnte er darum so leicht resigniert jede Maske tragen, die man ihm aufsetzte? Oder war er so selbstherrlich bewußt, daß er frei mit beiden Masken spielte? Das glaube ich nicht (doch wer vermag ganz in einen Menschen hineinzublicken?), denn dafür schaute er zu wehmütig drein, während er mich über das Leben in Berlin befragte, über Theater, Gesellschaft, Vergnügungen. Sehr bedauerlich fand er, der sich auf einen baldigen Urlaub freute, das puritanische Tanzverbot im Hinterland, für das ihn die unbegrenzte Trinkfreiheit nicht zu entschädigen schien.

Ich hatte also die Feuerprobe bestanden. Beim Mittagessen, das wir wieder im Schloß nahmen, fühlte ich mich so erhaben über den Verdacht der Feigheit, daß ich auf Fragen offen zugab, es sei mir zwischen den einschlagenden Geschossen nicht immer ganz behaglich zumute gewesen. „Na, merken lassen haben Sie es jedenfalls nicht," sagte der Kommandeur,

„und darauf allein kommt es an. Kein Mensch ist ganz ohne Angst, und die es behaupten, die sind die Allerängstlichsten." Der protestantische Pfarrer meinte spitz, eine richtige Feuertaufe sei es wohl doch nicht gewesen. Da hätten er und sein Kollege (der katholische Kurat) oft andere, hundertmal heftigere Beschießungen ausgehalten, während sie still ihre Pflicht ausübten. Das war freilich vollkommen richtig. Mein Erlebnis, so bedeutsam es für mich und meine späteren Erkenntnisse auch werden sollte, war für diese gefahrgewohnten Männer, d. h. von außen gesehen, ein reines Nichts.

3.

„So sei verflucht der Krieg! Verflucht das Wort der Waffen!
Es hat der Weise nichts mit ihrem Wahn zu schaffen."

Li—tai—pe.

Ich will hier keinen ausführlichen Bericht meiner Fronterlebnisse geben. Man zeigte mir das Leben der Unglücklichen in den Ruhetagen zwischen zwei Schützengrabenwochen, das Lazarett-, Verpflegungs- und Munitionswesen, ich wohnte Kriegsgerichtsverhandlungen bei und sah mit dem Scherenfernrohr von weitem französische Stellungen in die Luft fliegen. Solche Dinge sind oft und von Berufeneren dargestellt worden. Nur eines merkwürdigen Gespräches sei noch gedacht.

An einem Abend gab der Kommandeur einen Bierkommers. Während des langen Stellungskrieges war aus Holzwänden und einem Bretterdach eine Art Kasino entstanden, wo an zwei langen Tafeln Offiziere und einige wegen geselliger Gaben ausgewählte Unteroffiziere und Mannschaften saßen. Musikalische und humoristische Vorträge, angefeuert durch den stets zur Heiterkeit geneigten Kommandeur, wechselten ab mit Chorgesängen. Dazwischen tobte wie allabendlich der

Geschützdonner. Nachdem sich der alte Herr zurückgezogen hatte, kam ich mit Albrecht in ein langes Gespräch. Wir gingen draußen unter dem Sternhimmel auf und ab, während in der Baracke die Gesänge brausten. Vor einer kleinen Holzbude drängten sich bärtige Männer, die finsteren Gesichter von einer kleinen Laterne bestrahlt. Sie leerten gierig Gläser mit Bier und Schnäpsen, zündeten Zigarren oder Pfeifen an und verschwanden dann hochbepackt im Dunkeln, während im Saal ein feldgrauer Operntenor die Tannhäuserarie schmetterte:

„Dir, Göttin der Liebe, soll mein Lied ertönen..."

„Was sind das für seltsame düstere Gestalten?" fragte ich Albrecht. „Das sind die Leute, die heute Nacht in Stellung gehen," erwiderte mein Freund gleichmütig und kam schnell auf unser Gesprächsthema zurück. Mir erbebte das Herz stärker, als vor einigen Tagen bei der Grabenwanderung und ich spürte es bis tief in die Eingeweide, so daß ich mich einen Augenblick an einem Pfosten halten mußte. „Furchtbar!" flüsterte ich. Albrecht wollte es überhören. „Dir, Göttin der Liebe" schmetterte es wieder in dem Raum, in den wir zurückgingen.

Ich hatte Albrecht gerade von den mich so tief empörenden Erlebnissen in dem politischen Verband in Berlin erzählt und war eben dabei, ihm meine Eindrücke in dem märkischen Städtchen zu schildern, wo mein Freund, der junge Dichter, eingezogen gewesen war, als sich der Generalstabsarzt zu uns setzte. Ich wollte das Thema ändern, aber Albrecht sagte: „Fahre nur fort, Seppel, unser Doktor ist selber ein großer Kritikus, bei ihm brauchst du kein Blatt vor den Mund zu nehmen." Der Generalstabsarzt war derjenige in dem Kreis, der mir bisher am meisten auffiel. Alle schienen nette, aufgeweckte Menschen zu sein, aber in ihm verriet sich eine wirklich überragende Persönlichkeit. Er war eher klein, mager, durch

die starken Kiefer etwas doggenhaft, glattrasiert, voll zahlloser kleiner Gesichtsfalten; die klugen, kalten Augen schimmerten in fast weißgrauem Blau. Die kurzen Bewegungen verrieten etwas Herrisches, aber ohne Anmaßung, denn alles schien unter der Herrschaft eines geistig gelenkten Willens zu stehen. Ich kann nicht anders sagen, als daß der Mann etwas Fritzisches hatte. Seine Rede war meist knapp und sarkastisch. An diesem Abend hörte ich ihn das einzige Mal in längerem Zusammenhang reden. Um die schmalen Lippen spielte dabei oft ein geistreiches Lächeln. Der Mann zeigte jene eigentümliche Mischung von Feinheit und Kraft, die man bisweilen bei den höheren preußischen Offizieren aus französischen Hugenottenfamilien findet. Ich habe im Leben oft beobachtet, daß man — falls man wirklich etwas zu sagen hat — mit niemand freier von der Leber weg reden kann, als mit angeblich unnahbaren Naturen. So war es auch hier. Ich legte mir in meinen Schilderungen viel weniger Maß auf als in jener Denkschrift für den Gesandten. Auch der genossene Alkohol trug vielleicht dazu bei, meine Zunge zu lösen. Der Generalstabsarzt gab nun folgende, mir höchst bemerkenswert scheinende Erklärung, ein Geheimnis beleuchtend, das zwar jeder kennt, den einmal die Uniform beengte, das aber selten offen ausgesprochen, niemals so scharf formuliert wird. Dieser bedeutende Mann wagte es, mit bismärckisch unbekümmerter Aufrichtigkeit die Karten aufzudecken. Er sagte: „Ich verstehe Sie vollkommen, Sie berühren da den Punkt, um den sich alles dreht. Sie haben auch mit allem, was Sie sagen, von Ihrem menschlichen Standpunkt aus durchaus recht. Nun aber handelt es sich für uns darum, aus den Leuten das Übermenschliche, wenn Sie wollen, das Unmenschliche herauszupressen. Wenn es überhaupt möglich sein soll, die Söhne völlig unkriegerischer Gesellschaftsschichten zu Kriegern zu machen, muß es geschehen,

wie bei uns. Alle Vermenschlichungen des Systems, wie sie die Franzosen, Engländer, Österreicher teils grundsätzlich, teils infolge geringerer militärischer Anlage, etwa aus Schlamperei, versuchen, vermindern erwiesenermaßen die Schlagkraft. Es gibt nur eine wahrhaft militärische Organisation in der Welt, und zwar das preußische Heer, so wie es nur eine wirklich religiöse Organisation gibt, die katholische Kirche. Das muß ich als überzeugter Protestant zugeben. Natürlich ist bei uns die Oberste Heeresleitung grundsätzlich, schon um der Sozialdemokratie keine Angriffsflächen zu bieten, gegen jede eigentliche Mißhandlung, aber nicht gegen Härten. Wir setzen nicht ungern die rauhesten, bärbeißigsten Feldwebel an die Pforte unseres Bereiches, durch die der Neuling hereintritt, damit er gleich merkt, daß hier eine rauhere Luft weht als daheim. Er soll eingeschüchtert werden, es soll ihm eine Zeit lang das eigene Hören und Sehen vergehen, er soll erleben, wie sein Wille, sein Ich sich in nichts vergast, das ihm Zugemutete soll ihm im ersten Augenblick unmöglich, übermenschlich erscheinen, damit alle Kritik in ihm verstummt. Solange er in seinem Innern noch rechtet, hadert, Gründe anführt, ein Problem sieht, ist er nicht zu brauchen. Es soll ihm alles „wurscht" werden. Völlig resigniert muß er alles ichhafte Denken als zwecklose Selbstquälerei und überflüssige Mehrbelastung beiseite lassen. Ist er erst so weit, d. h. ein ganz mürber Teig, hat er jeden aus seiner früheren Wesenheit stammenden Widerstand aufgegeben, dann merkt er auf einmal, daß alles gar nicht so schlimm ist, daß unter all der Härte mehr Menschlichkeit, ja Humor ist, als er glaubte, und dann kommt jene gute Laune über ihn, die trotz aller Plage meist das Soldatenleben beherrscht."

Ich war starr über diese Enthüllung. Zum erstenmal sah ich hinter dem Militarismus mehr als rohe, dumme Willkür,

sondern ein gesetzmäßiges, deutlich formuliertes Prinzip, ja etwas gleichsam Geistiges, wenn auch mit dem Zweck, den Geist in dem einzelnen Mann auszurotten. Ich fühlte etwas Ebenbürtiges, obgleich mir Todfeindliches, und das ließ mein eigenes geistiges Machtgefühl trotzig anschwellen.

Die beiden Männer beobachteten lächelnd den sichtlichen Eindruck, den die Erklärung auf mich machte. Ich erwiderte: „Ich leugne nicht, daß dieses System etwas Gewaltiges hat, und, was ich nie vermutete, auf Psychologie aufgebaut ist. Ihre Worte fallen wie ein Scheinwerfer auf die ganze preußische Geschichte seit Friedrich Wilhelm I., und doch hat das System eine Lücke, eine höchst gefährliche Lücke, an der es zugrunde gehen wird, und zwar vermutlich durch diesen Weltkrieg, in dem es doch seine allerhöchsten Triumphe feiert." Ich erstaunte über meine eigenen Worte, die mir im Augenblick selbst wie seherhaft vorkamen. „Reden Sie offen!" sagte der Generalstabsarzt und reichte mir eine Havanna. „Ihr Vergleich mit der römischen Kirche," fuhr ich fort, „ist richtig und falsch zugleich. Wohl ist auch dort ein äußerst durchdachtes, auf Psychologie aufgebautes System, aber seine ungeheure Überlegenheit über den Militarismus besteht darin, daß es sich auf das Geistige aufbaut und so die höchste Gewalt sich einbezieht. Die wirklich starken Geister sind, gleichgültig wie sie selbst denken, selten kirchenfeindlich, (Sie selbst haben ja vorhin der Kirche ein Kompliment gemacht,) aber fast immer dem Militarismus abgeneigt. *Ihr* System schließt den Geist aus und hat darum die höchste Gewalt immer gegen sich. So ist es nur eine Frage der Zeit, wie lange es bestehen kann, ist es doch mit dem Todeskeim geboren. Die krampfhafte Unerbittlichkeit des Militarismus ist Angst, schlechtes Gewissen, heimliches Gefühl seiner schließlichen Unhaltbarkeit, weil er antimenschlich ist. Er wirkt unfehlbar bei dem freilich die Masse bildenden — wie soll ich sagen? — Vormenschen,

bei der Vorstufe zum Menschen, die das „höchste Glück der Erdenkinder“, die Persönlichkeit, noch nicht besitzt. Auch in den Zeiten des Absolutismus mit seinen Berufsheeren mag mancher wider Willen zum Dienst gepreßt worden sein, aber glauben Sie, ein preußischer Friedrich oder Friedrich Wilhelm, ein französischer Ludwig hätte es gewagt, sich zu militärischen Zwecken an Menschen zu vergreifen, bei denen Erziehung, Stellung oder Geist einen gewissen Grad von Persönlichkeitsentwicklung voraussetzen ließen? Dazu waren jene Zeiten noch zu geistig. Die allgemeine Dienstpflicht ist heute durchführbar, weil Fabrik- und Kanzleiarbeit, die Seelenlosigkeit des modernen „Betriebs“, die Menschen größtenteils entpersönlicht, versachlicht hat. Jemand, der nie einen eigenen inneren Mittelpunkt gespürt hat, sich zeitlebens von außen hin- und herzerren ließ, sei es vom Daseinskampf oder der Gier nach rein sinnlichen Genüssen oder von den angelesenen Scheinidealen, wie sie die Massenliteratur und die Presse verbreiten, einen solchen völlig zu entmenschen, ist kein Kunststück. Was für Menschen müssen das sein, die, wie kürzlich ein Arzt in einem Aufsatz schrieb, im Lazarett zu Heilzwecken stärkere elektrische Ströme vertragen, wenn dies auf Befehl geschieht Das ist eben das, was Sie sehr treffend „Menschenmaterial“ nennen. Der sich nicht als Material fühlende Mensch dagegen kommt zu seinen Höchstleistungen freiwillig. Das beste Beispiel sind die Sozialdemokraten selbst. Gewohnt, sich ihren Führern blindlings zu beugen, beugen sie sich jetzt ebenso blindlings ihren Vorgesetzten, deren Ideologie doch die gegenteilige ist; aber nicht auf die Ideen kommt es heute bei der großen Mehrheit auch der angeblich Gebildeten an, sondern auf den suggestiven Rhythmus, die Dynamik und Statik der Dinge. Der Mechanismus hat sich für den auch im Frieden an den Betrieb verknechteten Menschen beim Militär gar nicht so sehr verändert, und darum

ist er trotz seinen Schwächen, ja gerade wegen ihrer, ein so brauchbarer Soldat. Hohe Offiziere geben schon zu, daß die Dienstpflicht im Frieden tatsächlich überflüssig werden wird, da der moderne Mensch im Kriegsfall in wenigen Monaten in einen Soldaten verwandelt werden kann. Damit wäre die demokratische Forderung der Milizheere erfüllt, aber ganz und gar nichts geändert. Die Kriege werden ebenso furchtbar sein. Der Militarismus ist also gar nicht der Gegner, sondern die reifste Frucht der Demokratie, der allgemeinen Gleichheit einer atomisierten ungegliederten Menschheit. Darum konnten ihn auch unsere Feinde, die im Namen der Demokratie gegen ihn kämpfen, im Handumdrehen selber ihren demokratischen Staatsbauten als Dach aufsetzen. Zugrunde gehen wird der Militarismus vielmehr an seiner Ohnmacht, mit seinen Siegen den Frieden zu erreichen, obwohl sie so glänzend sind wie niemals. Ich will mir nicht anmaßen, in rein militärisch-technischen Fragen zu urteilen, aber mir scheint doch, daß auch der Feldherr diese unbeweglichen Massenheere oft verfluchen muß, die nie eine wirkliche Endentscheidung bringen können im Gegensatz zu den kleinen Heeren früherer Zeit, die schnell siegten oder geschlagen wurden. Ich meine nun keineswegs, daß jeder gute Soldat persönlich eine Null sein müßte. Es gibt wohl auch sehr persönliche Menschen von körperlichem Draufgängertum, denen das Militär, besonders in jungen Jahren, nicht gerade wider den Strich geht, und die es als unverhofftes Abenteuer lachend auf sich nehmen, gar nicht zu reden von den wahrhaft Demütigen, die den Dienst als göttliche Fügung wie jede andere heiter tragen. Nur dies behaupte ich: wenn einem persönlich-zentralen Menschen der Militarismus persönlichst zuwider ist — und das wird meist, wenn auch nicht immer der Fall sein — dann bringen Sie ihn in Ihrem System nicht unter. Sie können ihn vielleicht darin zermalmen, aber einen guten Soldaten machen Sie nicht aus

ihm, aber was sage ich: einen guten Soldaten? Sie machen überhaupt keinen Soldaten aus ihm, denn der Geist ist immer stärker als die Organisation, der Mechanismus, das System."

Ich hatte mich in höchsten Eifer geredet, denn ich fühlte unbewußt: tua res agitur. Albrecht schwieg verwundert, er dachte wohl an unsere Bubengespräche von einst zurück, die sich nun hier auf der Weltbühne mit einem ganz anderen Feuer wiederholten. Der Generalstabsarzt sann nach, einen kaum merklichen sarkastischen Zug um den Mund. Ich fuhr fort: „Sie können mit wirklich geistigen Menschen — ich meine nicht etwa Ästheten oder Snobs — nur die allerschlechtesten Erfahrungen gemacht haben, sind sie doch überhaupt in Ihrer Organisation nicht vorgesehen. Wohl kennen sie eine soziale Scheidung zwischen Mannschaften und Unteroffizieren einerseits und Offizieren anderseits, eine Scheidung, die alle Natur, alle Sachlichkeit und Gerechtigkeit geradezu auf den Kopf stellt. Wohin gehört denn der — ich sage gar nicht einmal geistige — bloß der gebildete Mensch ohne Offiziersrang? Zeigt er nicht die völlige Unsinnigkeit des Systems, besonders wenn er in Gefangenschaft gerät, wo irgendein primitiver Bengel von neunzehn Jahren mit Leutnantsrang alle Bequemlichkeiten hat, der fein empfindende, vielleicht schon graue Mensch ohne jene rein äußerliche Abstempelung aber Jahre lang in Schmutz verkümmern muß? Dazu kommt, daß, je höher ein Mensch steht, desto reizloser für ihn alle militärischen Prämien sind, Ehrenzeichen, Rangerhöhung, Beute bei Plünderung, Heldenverehrung im Hinterland usw. Leider waren die meisten geistigen Menschen, so auch ich selbst, soweit sie nicht von Haus aus grundsätzliche Revolutionäre sind, anfangs dem Augusttaumel verfallen und besiegten ihren Widerwillen gegen den Militarismus durch ein blindes, von der Massenhaltung abgelesenes Pflichtgebot. So beugten auch sie sich aber allmählich erwachen sie nun zur Erkennt-

9*

nis, zuerst zu der halben, die Vermenschlichung des unnötig harten Militarismus verlangt. So lange sind sie ungefährlich. Man redet darüber offen im Reichstag. Die ganze Erkenntnis aber besteht in der völligen Übereinstimmung mit Ihren Eingangsworten, daß ein vermenschlichter Militarismus ein schlechter Militarismus ist. Wer die Menschen versachlichen will, muß es mit sachlichen, d. h. unmenschlichen, antimenschlichen Mitteln tun. Nun aber erhebt sich die Frage, ob es irgend etwas auf der Welt gibt, einschließlich Vaterland, das diesen unerhörten Preis wert ist. In demselben Maß aber, als in geistigen Menschen solche Erkenntnis wächst, werden sie dienstuntauglich."

„Sie haben ganz recht," erwiderte der Arzt ohne jede Gereiztheit, „solche Menschen taugen nicht als Soldaten. Das Kriegsjahr hat uns manches neue gelehrt. Sogenannten Neurasthenikern gegenüber hatte allerdings früher der gewöhnliche Stabsarzt die bekannte Auffassung: für schlechte Nerven gibt es gar nichts besseres als den Militärdienst. Heute aber wissen wir, daß es neben dem Neurastheniker aus Erschöpfung infolge von Überarbeitung oder Verwöhnung, für den jene Auffassung gültig bleibt, noch den echten Neurotiker gibt. Ich nenne ihn den Mann mit dem instinktiven Gegenwillen gegen die alltägliche Umwelt. Ich sage das nicht rein tadelnd. Dieser Gegenwille kann ja, wie wir wissen, statt neurotisch zu bleiben, auch bisweilen den Antrieb zu tieferem Denken und geistigem Schaffen geben. Wo er nicht allzu stark, sondern mehr schlechte Gewohnheit ist, da verschwindet er meist in den ersten Monaten des Dienstes, oft aber führt er auch zu den berühmten Nervenzusammenbrüchen, Kollapsen, d. h. das Nicht*wollen* flüchtet in die Neurosen, ins Nicht*können*. Das suchen wir natürlich zu vermeiden, denn ein einziger solcher Fall kann für einige Zeit eine ganze Kompagnie demoralisieren; nichts verführt mehr zur Simu-

lation als ein solches Beispiel, zumal ja die Neurose selbst eine unbewußte Simulation ist." „Also wäre sie eigentlich ein Nichtwollen?" fragte ich, im höchsten Maß durch die Ausführungen gefesselt. „Die Grenzen sind hier schwer zu finden," fuhr der Generalstabsarzt fort. „Wir haben nun während des Krieges in unseren Vorschriften für Musterungen über dem Paragraphen betreffend die psychische Dienstuntauglichkeit eine sogenannte Überklebung angebracht, nach der dem Arzt ein sehr viel weiterer Spielraum gelassen wird, besonders bei solchen, die schaffenden geistigen Berufen angehören. Die, welche Sie persönliche Menschen nennen, sind für uns Neurotiker, die unter D. U. 15 fallen. (Kaum merkliches sarkastisches Lächeln.) Mit solchen Menschen machen wir keine Versuche mehr. Wir geben ihnen meist ein Plätzchen in irgendeiner Kanzlei oder dergleichen. Es wundert mich, daß dies mit Ihrem Freund in dem märkischen Städtchen nicht längst geschehen ist." „Es ist geschehen" erwiderte ich und begriff nun plötzlich den Zusammenhang zwischen meiner Denkschrift und der Zurückziehung meines Freundes aus seiner Kompagnie. „Sie sehen, unser System rechnet auch mit dem Geist," schloß der Arzt das Gespräch lächelnd.

In dieser Nacht schlief ich nicht, so sehr gingen mir diese Eröffnungen im Kopf herum. Ich mußte an die Erklärungen jenes Zeitungsbesitzers in dem politischen Bund in Berlin denken, der sich anheischig machte, dem deutschen Volk innerhalb elf Tagen jede beliebige Meinung einzuflössen. Überall dieselbe Ausschaltung der Persönlichkeit, des Geistes. War es ein Wunder, daß ein bis in die gebildeten Schichten so entgeistigtes Volk kritik- und ahnungslos der brutalen Macht, dem Militarismus erliegen mußte? Ja, lag in dieser Entgeistigung nicht fast eine Entschuldigung für die rücksichtslose Politik der Militärpartei? Wenn niemand da war, der Politik machen konnte, was blieb denn den militärischen Führern da

übrig, als selbst das Ruder des Staates in die Hand zu nehmen? Daß dies dann nach rein militärischen Gesichtspunkten geschah, nämlich ideenlos und brutal machtgläubig, ist kein Wunder.

Am nächsten Tag fühlte ich mich plötzlich unfähig, noch länger in dieser meiner Gegenwelt zu bleiben. Ich schrieb dies dem ewigen Einerlei des Feldgrau zu. Kein bürgerliches Gewand weit und breit, außer dem meinigen, kein weibliches Wesen, ringsum nichts als aufgeweichter Lehm, in den ein unaufhörlicher grauer Regen sickerte; und überall dieselben heimlich verzweifelten Gesichter, die sich starr zum Ausdruck des „Durchhaltens um jeden Preis" zwangen. Ich eröffnete mich Albrecht und bat um das Automobil. Schon am folgenden Nachmittag befand ich mich im sonnigen Tal der Mosel. Ein heiterer Pfingstabend vergoldete Weinberge, freundliche Dörfer und den hellen, windungsreichen Strom. Wie ein Alpdruck lag die letzte Woche hinter mir. Jeder Zivilist schien mir das goldene Zeitalter darzustellen. Ich fühlte in jenen Tagen zum erstenmal einen Schauder vor jedem Uniformierten. Fast ein Jahr lang mußte ich nun in mir alles aufbieten, was ich an Kräften des Herzens, des Verstandes, des Willens besitze, um mir immer wieder zu sagen: „Was kann denn der Unglückselige dazu, daß er das Nessushemd trägt, bemitleide ihn, aber verabscheue ihn nicht!"

4.

> „Du kannst es erreichen, daß du der einzige Freie unter Freigeborenen bist. Wie? fragst du. Wenn du Böses und Gutes nicht nach dem Vorgang der Menge unterscheidest."
> Seneca.

Als ich nach Berlin zurückkam, brannten auf den Litfaßsäulen blutrote Zettel mit der Ankündigung, daß nun auch die älteren Jahrgänge des ungedienten Landsturms ge-

mustert werden würden. Dies traf mich zunächst wie ein Blitz, hatte ich doch immer noch gehofft, daß der Krieg vorbei sein würde, ehe mein Jahrgang an die Reihe käme. Nun war alle Halbheit zu Ende. Nein, nein, nein! rief es in mir, und zwei Jahre lang tönte nun täglich dies Nein aus meinem Innern heraus. Nein sagte von nun an nicht nur mein Verstand, nein sprachen alle meine Bewegungen, nein schrie mein Gefühl, pochte mein Herz, atmeten meine Lungen, und ich wurde immer gewisser, daß dieses unbedingte, meine feinsten Fasern durchdringende Nein ein absoluter Schutz war gegen jedes von außen zugemutete Ja. Bisher war ich ein Ich unter vielen gewesen, sogar ein recht passives Ich, nun fühlte ich mich zum erstenmal als ein einziges, unzerstörbares, unverlierbares Selbst gegen die ganze Welt.

Der Leser weiß bereits, daß der Seppel nicht die mindeste Anlage zum Revolutionär hatte. Nichts wäre mir lieber gewesen, als friedlich meine Pflichten zu erfüllen gegenüber einem Ständestaat, der die Freiheit meiner Art, nämlich der Art eines geistigen Menschen, neben der Art der Ritter, Bauern, Händler usw. privilegiert hätte. Im Mittelalter wäre ich ein Benediktinermönch, im 18. Jahrhundert ein gelehrter Abbé gewesen. Nachdem der Staat aber meine Freiheit mit Füßen treten wollte, was blieb mir da übrig als die Selbsthilfe, d. h. trotz einer eher konservativen Gesinnung im Einzelfall Anarchist zu werden. Nicht der Bürger hat den Staat zu verteidigen, sondern der Staat den Bürger, und zwar durch einen freiwilligen Soldatenstand, so wie er ihn durch den Bauernstand ernährt, durch den Handelsstand mit Waren versorgt, durch den geistigen Stand bildet usw. Auf diese Art wäre jeder frei, indem er dem Ganzen diente; Pflicht wäre, aufs beste seiner Art gemäß zu sein. In einem solchen Staat könnte jeder Freiheit liebende konservativ sein. In einem alles gleichmachenden Staat aber

muß jeder zur Erkenntnis kommende Wille offen oder heimlich, mit gutem oder bösem Gewissen, dauernd oder nur in den Augenblicken, wo die Freiheit seiner Art gefährdet ist, Anarchist werden. So zu fühlen scheint mir ganz und gar nicht undeutsch zu sein. Aber deutsch ist es doch, mit Freuden das Vaterland zu verteidigen? Ich erwidere: nein. In primitiven Zeiten fielen Vaterland und Freiheit oft zusammen, daher dieses Mißverständnis. Deutsch war es vielmehr immer: seine Freiheit zu verteidigen, wenn es nötig ist selbst gegen Kaiser und Reich, und zwar nicht etwa Kaiser und Reich revolutionär überhaupt verneinend, sondern sie anerkennend, aber von ihnen die verweigerte Freiheit, Macht gegen Macht, zu erzwingen. Daß in meinem Falle diese Macht nicht roh körperlich sein konnte, liegt in der Natur der Sache. An Stelle der Gewalt mußte äußerste Klugheit treten. Ich beschloß daher, zunächst einmal auf Grund meiner verschiedenen kleinen Mängel, die im Laufe der Jahre zu der hochgradigen Kurzsichtigkeit hinzugekommen waren, das Bild einer möglichst geringen Tauglichkeit zu bieten und darüber den Entscheid abzuwarten.

Der Tag der Musterung brach schließlich an, ein sonniger Junimorgen. Seit meinem letzten Schultag, d. h. seit fast einem Vierteljahrhundert hatte ich zum erstenmal in meinem Leben wieder auf Befehl zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort zu sein. Schon dies verursachte mir eine unruhige Nacht. Ich kam, aus Angst zu spät zu erscheinen, eine halbe Stunde zu früh in die Gegend des Wirtshauses, in dem die Musterung stattfinden sollte, schlich daher noch eine Zeitlang unruhig in den umliegenden Straßen umher, verirrte mich und kam dann eine halbe Stunde zu spät.

Dies hatte weiter keine Folgen, die Kommission war selber noch gar nicht erschienen. In dem großen sonnigen Wirtsgarten saßen an Tischen unter Kastanienbäumen einige

hundert Männer, die meisten ausdruckslose Großstädter, den Erwerbsständen angehörig, einige in weißen, ziemlich eleganten Waschanzügen, ferner eine Minderheit von Arbeitern in dürftiger Kleidung und ein paar richtige Krüppel; die Mehrheit war weder besonders kräftig noch besonders schwächlich. Ich gehörte zu den körperlich Geschontesten, ja war vielleicht der Geschonteste von allen. In hellem Sommeranzug zu kommen, hätte ich nicht gewagt, in der Befürchtung, stutzerhaft zu erscheinen und dadurch zu mißfallen, ich war vielmehr so nichtssagend wie möglich gekleidet, „ordentlich", aber nicht eigentlich elegant. An allen Tischen gab es einzelne Sprecher, die sich den Anschein gaben, in militärische Geheimnisse eingeweiht zu sein. Man lauschte ihnen in seiner Hilflosigkeit. Bei der Mehrheit erkannte ich Bangen unter der Bemühung, doch patriotisch zu erscheinen. Ein Weißgekleideter, der vorige Woche auf ein halbes Jahr zurückgestellt worden, war nur zum Zuschauen gekommen, so gut gefiel ihm „der Betrieb". Er schwelgte in der Vorstellung, wie viele kräftige Leute wir noch hätten. Von den besser Gekleideten beriefen sich manche auf ärztliche Zeugnisse. Ein erst kürzlich vom Land eingewanderter Stotterer mit Wasserkopf hatte einen Schein von seinem alten Pfarrer, der ihm bestätigte, daß er in der Gemeinde als schwach auf der Lunge bekannt sei; bei den meisten aber wog die Meinung vor, durch Zeugnisse könne man sich mehr schaden als nützen, dann behielten sie einen erst recht. Einer wollte das von einem Hauptmann selbst gehört haben. Niemand war sich darüber klar, wie schmachvoll eine solche Annahme die sachliche Gerechtigkeit der prüfenden Kommission verdächtigte. Man war in dem ganzen eingeschüchterten Volk so daran gewöhnt, dem Militarismus gegenüber alle sonst gültigen sittlichen Maßstäbe fallen zu lassen, daß man sich unschwer Offiziere vorstellte, die sich derart über die Wirkung von ärztlichen Zeugnissen aussprachen.

Auch ich besaß ein solches Zeugnis. Ich wußte, daß lange Ausführungen nicht gelesen wurden und militärischen Menschen mißfallen mußten. In drei Sätzen, die ich für meinen Arzt selbst mit Aufgebot all meiner Stilbegabung zu äußerster und doch möglichst viel ausdrückender Knappheit — ich kann sagen: destilliert hatte, waren meine drei Hauptmängel, mit einem Blick übersehbar, dargestellt. Ich blieb trotz den entgegengesetzten Ratschlägen dabei, mein Zeugnis vorzulegen. So sehr der Militarismus mein Todfeind war, ich wußte, daß unter seinen Vertretern die einzelnen oft persönlich einwandfreie Menschen waren, die sich gern menschlich zeigten, solange es sie nicht in Gegensatz brachte mit dem, was sie als ihre „Pflicht" anerkennen zu müssen glaubten.

Unteroffiziere und Schutzleute trieben uns nun in Gruppen zusammen. Schließlich befand ich mich in einem engen Raum zwischen nackten Männern, die nicht wußten, ob sie das Hemd ganz fallen lassen sollten. Schauderhafte, gekrümmte, mit Pusteln übersäte, bleiche Leiber, oft unterernährt und rachitisch, entblößten sich da. Phantastisch waren besonders die mannigfaltigen Formen der Füße und über- oder untergewachsenen Zehen. Dem ausdrücklichen Befehl, in gewaschenem Zustand zu erscheinen, war wohl jeder nachgekommen; trotzdem wirkte die dumpffade Ausdünstung, halb herb, halb süßlich, geradezu mephitisch. Ein Unteroffizier befahl barsch: „Hemden 'runter, Bruchbänder anbehalten!" Mindestens die Hälfte trug solche Bänder. Einer flüsterte dem Unteroffizier etwas ins Ohr und erhielt die Antwort: „Is' janz wurscht, — runter mit dem Plunder!" Zögernd entblößte sich der so Angebrüllte, ein fetter freundlicher Mensch mit etwas jüdischem Vollmondgesicht. Natürlich schauten nun alle auf ihn. Er hatte keine Geschlechtsteile, sondern eine kümmerliche Verwachsung. Hinter mir erläuterte ein Arbeiter: „Det is' en Zwintscher."

Gruppenweise wurden die Leute abgeführt. Es dauerte einige Stunden, bis ich an die Reihe kam. Ich befand mich in ungeheurer Erregung, gegen die der Zustand in der Sappe in der Champagne gar nichts gewesen war. Das Herz klopfte mir an die Rippen, die Knie bebten, in den Eingeweiden prickelte es; das ärztliche Zeugnis hielt ich gekrampft in den trotz der Hitze feuchtkalten Händen. Wir traten, etwa zehn auf einmal, in einen Saal mit mißfarbigen Tapeten und einer gräßlichen mythologischen Malerei an der Decke, die Stätte einstiger zweideutiger Tanzvergnügungen. An einem langen Tisch voller Papiere saßen die drei uniformierten Totenrichter, der mittlere ein rothaariger Oberstleutnant mit zinnoberfarbenen Backen und aufrecht stehenden Schnurrbartspitzen, der Ausdruck eines chronisch gewordenen Zorns. Ein schwitzender, kleiner Arzt, mit blatternarbigem, braunem Gesicht, der von der Hitze und Überarbeitung selbst ziemlich hergenommen schien und nur den obersten Waffenrockknopf noch geschlossen hatte, untersuchte jeden einzelnen schematisch, rief dann einige Buchstaben und Zahlen, und dann schrie der Rothaarige mit schneidender Stimme das Urteil, meist: „Infanterie", bei den besonders groß Gewachsenen „Gardeinfanterie". Dieses Wort ließ manche Augen stolz aufleuchten.

Ich nahm mich furchtbar zusammen, denn obwohl es mir recht war, daß mein Herz so klopfte, fühlte ich mich noch so befangen, doch „einen guten Eindruck" machen zu wollen. Ich hielt dem Stabsarzt höflich mein Zeugnis vor die Augen, das er las, während er mein Herz abhörte. Dann prüfte er meine Augen. Ohne mich gerade beim Probelesen der schwarzen Buchstaben auf den weißen Tafeln anzustrengen, die in verschiedener Größe an der Wand hingen, antwortete ich ehrlich. Der Arzt rief etwas, der Oberstleutnant schmetterte: „Treng" (= Train); während ein Unteroffizier dies in die Liste schrieb, blickte ihm der Arzt über die Schulter und sagte:

„aber nur versuchsweise, haben Sie geschrieben: nur versuchsweise?" Mit diesem Urteil war ich im ersten Augenblick nicht unzufrieden. Ich wußte, daß zunächst nur Infanterie gebraucht wurde. Der Train hatte wenig Verluste und erhielt seinen Nachschub aus denen, die sich bei der Infanterie als doch nicht tauglich erwiesen. Manche beglückwünschten mich mit sauersüßem Lächeln.

Wir mußten uns, nachdem wir angekleidet waren, in einem anderen, dämmerigen Saal mit etwas Oberlicht versammeln. Ein nicht ungemütlich aussehender Feldwebel mit einem kleinen, blond und rosa Kaninchenkopf und einem runden Mündchen wie ein Kindernabel sprach von einer Bühne aus, deren Hintergrund eine persisch-arabische Teichlandschaft mi Flamingos und Kiosken darstellte. Nach einigen hohltönenden, patriotischen Redensarten erklärte er, wir unterstünden jetzt dem Militär und hätten uns entsprechend zu verhalten. Es sei nicht zu empfehlen, zu heiraten, da täglich die Einziehung stattfinden könne. Außer vor der Ehe warnte er noch vor Besoffenheit und Geschlechtskrankheiten („was bleibt denn da noch vom Leben übrig?" rief halblaut ein Spaßvogel aus dem Hintergrund), empfahl dagegen jetzt schon mit dem Üben von Strapazen zu beginnen, z. B. bei Spaziergängen einen Sack auf dem Rücken zu tragen, den man täglich etwas mehr mit Steinen füllen solle. („Ersatz für Sommerfrische!" merkte der Spaßvogel an.) Auf die Hauptfrage, wann wir eingezogen würden, könne er nur antworten, vielleicht in einer Woche, vielleicht in einem Jahr, vielleicht nie. Auf alle Fälle hätte man sich täglich bereit zu halten, wenn auch meist 48 Stunden Zeit bis zum Erscheinen gelassen würde. Bei Reisen müsse erst die Erlaubnis eingeholt werden, die im Falle unbedingter Notwendigkeit erteilt würde.

Manche beklagten sich über den Befund und hielten, wie die Krüppel an südländischen Kirchentüren, dem Feldwebel

ihre Gebrechen vor. Einer erklärte, er habe sich beim Turnen — also gerade in der patriotischen Absicht, sich zu „ertüchtigen" — eine Lungenerweiterung zugezogen, andere jammerten über ihr zugrunde gehendes Geschäft. Der Feldwebel zuckte die Achseln, er könne gar nichts machen. Er vermochte sich der Fragen kaum zu erwehren. Einiges Tröstende kam indessen doch von seinen gutmütigen Lippen: Nachmusterungen könnten, wenn begründet, beantragt werden, auch fände beim Einrücken nochmals eine viel gründlichere Musterung statt. „Warum nicht gleich?" dachte ich, „warum die Leute erst auf diese unnütze Folter spannen und sie zu allen möglichen häuslichen und geschäftlichen Maßnahmen veranlassen, die dann im Fall ihrer Unbrauchbarkeit rückgängig gemacht werden müssen?"

Ich trat dem Feldwebel in den Weg und sagte militärisch kurz: „Ich bin Train, versuchsweise, was ist das bitte?" Er lachte: „Versuchsweise? und dazu Treng? Dat is so jut wie D. U. (= dauernd untauglich)." „Aber ich kann doch eingezogen werden?" „Dat wollen wir doch nich' hoffen, daß der Krieg so lang dauert, bis man zu solchem Material greifen muß."

Ich ging wohlgelaunt nach Hause und ließ mir das Essen schmecken.

5.

„Der Vogel fliegt hoch in die Lüfte, um dem Pfeil des Schützen zu entgehen. Die Spitzmaus gräbt sich tief in die Erde, um der Gefahr zu entgehen eingeräuchert oder ausgegraben zu werden. Sollten die Menschen weniger Mittel haben als die unvernünftige Kreatur, um sich äußerem Zwang zu entziehen?" Tschuang-Tse.

Erst am nächsten Morgen, als ich meinen vertrauten grünen Holzbriefkasten aufschloß, fühlte ich die Veränderung, die der gestrige Tag in meiner Stellung hervorgebracht hatte. Ich

spürte wieder jenen Stich in den Eingeweiden, der mir nun immer bekannter wurde. In diesem freundlichen Kasten konnte nun täglich der Einrückungsbefehl liegen. Mochte es auch zunächst unwahrscheinlich sein, möglich war es doch; gestern Abend im Kaffeehaus hatte jemand gesagt, daß die Einberufungen nicht genau nach der Reihenfolge der Jahrgänge stattfänden, es würde auch oft vorgegriffen. Geschah es irrtümlich, so gab es kein Gericht, keinen Verteidiger, der einen schützen konnte, wie sonst, wenn einem Gewalt widerfuhr. Und dann: ich brauchte nur wegen meiner oft rückhaltlos geäußerten Ansichten angegeben zu werden, und man machte mit mir, was man wollte. Im Lauf des Gesprächs berichtete einer mit jenem abgestumpften Galgenhumor, der sich immer mehr der zum Dienst verurteilten, von Grund aus unkriegerischen Menschen bemächtigte, daß die zum Train oder Garnisondienst Bestimmten gelegentlich von den Feldwebeln einfach zur Infanterie „umgeschrieben" worden seien. Es wurden mehrere solche Fälle mit Einzelheiten geschildert. „Aber wenn man nur versuchsweise dem Train zugeteilt ist," fragte ich optimistisch, „dann kann das wohl nicht geschehen?" „Dann wohl kaum," erwiderte der Erzähler. „Wer will das wissen?" meinte einer, der schon Uniform trug, „vom Augenblick an, wo man gemustert wird, ist es aus mit der Freiheit, man ist dann jeder Willkür hilflos ausgesetzt. Ein Feldwebel, der einen Mann zu viel einzieht, riskiert gar nichts; zieht er einen zu wenig ein, so kostets ihm fast den Kopf."

Von diesem Tag an war es aus mit meiner Ruhe. Ich bebte beim Öffnen meines früher geliebten grünen Briefkastens, der sich rächen zu wollen schien für alles Gute, was er mir bisher gespendet hatte. Ich atmete nach der morgendlichen Sonntagspost auf, weil jetzt 24 Stunden nichts kommen konnte. Rote Zettel an Mauern oder Litfaßsäulen ließen mich

erbeben, ehe ich festgstellt hatte, daß sie meist nur Vorschriften über die Ernährung oder dergleichen enthielten. Einmal stand in den Zeitungen, die auf der Straße verkauft wurden, groß das Wort: „Einberufung". Ich zitterte, während ich eine Nummer verlangte. Gott sei Dank handelte es sich nur um den Reichstag. Freunde lachten mich aus wegen meiner nicht zu verbergenden Unruhe. Wohlunterrichtete versicherten zwar immer wieder, mein Einrücken sei so gut wie ausgeschlossen. Das aber genügte mir nicht; ich sah nur die eine unumstößliche Tatsache, daß ich nun, mehr als vierzig Jahre alt, auch wenn ich heil davon käme, grundsätzlich doch jener Gewalt verfallen war, die mir seit meinen vierten Jahr als das Teuflische selber erschien. Ich empfand jeden der Gemusterten als verurteilt (wenn auch mit vorläufigem Strafaufschub), aber nicht zu einem der komfortablen Zuchthäuser unserer zivilisierten Welt, mit Zentralheizung und geregelter Hausordnung; sondern die Strafe war ins Namenlose verschärft durch die vollkommenste Willkür der Wärter, über Leben, Kraft und Gesundheit der Gefangenen zu verfügen, die Pein nach Gutdünken bis zu jedem beliebigen Maß zu erhöhen, nicht aber im Falle einer menschlichen Anwandlung sie unter ein bestimmtes Maß hinabzusetzen oder gar zu erlassen. Aber auch das war noch nicht alles. Jeden Augenblick konnte, wenn auch für mich wohl nur theoretisch, zu dieser verschärften Zuchthausstrafe die Verurteilung zum sogenannten Heldentod kommen, dem die gewöhnliche Hinrichtung vorzuziehen ist, denn dem Heldentod geht meist eine wiederholte Folter in Wolfsgruben und unterirdischen Verließen voraus, von der immer nur gerade so lang Erholung vergönnt wird, bis man zum Erleiden neuer Qualen fähig ist. Und kehrt einer schließlich heim, wenn auch unverwundet, unverkrüppelt, dann wird er, von diesen seinen erlittenen Qualen zermürbt und gebrochen, weder zu rechter Tätigkeit noch Freude taugen.

Man sah dies damals schon an der dumpfen Gleichgültigkeit vieler Urlauber.

Das Leben eines versuchsweise dem Train zugeteilten älteren Menschen war kaum gefährdet, aber sollte im Grund von alldem doch auch eine gewisse Todesfurcht gewesen sein? Ich würde mich ruhig zu ihr bekennen, wenn ich sie gespürt hätte. Jeder wird bei einem frei gewählten Entschluß die etwaige Todesgefahr in Kauf nehmen, aber sinnlos in den Tod rennt nur das Vieh. Schlimm genug, daß so viele hier noch einen Sinn sahen oder sich ohnmächtig dem Unsinn unterwarfen.

Der Feldwebel hatte bei der Musterung gesagt, im Falle unbedingt notwendiger Reisen müsse die militärische Erlaubnis eingeholt werden. Das fiel mir plötzlich ein, rückte doch die Zeit meiner heurigen Übersiedlung zu meinen Verwandten nach Österreich heran. Ich hatte gar nicht daran gedacht, daß das als Reise zu betrachten sei; nun fragte es sich, ob sie vom militärischen Standpunkt nicht als unnötig erachtet würde. Ich war wie rasend vor Wut nur über diese Möglichkeit. Es hieß, so genau würde das nicht genommen, zwei bis drei Wochen Urlaub seien leicht zu erhalten. Ich lachte höhnisch auf. ‚Urlaub', dies allen Ohren damals so besonders wohltönende Wort schien mir schon ein Symbol der Knechtung. Brauchte ich Urlaub, um die Meinigen zu sehen? Wenn meine tägliche Arbeit in Berlin so weit gediehen war, daß ich auf dem Land ohne Benutzung großer Bibliotheken auskam, so reiste ich ab, nicht um als Urlauber zu faulenzen, sondern um mein Leben mit seiner Tätigkeit und seiner Freude in einer anderen Umgebung fortzusetzen. Ich brauchte weder die Freiheit noch die Begrenzung, die in dem Begriff Urlaub steckt, und das verdankte ich mir allein, meiner inneren Unabhängigkeit von den allgemein geschätzten Werten wie Rang und Reichtum. Diese Freiheit sollte man

mir nehmen können? Ich sagte zu Freunden, in einen wie besessenen, dämonischen Zorn geratend: „Eher wird Hindenburg mein Tippfräulein, als ich sein Rekrut. Nichts von dem, was mir wesentlich ist, werde ich mir nehmen lassen. Ich reise, und zwar auf drei bis vier Monate, wie gewöhnlich. Wie das geschieht, weiß ich selbst noch nicht, aber es geschieht." Meine Freunde lachten und sagten wieder: „Kriegspsychose." Bis dahin hatte ich mich als Seppel nie recht ernst genommen, aber mir diesen eigenen Unwert gestattet. Jetzt entdeckte ich zur eigenen Verwunderung, daß diese Seppelei doch mehr war als eine bloße Verneinung des Lebens der anderen, nämlich das sehr positive Ja eines Soseinwollens. Meine Schwäche wurde mir durchsichtig als die Maske eines Willens, der sich bald als stärker erwies als der Wille der anderen, deren Maske schon in der Schule forsche Mannhaftigkeit gewesen war.

Ich fand nun bald eine schlafwandelnde Sicherheit im Handeln. Mein praktischer Verstand, sonst nicht gerade meine Stärke, schärfte sich zu ungewohnter Klarheit. Folgendes wurde mir nahegelegt: Es sollte niedere Militärpersonen geben, die für verhältnismäßig geringe Summen einen Namen aus den Listen strichen oder darin bemerkten, man sei schon eingerückt. Auf den ersten Blick schienen mit einem solchen Federstrich alle Fragen auf das rascheste gelöst, man war militärisch nicht mehr auf der Welt; aber schnell durchschaute ich die Gefahr: wie sollte ich dann je einen Paß nach Österreich erhalten? Was geschah, wenn ein Patriot, wie es nun üblich wurde, anonym der Behörde sein Erstaunen darüber ausdrückte, daß ich noch frei umherlief, während andere usw. Ich wäre dann nicht in den Listen zu finden. Nach einem solchen Schritt hätte es keine ruhige Stunde mehr für mich gegeben, also: abgelehnt. Nur gesetzliche Mittel konnten mir helfen. Ich mußte mich jeden Augenblick ausweisen können.

Um zunächst einmal von der unerträglichen Besessenheit durch den grünen Briefkasten frei zu werden, beantragte ich sofortige Zurückstellung auf mehrere Monate, und zwar zum Zweck der Heilung eines Halsleidens noch ungeklärter Natur, das sich seit einiger Zeit in Gestalt einer den Ärzten tatsächlich rätselhaften Heiserkeit äußerte. Ich wurde daraufhin von einem barschen Arzt, der mich kaum anschaute, ohne weitere Mühe um einige Wochen zurückgestellt. Das Briefkastengespenst war nun fürs erste gebannt, ich hatte Zeit gewonnen. Die nächsten Nächte schlief ich zum erstenmal wieder ohne Schlafmittel.

Ehedem feldgrauer Mitmensch, der du dies liest, nun wirst du denken: ‚nein, hat dieser Mensch ein Glück, nun auch noch diese Heiserkeit!' Ich aber sage dir: das war kein Glückszufall. Hat man zu etwas Aufgezwungenem den ernsten Gegenwillen, den Mut zu dem ganzen unzersplitterten Nein, statt zu kapitulieren in dem Gefühl: ‚es hilft ja doch nichts', dann treten äußere Symptome der Untauglichkeit zu dem Gezwungenen von selbst hervor. „Was ich nicht will, das kann ich auch nicht tun", sagt irgendwer bei Shakespeare. Meine Heiserkeit verschwand als „nur nervös" sofort, nachdem sie ihren Zweck erreicht hatte.

Ich schrieb nun meinem Freund Albrecht und schildert ihm, was ich durchgemacht. An eine Fortführung meiner von ihm selbst und seinem Kommandeur anerkannten Arbeit sei unter solchen Umständen nicht zu denken. Ich verlangte, um wenigstens auf diese bescheidene Art dem Ganzen weiter dienen zu können, nichts als die nötige Ruhe, und zwar in Gestalt einer behördlich gesicherten Zurückstellung bis zu einem möglichst fernen Termin; die private Zusicherung, fürs erste sei nichts zu fürchten, genüge nicht. Ich wehrte mich nicht im mindesten dagegen, erklärte ich ihm, weiterhin meine Kräfte frei einem Werk zu widmen, das der Gesamtheit

meines Volkes diente — im Gegenteil, diese Wirkung erfreute mich herzlich — nur den Mißbrauch dieser Kräfte durch einen mir artfremden Betrieb lehnte ich ab.

Schon nach wenigen Tagen kam ein wohlgelaunter Brief Albrechts von der Front. Aus meinen Worten erkenne er ganz und gar den leibhaftigen alten Seppel. Er hätte herzlich gelacht über meine Erregung wegen eines Nichts. „Von hier aus ist das Bezirkskommando bereits über Deine nützliche Tätigkeit und Deinen schlechten Nervenzustand unterrichtet. Reiche also ein Gesuch ein um möglichst lange Zurückstellung mit ausdrücklicher Erwähnung des Briefs meiner Division an den Bezirkskommandeur. Du wirst zweifellos das Gewünschte erreichen." Ich jubelte und staunte zugleich über die Leichtigkeit, mit der alles lief. War dies alles Zufall? Von außen gesehen gewiß, aber um die magische Kraft des sich selbst erkennenden Vollwillens, die ich hier zum erstenmal mehr als nur ahnte, schießen die glücklichen Zufälle heran, wie die Kristalle um den in eine chemische Lösung getauchten Strohhalm.

Ich machte noch am selben Tag meine Eingabe, und schon am folgenden ging ich wieder mit neuer Freude an die Arbeit, die ich vor der Abreise bis zu einem bestimmten Punkt bringen wollte. Als ich nach 14 Tagen noch keine Antwort hatte und der geplante Reisetermin immer näher rückte, wurde ich wieder unruhig. Die Weisen im Kaffeehaus lachten, weil ich vom Militär so schnelle Antwort erwartete; das könne vier bis sechs Wochen dauern, vielleicht gäbe es überhaupt keine Antwort, mein Gesuch sei wahrscheinlich genehmigt und die Antwort bestünde eben darin, daß ich nicht eingezogen würde. Damit solle ich mich begnügen, man müsse beim Militär möglichst wenig auf sich aufmerksam machen. Ein solches Blindekuhspiel hätte mir aber nicht die benötigte Ruhe geschafft. Dem Militär gegenüber gingen den meisten alle natürlichen Maßstäbe

verloren. Sonst, wenn man von Menschen, auch von Einflußreichen, etwas wissen will, geht man hin und fragt sie: hier aber tauchte sofort der hemmende Gedanke auf: wird die Tatsache, daß ich frage, nicht vielleicht gerade die Ablehnung meines Wunsches veranlassen, d. h. einen sogenannten Vorgesetzten, den ja jeder im Zweifelsfall zunächst für ein „Viech" hält, bis der Gegenbeweis erbracht ist, aufreizen, seine Amtsgewalt willkürlich gegen den Wehrlosen zu mißbrauchen? Dabei fühlte niemand, welches vernichtende Urteil über die Behörde in dieser von der Behörde selbst gern gesehenen eingeschüchterten Gesinnung lag.

Ich wiederhole, daß ich bei all meiner Empörung gegen das System diese Gesinnung gegen seine Vertreter nicht zu teilen vermochte. Gesellschaftlich hatte ich mich längst daran gewöhnt, im Verkehr mit einzelnen Militärs den Militarismus als für mich nicht vorhanden zu betrachten, als ob ihr Rang, ihre Bräuche und glänzenden Abzeichen ihre inneren Angelegenheiten seien, die mich so wenig angingen, wie die Satzungen und Embleme eines Vereins, den ich achtete, dem ich aber für meine Person nicht beizutreten gedachte. So wie ich also trotz Verwarnung bei der Musterung unbefangen mein ärztliches Zeugnis vorgezeigt hatte, so ging ich auch jetzt ruhig auf das Bezirkskommando wie auf ein Reisebureau und erklärte, ich müßte auf ein paar Monate nach Österreich reisen und brauchte einen Paß. „Sie sin' wohl nich' bei Trost?" fragte der hünenhafte Feldwebel, übrigens ohne jede Gereiztheit, meinen Namen in der Liste feststellend. Dabei blähte er die behaarten Wangen auf und blies die Luft mit kurzen Geräuschen stoßweise hinaus. „Doch!" sagte ich, wies auf mein Gesuch hin und nannte den Namen des Divisionärs im Westen. „Kulicke, jehn Se man ruff," wendete sich nun der Feldwebel mit ruhigem, nichtssagendem Amtsgesicht an einen Soldaten und gab ihm einige Anweisungen.

Ich nahm mir einen Stuhl, setzte mich und schlug die Beine übereinander, als warte ich auf die Ausfertigung eines Rundreiseheftes. Der Feldwebel schielte ein bißchen erstaunt zu mir herüber, blies wieder die Backen auf und, nachdem er die Luft wieder ausgestoßen hatte, entschied er sich zu einem Gespräch über die Dauer des Krieges, auf das ich leutselig einging. Jetzt erst kam ich auf die Vermutung, daß die eigentümliche Haarplantage in seinem viereckigem Gesicht einen Versuch darstellte, die Hindenburgische Barttracht mit dem durch die Backenhaare verlängerten Schnurrbart nachzuahmen. Er klagte über die Plackerei in der Kanzlei, kurz wurde durchaus menschlich. Damit dieser Artikel „Menschlichkeit" hier verabreicht wird, dachte ich, braucht man also die Hilfe eines richtig funktionierenden eigenen Hirns, einer Exzellenz, eines Grafen und eines Generalstabsarztes. Warum ist das so bei einem Volk, das doch vom Feldwebel bis zum Generalfeldmarschall vorwiegend aus Menschen mit Herz besteht? Weil sie alle dem Wahn unterliegen, es gäbe im Verkehr mit Menschen etwas, das noch höher steht als Menschlichkeit, nämlich die jeder Gewissensverantwortung entbindende Pflicht des Dienstes. So gelingt es, daß Millionen von gutartigen Menschen ohne die geringste Gewissensbelastung stündlich kleine und große Teufeleien begehen, vor denen ihr Herz, wenn es dabei wäre, zurückschrecken würde, beginnend mit den verhältnismäßig harmlosen Kränkungen des Feldwebels bis zur kaltblütigen Bestimmung eines Regiments von unfreiwilligen Vätern, Gatten und Söhnen zum Sturmangriff auf ein ebensolches Regiment, während man selbst im warmen Zimmer über einer Landkarte sitzt und hinter einem wüsten Schnurrbart zu verbergen sucht, daß einem die Gutmütigkeit im Gesicht geschrieben steht.

Es ging nun alles nach Wunsch. Das militärischerseits nicht beanstandete Gesuch befand sich gerade beim Polizei-

präsidenten. Nach drei Tagen hielt ich einen Zettel in der Hand: „aus beruflichen Gründen bis auf weiteres zurückgestellt". Die Worte „bis auf weiteres" enthielten wohl noch einen Stachel der Unsicherheit, aber ein selbst enthobener, hühnerbrüstiger Polizeibeamter mit Milchgesicht erklärte mir hüstelnd, daß dies die äußerste Vergünstigung und besser sei, als ein bestimmter Termin, nach dessen Ablauf man stets Scherereien wegen der Verlängerung habe. Ich war nun fürs erste wieder aller Willkür enthoben. Ich konnte nicht eingezogen werden, ehe diese Zurückstellung aufgehoben war, dafür haftete die Polizeibehörde, der ich nun wiederum wie jeder nicht militärische Staatsbürger unterstand. Sie erschien mir plötzlich wie ein gütiger, schützender Mutterarm.

In wenigen Tagen befand ich mich bei den Meinigen in Österreich.

6.

„Er liebt das Volk,
doch zwingt ihn nicht, sein Schlafgenoß zu sein."
Shakespeare, Coriolan.

Auf die Weihnachtsreise hatte ich in dem ereignisreichen, letzten Winter verzichtet. So war ich denn zum erstenmal seit Kriegsausbruch außerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle, wie es mir alljährlich für einige Zeit Bedürfnis gewesen war. Noch blühte der Hollunder, im Bahnabteil traf einen der Duft der Heuernte, die von sonneverbrannten Männern und Weibern auf hohen Wagen von den Feldern heimgefahren wurde. Das Haus meines Schwagers fand ich sehr vereinsamt. Beide Söhne hatten einrücken müssen, er war nun ganz grau geworden, zeigte aber trotz einer gewissen Versonnenheit nach außen fast heitere Milde. Meine Schwester, von Haus aus eine etwas verschlossene Natur, war nun tief in sich gekehrt. Ringsum im Land sah alles

wesentlich anders aus, als im Reich; meine erregten Nerven konnten sich entspannen. Die künstlich aufgepeitschte Stimmung der ersten Kriegswochen war in Österreich längst verflogen, die durch Schlagworte verwirrte Bevölkerung infolge einer noch gesünderen Menschlichkeit längst entzaubert. Zunächst die Soldaten: bei ihnen war nichts mehr von Selbstbetrug über das entsetzliche Weltunglück, kein krampfhaftes Durchhaltenwollen für Abstraktionen wie Rohstoffe und Absatzmärkte, sondern ihre menschliche Philosophie gipfelte in den einfachen alltäglichen Worten, die sich aber durchaus deckten mit den Ergebnissen des Denkens: „Es is' halt a Kreiz". An die „große Zeit" glaubte niemand mehr und diese Wahrhaftigkeit tat mir wohl. Natürlich suchte sich jeder im Stillen diesem Kreuz des Einrückens nach Kräften und mit allen möglichen kleinen Mitteln zu entziehen. Man sprach so frei davon, wie später über die Schleichwege, auf denen man manchmal zu einem halben Kilo Butter kam. Das offen beklagte Unglück, das über dem ganzen Lande lag, in seinen menschenleeren Tälern und selbst in den von der Soldateska durchlärmten Städten, hatte etwas Erlösendes gegenüber dem entsetzlich brausenden Donnerhall der lauten, leeren Phrasen im Reich. Aus Angst, neben der preußischen Schneidigkeit als schlapp und schlampig zu gelten, griff der österreichische Militarismus freilich noch schärfer zu. Die Einziehungen fanden so schonungslos statt, daß schon bei Beginn des zweiten Kriegsjahres die Bauernhöfe fast männerleer waren. Zitternde, schon im Austrag lebende Greise gingen wieder hinter dem Pflug oder griffen nach der Axt. Über die wogenden Felder, wo einst die Hias und Lois die Sensen schwangen, hörte man jetzt Weiberstimmen nach dem Iwan und dem Wassili rufen, hünenhaften russischen Gefangenen mit Riesenhänden und großen Kindergesichtern; die meisten hatten schon langsam die Mundart erlernt.

Während man im Reich stets über die „erfreulich geringen Verluste" jubelte, fand man hier auch geringe Verluste unerfreulich. Unaufhörlich zogen in der Abenddämmerung immer wieder neue Scharen von düsteren Männern, mit dem Holzköfferchen auf dem Rücken, nach den Bahnhöfen. An diesen kräftigen Bauerngestalten sah man nichts von der sogenannten österreichischen Schlappheit, nur machten sie aus ihrem furchbaren Unglück kein Aufhebens, nannten es nicht in kindisch-feigem Selbstbetrug Heldentum. Die Jungen freilich bedurften auch hier der Betäubungsmittel. Sie strömten an den Musterungstagen ins nächste Städtchen zur Bezirkshauptmannschaft, von wo man sie in irgendeinen Saal wie in Hürden trieb. Alle waren im Sonntagsstaat und wie die Pfingstochsen mit bunten „Buschen" aus allerlei farbiger Materie geschmückt. Die Lust brannte ihnen im Blut, die der primitive Mensch darüber empfindet, daß überhaupt etwas „los" ist. Mit dem ahnungslosen Jubelruf „Ins ham's g'halten" durchtobten dann die Verurteilten die Straßen nach dem Wirtshaus, und dort sangen sie die alten Lieder der Vorfahren vom Prinz Eugen und dem Andree Hofer, dem guten Kameraden und bisweilen die Wacht am Rhein, bis die Abendsonne schräg auf die Berauschten in den Wirtsgärten schien. Dann machten sie sich auf zum letzten Abschied in das heimatliche Dorf, wo die meisten schon im Katzenjammer des nächsten Tages einen ernsten Blick in den Abgrund taten. Bald kam dann jener düstere Abendgang mit dem braunen Holzkoffer auf dem Rücken und die Fahrt in den Hunger, die Schinderei, in Elend, Dreck, Blut und Mord. „Es muß do' aa amol wieder a zahlender Tag kemma", trösteten sie sich, und dieser Tag war der der ersten Verwundung mit der Aussicht auf das Lazarett. Kehrten sie aber wieder einmal zu den Menschen zurück, dann hatten viele jene stille, gehaltene Trauer in den Mienen, jene Demut,

die sagt: „da kannst halt nix macha", und die von den Führern beim Champagner so sehr gepriesen wird als der treue Sinn des Volkes. Mancher einst stolze Bauernsohn scheute sich nun nicht mehr, in den Städten die Leute auf der Straße um Brot oder Zigaretten anzugehen. Diesen gegenüber brauchte ich mir nicht jenen Zwang aufzuerlegen wie gegenüber den Uniformierten im Reich. Sie waren Soldaten, d. h. die ärmsten Teufel auf der ganzen Welt, und hielten sich für nichts anderes. Aus ihren Blicken sprach es wie der Geist jenes chinesischen Kriegsliedes:

„Was weiß ich noch von heiligen Gewässern
Und von des Dorfes Abendrot?
Ich bin gespickt mit tausend Messern
und müde von dem vielen Tod.

Der Kinder Augen sind wie goldner Regen,
In ihren Händen glüht die Schale Wein.
Ich will mich unter Bäume schlafen legen
Und kein Soldat mehr sein."

Oft kamen Züge mit reichsdeutschem Militär durch. Staunend und bisweilen schaudernd sah man diesen Menschen nach, die jubelten und sangen, und fragte sich heimlich, ob das eigentlich noch Menschen waren oder Grammophone, die eine eingelegte Platte abrasselten. Die anfängliche Bewunderung für sie wich immer mehr der Befremdung, später offener Abneigung und leisem Hohn. Die lauten Deutschen dagegen mißverstanden meist das viel Menschlichere, das in der stilleren Haltung der Österreicher lag; vor ihnen rühmten sie sich immer mehr ihrer Heldentaten an der Front und rechneten den Österreichern, die sie überall heraushauen müßten, dauernd ihre Schwächen vor. Was mich oft schaudern machte, war die völlige Wertblindheit dieser Seelen. Es hieß nicht etwa, die Österreicher seien gemeine

Naturen, bösartige Gemüter. Das wäre zwar grundfalsch gewesen, aber ein wirklich schwerwiegender Vorwurf. Nein, das, weswegen man sich für so erhaben hielt, das war das Geringste des Geringen. Österreich wurde verachtet, weil seine Menschen weniger maschinenhaft waren, weil es sich nicht industrialisiert hatte, weil es keinen Eroberungswillen besaß, im Grund doch lauter Vorzüge. Dagegen machten viele Österreicher den Fehler, ihre eigenen Leistungen im Krieg zu betonen, statt zu sagen: „Ja, ihr habt recht, mit euch können wir es nicht aufnehmen, immer wieder verschlampen wir blöden Österreicher den von euch so glänzend organisierten Massenmord."

Manche deutsche Soldaten — man nannte sie jetzt immer häufiger mit dem Spottnamen Piefke — konnten bald überhaupt nichts Österreichisches mehr anschauen, ohne ein Gesicht zu machen, das schon allein Ohrfeigen verdiente. Man muß gesehen haben, wie zwei oder drei solcher Lümmel beisammen standen und z. B. einen vorbeifahrenden österreichischen Eisenbahnzug auf seine Minderwertigkeit im Vergleich mit den Reichseisenbahnen musterten und begrinsten, wie sie in den Gasthäusern auftraten, ihre Unzufriedenheit äußerten und sofort auf die Vorzüglichkeit der deutschen Organisation hinwiesen, während sie gern bei Gulasch oder Palatschinken die Niedertracht des gewohnten heimischen Fraßes vergaßen. Dazu kam die gemeine Häßlichkeit der Uniform. Man hatte doch inzwischen Gefangene jeder Nationalität gesehen; alle Uniformen, ausgenommen einzig die deutschen mit der falsch proportionierten Hüftlinie, waren kleidsam. Zwar haben die Russen auch jene deckelartigen Mützen, die dem Gesicht alles Menschliche nehmen, aber es ist ihnen erlaubt, sie schräg zu setzen, was die Steifheit erheblich mildert. Darauf steht bei uns Strafe. Dagegen wurde in Deutschland geduldet, das Steife aus der Mütze ganz herauszunehmen,

so daß sie wie ein formloser Patzen auf dem Kopf liegt. Ein Mann mit solcher Mütze und dem entsprechenden Gesichtsausdruck, scheint sagen zu wollen: „Uns kann die ganze Welt usw. usw.“ (vgl. Götz von Berlichingen, III. Aufzug). Diese Gesinnung, scheint es, wird oben nicht gerade ungern gesehen, überhaupt kam das böse Beispiel von oben. Man hörte immer mehr Fälle, wie grob und taktlos die deutschen Offiziere gegen ihre österreichischen Kameraden verfuhren. Folgendes wurde allgemein von den ruhigsten Menschen bestätigt: Die Deutschen verdrängten sie aus den Quartieren, erspähten mit glänzend entwickeltem Händlersinn und frei von aller Hemmung durch menschliche Rücksichtnahme in den besetzten Gebieten, ja selbst in Siebenbürgen, jede Ware, jeden Gebrauchsgegenstand, kauften oder nahmen alles, schickten das nicht gleich Verwendbare nach Hause, und die stets zu spät kommenden, weniger hemmungslosen Österreicher mit ihren noch aus dem Frieden stammenden, veralteten Eigentumsbegriffen hatten das Nachsehen. Überall stießen sie auf Tafeln mit der Aufschrift: „Deutsches Eigentum“. Geradezu Furchtbares wurde erzählt von der erbarmungslosen Räuberei der sich überall in wenigen Stunden organisierenden „Deutschen Beutekommissionen“, die von Haus zu Haus gingen und der unschuldigen Bevölkerung oft das letzte Hemd nahmen. Den Österreichern war bis ins dritte Kriegsjahr das Plündern verboten. Dann ließ sich neben dem deutschen Beispiel das Verbot nicht länger aufrecht halten.

In allen Bahnen des Landes machten sich deutsche Offiziere und Mannschaften breit und benahmen sich ärger, als ob sie hier zu Hause seien, denn zu Hause wäre man ihnen von oben auf den Kopf gekommen. Es kam so weit, daß deutsche Soldaten österreichische Offiziere ungestraft nicht mehr grüßten. Jeder von ihnen kam sich vor, wie ein kleiner Ludendorff und prahlte, prahlte, prahlte. Manchmal riß

dem geduldigen, sich meist in die hohe Überlegenheit seines Humors rettenden Volk doch die Geduld, dann kam es zu Prügeleien. So ein Piefke, der sich auf einem Bahnhof den Weg durch das Gewühl bahnen wollte, indem er das Gewehr wagrecht vor sich hielt und schrie: „Platz für Deutschland", wurde fast totgeschlagen.

Mein Schwager billigte diese Dinge nicht. Er war indessen immer ein Freund der Deutschen gewesen, hatte er doch seine Ausbildung teils auf deutschen Hochschulen erhalten und selber eine Deutsche zur Frau. Vor dem Krieg warf er ihnen nur eines vor, daß sie nämlich kalt nachtmahlten: „Aufschnitt und Tee!" Nein, sein österreichischer Magen wollte abends eine warme Speise haben. Lächelnd versuchte er gerecht zu sein: „Sie meinen es nicht so schlimm, wie es aussieht", sagte er immer wieder mit richtigem Blick für das Seelische, dennoch wunderte auch er sich über den völligen Mangel an feinerem Takt im neudeutschen Wesen. Er selbst überbrachte die Geschichte, wie deutsche Offiziere, von österreichischen Kameraden zu Weihnachten geladen, liebenswürdig zu sein wähnten, als sie die Gläser erhoben mit den Worten: „Nun, meine Herren, nun wollen wir einmal 1866 vergessen!"

In dem kleinen, mir längst vertrauten Kreis, den mein Schwager und meine Schwester Sonntags um sich versammelten, bei schönem Wetter unter den alten Kastanienbäumen im Garten oberhalb des Hauses, wurden diese Fragen stets eifrig verhandelt. Meist war ein Major, Graf Taroni, anwesend, der 1914 als Rittmeister noch einmal die Uniform angezogen hatte und nun offen darüber seufzte. Er war ein alter Schulkamerad meines Schwagers vom Theresianum, mit allen großen Familien der Monarchie vervettert oder verschwägert, selbst aber fast arm. Einsam hauste der alternde Mann mit dem faltenreichen braunen

Gesicht auf einem Bauerngütchen in der Nähe, das er selber bewirtschaftete. Mit Mühe war es ihm gelungen, daß er auch während des Krieges dort wohnen konnte. Er hatte jene merkwürdige altösterreichische Mischung eines fast düster-tragischen Fatalismus mit anmutiger Liebenswürdigkeit und Verbindlichkeit. So zeigte auch der Kontrast seines feinen Lächelns mit der etwas zu gewölbten, fast bäuerlichen Stirn und den spitzen Faunsohren die Vereinigung von Kultur und Naturmenschentum. Der finstere Saturn und die heitere Venus schienen in diesem Menschen eine gute Ehe abgeschlossen zu haben. Traf man ihn in seinem Gärtchen arbeitend, in einem alten, abgetragenen Militärrock, die Kappe im Nacken, Schweißperlen auf der braunen Stirn, so verriet doch sofort sein Wesen den Edelmann.

Ein anderer Freund des Hauses war der pensionierte Regierungsrat Zeller, ein alter Herr mit kindlich naiven grauen Augen in einem skeptisch feinen, bartlosen Gesicht mit leis sarkastischen dünnen Lippen. Er hatte wegen seines abnehmenden Augenlichtes früh den Dienst aufgeben müssen und sich in die Heimat zurückgezogen, wo er seiner Lieblingsneigung, orientalistischen Studien, wenigstens nicht mehr Nachts bei der Lampe nachging. Dennoch war er nun fast erblindet. Noch fand der etwas schwerfällige Mann mit dem üppigen grauen Haar über dem humorvollen Greisengesicht an seinem tastenden Stock allein den Weg zu meiner Schwester, die ihm oft aus seinen Lieblingsdichtern vorlas. Ja, sie half ihm sogar bei der Neuausgabe seiner kleinen Schriften über Hafis und die persischen Mystiker.

„Warum sind die Österreicher weniger sachlich als die Deutschen?" fragte einmal mein Schwager im Gespräch. Ich erwiderte: „Weil sie persönlicher sind." „Das ist wahr," erwiderte der Gelehrte, doppelt so langsam sprechend wie ich, „bei uns ist noch fast jeder in seinem Kreis jemand Besonderer.

Seht euch doch die Leute auf der Gasse, im Wirtshaus, auf der Bahn an, jeder ist noch ein Mensch für sich, in Deutschland aber gibt es doch eigentlich nur noch ein paar Haupttypen, die sich immer wiederholen, den Geschäftsmann, den dem Geschäft dienenden Professor und den das Geschäft verteidigenden Soldaten. Der Schuldigste von ihnen ist der Professor, denn auf ihm liegt die geistige Verantwortung; er hat einen großen Ruhm, den des deutschen Gelehrten, des einst treuesten Dieners des Geistes, als Diener des Mammon und des Moloch in Schande verwandelt." „Wenn Österreich nur das Glück zu würdigen wüßte," sagte ich, „daß es diese teuflische Dreifaltigkeit Geschäft, Wissenschaft und Militarismus noch nicht kennt." „Und heimlich bewundern wir es trotzdem," sagte Graf Taroni, „weil es doch kolossal ist." „Ja, es ist kolossal," antwortete ich, „aber darum um so fürchterlicher. Wir Süddeutsche müßten durch unser echteres deutscheres Menschentum, ehe es ganz in der Zwangsjacke des reichsdeutschen Arbeitshauses gefesselt ist, das Deutschtum retten aus seiner Entseelung." „Aber wie soll das geschehen?" fragte ein Monsignore, der bisher stillschweigend, aber sehr aufmerksam zugehört hatte. Es war ein etwa vierzigjähriger kräftiger blonder Mann mit glühenden braunen Augen in einem zarten durchgeistigten Gesicht und von scharfsinniger Rede. Er gehörte zu jener jüngeren, optimistischen Richtung katholischer Geistlicher, welche mit allen modernen Fragen genau vertraut sind. Der Augustinische und Thomistische Geist waren in ihm mehr als erlerntes Formelwesen. Mit ihm widerlegte er treffend die finstere Pflichtethik des 19. und 20. Jahrhunderts, wie sie Kant begründete. „Politisch," sagte mein Schwager, „gäbe es zwei Möglichkeiten. Entweder man stellt das alte Österreich auf neue Grundlage und gibt der Welt das Beispiel eines Staates ohne Nationalismus, in dem mehrere Nationalitäten einen Bund bilden, oder wenn es dafür zu spät

ist, fallen wir zum Reich und bilden dort, als Magnet für alles Unpreußische, einen neuen Schwerpunkt im Süden. Dem Preußentum soll die politische Tat der Einigung der deutschen Stämme nicht vergessen werden, nur gerade zum Führer der Deutschen hat es sich unfähig erwiesen, sind doch erst durch diese Führung die Deutschen so verhaßt geworden." „Es kommt vor allem darauf an," sagte ich, „daß der deutsche Mensch überhaupt wieder entdeckt wird; und das kann nur mit Hilfe der Deutschösterreicher geschehen; euer Leben schwingt noch weit und frei zwischen den beiden Endpolen alles Menschlichen: Natur und Gott. In eurem weltlichen Sein habt ihr euch einen Schatz unverfälschter Natur bewahrt, in seiner seelisch-geistigen Tiefe ist der Kern des Volkes noch gottberührt und treu." „Aber die Technik, die Industrie müssen doch auch sein", warf der Graf ein. „Gut, gut," erwiderte der Regierungsrat Zeller, „verschreiben wir uns doch reichsdeutsche Monteure, Ingenieure, lernen wir von ihnen ihr Handwerk und ihre Genauigkeit, machen wir alles bis ins Kleinste wie sie, nur teilen wir nicht ihre schäbige Wirtschaftsgesinnung." „Besiegt sie vielmehr durch euer wärmeres Herz und eure vornehmere Menschlichkeit," sagte ich. „Durch unsere Liebe, die mehr ist als Pflicht!" ergänzte der Monsignore mit seiner plötzlich in Fistelton umschlagenden Stimme, so daß der tiefe Ausspruch leicht komisch klang. Niemand hatte nun noch etwas hinzuzufügen.

Wir saßen im Abendschein unter den Bäumen, als meine Schwester kam und uns zu einem einfachen Nachtmahl in die Laube bat. Hinter dem Haus sprang wie ein Fohlen der russische Gefangene Fedja umher und stieß halb heulende, halb juchzende Naturlaute aus. Dies tat er jeden Sonntag bei Sonnenuntergang, wohl in Erinnerung des heimatlichen Dorfes. Anfangs hatten sich die Mädchen und Kinder vor ihm gefürchtet, jetzt aber schauten sie ihm ruhig zu wie

einem gewohnten, wenn auch noch immer rätselhaften Naturschauspiel, und dann sangen sie ihre eigenen Weisen, dazwischen tönte der Klang der Zither. Wir aber saßen in der dunkelnden Laube, während in dem Ort die Lichter aufglühten und auf den Feldern in kleinen Gewässern der Tag verblich, und genossen die schon etwas kärglicher werdenden Gaben des oberösterreichischen Landes.

Den Monsignore traf ich öfters auf Spaziergängen. „Sind Sie eigentlich Katholik?" fragte er mich einmal, während wir zwischen den sich schon rötenden Kornfeldern gingen. „Leider nicht!" erwiderte ich. Er blickte mich erstaunt an, war aber zu taktvoll, um eine weitere Frage zu stellen. „Sie verstehen dies ‚leider' nicht ganz?" fuhr ich lächelnd fort; „wäre ich in der Kirche aufgewachsen, dann könnte ich, so wie ich heute fühle und denke, ruhig weiter darin geduldet werden. Aber als Erwachsener eintreten, d. h. ein ausdrückliches Glaubensbekenntnis ablegen, das könnte ich nicht; ich weiche doch von den Dogmen in zu vielen Einzelpunkten ab, aber ich bin auch nicht Protestant."

Wenige Tage nach diesem Gespräch saß ich mit den Meinigen am Spätnachmittag in einem Kaffeegarten nahe der Bahn, den die wenigen Sommerfrischler des Ortes besuchten. Unter ihnen kannten wir einen protestantischen Theologen mit seiner Frau, beide Österreicher. Die zwei alten Menschen schienen von einer echten Frömmigkeit durchseelt, hielten treu an ihrer mitten unter Katholiken bedrängten Kirche mit inbrünstiger Kraft, deren gelegentlicher Ausdruck überraschte in den weichen vergilbten Gesichtern mit den fast hilflosen Augen. Beide erschienen, verglichen mit dem klar bewußten, aber nicht minder gütigen Monsignore wie große Kinder voller Illusionen, und so konnte man ihnen nicht böse sein, was sie auch immer sagten. Sie glaubten arglos an das Märchen von dem unschuldigen Deutschland, das, von der

bösen Welt verkannt, aus Neid gegen seine treue Arbeitsamkeit überfallen worden sei. Versuchte man leise eine andere Auffassung anzudeuten, dann blickten einen die vier alten grauen Augen so schmerzlich an, daß man lieber schwieg. „Zu unserem aufrichtigen Kummer," sagte indessen der alte Herr, „haben wir auch in Deutschland manches Unschöne gesehen, aber wir denken eben: wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten." In diesem Augenblick fuhr ein Militärzug in der Nähe vorbei. Man sah deutlich, wie ein Soldat im Fahren den Schlag öffnete und heraussprang. Neben dem Geleis fiel er nieder und stand taumelnd, blutüberströmt auf. Ich fühlte sofort: Der Ärmste ertrug es nicht, an der still im Abend zwischen sanften Bergen liegenden Ortschaft vorüberzufahren, die ihn vielleicht heimatlich berührte, an den friedlich in den Gärten sitzenden Menschen, an den vom Bahnsteig winkenden Mädchen in lichten Sommerkleidern vorbei, und so hat er das Allernatürlichste von der Welt getan: statt weiterzufahren zum Morden ist er hier geblieben, wo es gut sein ist. Während ich aufsprang, um zu dem Verwundeten zu eilen, hörte ich die fromme milde Frau des Theologen sagen: „So ein gemeiner, pflichtvergessener Mensch! ich habe es genau gesehen, er ist absichtlich herausgesprungen, ein Deserteur." In dem Garten war alles aufmerksam geworden, die Kellnerinnen rannten an den Zaun und schauten. Der Blutende blickte mich mit glasigen Augen an und stammelte: „I woaß gar net, wie dös komma is — die Wogentier muß net recht zug'sperrt gewesen sein." „Nein, sie war nicht zugesperrt," sagte ich, „ich habe gesehen, wie Sie sich angelehnt haben und herausgefallen sind." „Der Herr hat's gesehn?" rief der Arme in glücklicher Erregung. „Freilich hab' ich's gesehn. Jetzt gehn Sie gleich dort ins Reservespital und lassen sich verbinden und, wenn Sie mich noch einmal brauchen sollten, ich bin

der Schwager vom Amtsarzt." Der Mann wiederholte die Worte und schleppte sich in das einige Häuser weiter gelegene Spital.

Als ich in den Garten zurückkam, war der deutschnationale Notar Schoißwohl herbeigeeilt, ein mausartiger Mensch mit schmutziggelbem Bart und goldener Brille. Zu seinem Bedauern hatte er den Vorfall nicht beobachtet und ließ ihn sich nun von Zeugen schildern, deren Angaben er eifrig aufschrieb. Der Theologe beklagte in aufrichtiger Betrübtheit die Pflichtvergessenheit einzelner, während doch die Masse heldenhaft sei. „Was für eine Pflichtvergessenheit?" fragte ich, „ich bin sicher, daß der Mann ohne seine Schuld aus dem Wagen gefallen ist." „Ach wirklich!" sagte der alte Mann ehrlich erfreut, daß die Welt doch besser ist, als er schon befürchtete. Meine Schwester meinte, ganz genau habe man es von hier aus wohl nicht sehen können. Ich wiederholte laut, was ich gesagt hatte, sah dabei die Kellnerin scharf an und bat sie um ihr Zeugnis. Sofort stimmte sie mir bei und fügte hinzu: „So an oarmer Mensch, so an oarmer.". Die wenigen Gäste ringsum wählten ebenfalls diese Auffassung. Auch mein Schwager erklärte sie für die wahrscheinliche. Der Notar blickte ärgerlich von seinem Notizbuch auf: „Aber ich bitte, vorhin haben Sie doch bezeugt . ." Nur die Frau des Theologen blieb hartnäckig bei dem, was sie in der Tat gesehen hatte. Ich machte sie nun — gelegentlich auch zu dem Notar hinredend — sehr ernst auf die Gefahr einer solchen ungewissen Behauptung aufmerksam und auf die geradezu erstaunlichen Beobachtungen der Psychiater über die Selbsttäuschungen bei Zeugenaussagen. Die Frau wurde schließlich verwirrt und auch ihr Mann mahnte sie, nicht so fest auf ihrer gefährlichen Behauptung zu bestehen. Sie schwieg. Schoißwohl trottete brummend davon.

Mein Schwager ging vor dem Nachtmahl ins Spital. Der nicht ganz leicht verwundete Mann war bereits streng verhört worden und berief sich auf mich. Mein Schwager bestätigte alles, und so genoß der arme Teufel einige Wochen freundlicher Spitalpflege, fern von der neuen Offensive. Ich sah ihn später noch einmal träumend im Wald unter einer Birke liegen und einem Mückentanz zuschauen, inzwischen ist er aber wohl doch zu Gulasch gemacht worden.

7.

„Das höchste Gut, was Gott allen Geschöpfen geben konnte, war und bleibt: eigenes Dasein."
Herder.

In jenem Herbst entschloß ich mich sehr ungern zur Rückreise nach Berlin; schon erwog ich die völlige Übersiedlung nach Österreich. Wohl war und blieb ich ein Deutscher, der auf die Dauer nur in deutsch sprechender Umgebung leben mochte, aber das Reich mit seinen Absatzmärkten und seiner „Seegeltung", einem vorweltlichen Megatherium gleich, dessen ganze Kraft in seinem Panzer aufging bei einem lächerlich kleinen Kopf, hatte nicht mehr mit meinem Vaterland zu tun als die französische „gloire" oder die Londoner Börse.

In Berlin vermochte ich mich, trotz meiner gemütlichen, kleinen Wohnung nicht wieder einzuleben. Meine einzige Befriedigung war, gelegentlich jemand aus den Armen des Molochs zu retten wie mich selbst, und wer meinem Rat folgte, der hatte Glück. Geistig tätige Menschen, denen vor dem Einrücken bangte, ermutigte ich, sich von höheren Offizieren, zu denen sie irgendwie den Zugang finden konnten, beim Bezirkskommando die Bedeutung ihrer Arbeit für die

Gemeinschaft, durch einen bekannten Nervenarzt zugleich ihren dazu meist in umgekehrtem Verhältnis stehenden Wert für den Militärdienst bestätigen zu lassen. Diese Verknüpfung erwies sich meist als wirksam für Zurückstellungen. Vor allem wurde ich Spezialist in der knappen und doch vielsagenden Stilisierung von Krankheitszeugnissen, welche die von mir Beratenen als unmaßgebliches Schema ihren Ärzten vorlegten. Diese waren meist froh, der mühsamen Formulierung ihrer Gutachten enthoben zu sein und verbesserten nur einige fachliche Ausdrücke. Oft erklärte ich im Scherz, ich schriebe zurzeit ein Handbuch mit dem Titel: „Wie komme ich nicht an die Front? gemeinverständliche Unterrichtsbriefe für Drückeberger." Vor Simulation warnte ich indessen jeden, gab es doch tausend überraschende Mittel, sie zu entlarven. Nicht um eine Täuschung handelte es sich, sondern um die Aufhebung einer Täuschung, um die Kunst, die seelische Untauglichkeit dem meist seelenblinden Auge des Militärarztes sichtbar zu machen.

Aus Praxis und Theorie entwickelte sich mir schließlich geradezu ein System, das in folgendem bestand: Im Grund hält sich jeder bürgerlich lebende Mensch mit vollem Recht für ungeeignet zu der Blutarbeit des Kriegs. Er wälzt sich vor der Musterung Nächte lang schlaflos umher, klagt und verhehlt keinem seiner Nächsten die Angst seiner Seele, die nun alles aufgeben soll, was ihr bisher als Wert gegolten. Nur im Augenblick der Musterung nimmt er sich aus falscher Scham zusammen. So verhüllt er unbewußt seine seelische Untauglichkeit und simuliert ohne zu wollen eine Tauglichkeit, die er gar nicht hat. Wohl will er frei kommen, aber unter dem Bilde eines, der ja nur zu gern einrücken möchte, wenn er nur könnte. Er verbirgt gerade das, was die absolute Untauglichkeit des Soldaten ausmacht: die Angst, die jeder hat, auch der Tapferste. Er unterliegt der Massensuggestion,

welche die natürliche Angst forthypnotisiert durch eine noch größere Angst vor dem Vorgesetzten. Der aber würde entmachtet durch die seelische Untauglichkeit des mutig seine natürliche Angst Bekennenden. Der Antimilitarismus als politische Bewegung erschien mir jedoch wie alle Revolution als hoffnungsloser Unsinn. Es handelt sich darum, im Innern des einzelnen die Willensmacht zu entdecken, die stärker ist als das, was ihm draußen unerwünscht ist. Natürlich warnte ich auch vor jedem äußeren Widerstand. Der wäre ja geradezu ein Fressen für den „Vorgesetzten“, der seine Macht zeigen will. Gegen eine große materielle Macht wie den Militarismus muß eine kleine materielle Macht wie der Arm des einzelnen unterliegen. Ich riet vielmehr zur demütigsten äußeren Unterwerfung, d. h. sich durch das Geschrei des „Vorgesetzten“ einschüchtern zu lassen bis zur seelischen Lähmung. „Der Militarismus“, erklärte ich oft, „strebt das Ich willenlos zu machen, es folge dieser Forderung. Wenn er aber dann wieder Willen, d. h. Energie verlangt, da müßt ihr versagen. Seid konsequenter als er und führt ihn damit ad absurdum. Werdet wie Leichname, bis ihr nicht mehr allein die Uniform anziehen, das Gewehr heben könnt. Mehr als einsperren kann man euch nicht, so lange ihr nicht aufbegehrt, sondern bloß vor Verwirrung versagt. Im Arrest aber erreicht ihr dann den Tiefpunkt eurer Schwäche, eurer Untauglichkeit, und an diesem Punkt ihrer stärksten Bewußtheit schlägt sie um in übermenschliche Macht.“

Wieder griff ich zu meinen alten Führern La-otse und Tschuang-Tse, aber nun erst sie tiefer erlebend.

„Das Nichthandeln üben,
so kommt alles in Ordnung.“
„Er entäußert sich seines Selbsts,
und sein Selbst bleibt erhalten.“

„Ehre ist ein großes Übel durch das Ich."
„Seines Lebens Jahre zu vollenden, und nicht
auf halbem Weg eines frühen Todes sterben:
das ist Glück der Erkenntnis."

Die meisten fanden solche Ideen zwar geistreich und „literarisch verwendbar", aber es gab nur sehr wenige, die sie wirklich zu leben vermochten. Die es aber taten — und ich weiß nicht einmal, ob es bei ihnen ganz bewußt geschah — erwiesen sich stets stärker als der Baal. Das ist nichts anderes, als was man früher unter Magie verstand. Man kann es ebenso gut höchste Freiheit wie äußerste Notwendigkeit nennen. Der Urwille ist frei, ganz er selbst zu sein, aber er kann auch notwendigerweise nichts anderes sein als er selbst. Die Frage, ob man so oder auch anders kann, erweist sich als Vexierfrage des Ichs, das sich noch verwechselt mit dem wollenden Selbst, von dem es nur das zur Zeit vorgestellte kleine Stück ist. Dieses Ich lebt in der qualvollen Einbildung einer Freiheit, es könne so und so. Darum weiß es nie recht, was es will, und fürchtet, dauernd Fehler zu machen, während doch im Urwillen des allein realen Selbst alles schon entschieden ist. Ein Fatalismus des Willens, nicht der Willenlosigkeit, der tiefsten Selbstbesinnung, nicht der Verzweiflung oder des Übermuts, vom Subjekt, nicht vom Objekt bedingt. Amor fati — amor sui. Das mächtige, aber nur allmähliche Durchbrechen dieser Grundwahrheit war es, was dem schwachen Seppel die Kraft gab gegen die unerbittlichste objektive Gewalt, aber solange diese Wahrheit nur Ahnung war, nicht volle Erkenntnis schloß sie Nächte menschlichen Verzagens nicht aus, um in entscheidenden Augenblicken doch zur eigenen Überraschung zu wirken, d. h. ganz von selbst den Seppel auf die gewollte Bahn zu stoßen und

ihm die Umstände dienstbar zu machen. Wohl handelte es sich um einen armseligen Menschen, aber wer da handelte, war viel mehr, ein allmächtiges Subjekt, dem sich der Mensch nur zu überlassen brauchte, um sein kleines Schicksal wie eine Nußschale in der Flut des Weltgeschehens schwimmen zu lassen. Was sich in ihm als Liebe und Haß äußerte, war nur Abglanz eines Urwillens und erfüllte sich auch menschlich um so erwünschter, je vertrauender es sich der übermenschlichen Willenswoge in sich überließ. Wer über sein Ich als zufällige Maske wegsteigt und zur Zauberkraft seines gerade diese Maske wollenden Selbsts gelangt, der kann von nun an Meister werden in allem, wozu sich sein Wille innerhalb seiner derzeitigen Erscheinung als Mensch getrieben fühlt; er kann niemals mehr mißbraucht werden zu dem, was ihm nicht zukommt. Dies gilt natürlich auch für den umgekehrten Fall. Wen es zum Militärdienst treibt, bei dem steht die Zauberkraft seines Selbst hinter diesem Trieb und kann Wunder wirken, je bewußter dieser Wille wird. Jeder weiß: Seligkeit, Glück heißt tun, was man selber will. Aber dazu muß man zuerst wollen können und diesen Willen erkennen. Die meisten aber wissen nicht, wer sie selber sind, weil sie eben nichts wollen, sondern nur allerlei möchten oder wünschen. So bleiben sie immer Amboß statt Hammer zu werden. Das Ich wird gewollt und ist in die Kausalität verstrickt, das Selbst will und bedient sich der Kausalität. Der Unterschied der Menschen besteht darin, wie weit sich ihr Subjekt mit dem Gewollten oder dem Wollenden identifiziert.

Alles dies drang erst in den nächsten zwei Jahren zur vollen Erkenntnis durch. Im Einzelfall kämpfte ich daher voll Erregung noch immer gegen Windmühlen, und darum fühlte ich in meinen Zusammenstößen mit der Welt selbst ein reichliches Maß grotesker Don Quixotischer Komik.

8.

„Wenn einer Maschinen benutzt, so betreibt er alle seine Geschäfte maschinenmäßig; wer seine Geschäfte maschinenmäßig betreibt, der bekommt ein Maschinenherz. Wer aber ein Maschinenherz in der Brust hat, dem geht die reine Einfalt verloren. Bei wem die reine Einfalt fehlt, der wird ungewiß in den Regungen seines Geistes."

Tschuang-Tse.

Im zweiten Kriegswinter in Berlin war ich Mitglied eines Klubs gemäßigter Männer, die keinen militärischen, sondern einen Verständigungsfrieden erhofften auf Grund vernünftiger politisch-wirtschaftlicher Erwägungen. Denke ich an die Klubabende zurück, so sehe ich vorwiegend wohlgepflegte, gut genährte, täglich badende Menschen in prall sitzenden Salonröcken über den mehr oder weniger strotzenden Formen, blanke Glatzen, Speckfalten im Nacken, üppige, weiße oder behaarte Hände mit großen Siegelringen, die feiste Zigarren mit goldroten Papierbändchen hielten, kurz Leute, denen es gut ging und die ihre Sättigung mehr oder weniger friedlich stimmte. Dazwischen gab es auch natürlich beweglichere, nervösere Gestalten, die noch nach Stützen zu suchen schienen, aber auch sie waren schon alle bis zu einer gewissen inneren und äußeren Sicherheit vorgeschritten. Ausnahmsweise drang sogar eine geistige Erfassung der Fragen durch, die auf der ganzen Erde entbrannten. Die Kaufleute neigten freilich nur deshalb zur Abrüstung, weil wir starke Heere nicht länger bezahlen könnten; da aber vorläufig Krieg noch Trumpf war, fuhren die Journalisten und Abgeordneten auch der radikalen Parteien fort, unsere Waffensiege laut zu verherrlichen. Sie hörten gern das Lob von oben und bescheinigten sich es selbst, daß die Presse nicht versagt habe, daß ohne sie der Krieg gar nicht hätte geführt werden können. Niemand wollte erkennen, daß sie eben dadurch die Mitschuld an dem Krieg übernahm.

Was mich in dem Klub festhielt war die Gelegenheit, die ich hier wiederfand, Blicke hinter die Kulissen des Weltgeschehens zu werfen. Man traf hohe Militärs von der Front, die gerade aus ihrer Erfahrung des Krieges heraus keine unnötige Verlängerung wünschten, vortragende Räte aus den Ministerien und Reichsämtern, Diplomaten, Großindustrielle, namhafte Journalisten und Abgeordnete, darunter auch einige Sozialisten gemäßigter Richtung. Unter diesen Männern kannte man die ungeheure Bedeutung der Marneschlacht (Herbst 1914), die in Deutschland verschwiegrn wurde, während die Franzosen sie mit den Siegen bei Toul und Poitiers vergleichen. So wie sie damals verhinderten, daß Europa dem Islam verfiel, haben sie an der Marne, gleichgültig was später geschah, die Verpreußung Europas verhindert, die bei einem schnellen deutschen Sieg unausbleiblich gewesen wäre. In diesem Klub erfuhr ich zuerst, daß die sogenannten „belgischen Greuel", die uns die Feinde seit dem Sommer 1914 vorwarfen, zum großen Teil auf Wahrheit beruhten. Ich gestehe, daß mich diese Enthüllung anfangs erschütterte. Noch immer war in mir der Glaube nicht ganz ausgerottet, daß die Deutschen in ihrer Mehrheit trotz ihrer derzeitigen seelischen Erkrankung im Tiefsten doch besser seien als die andern: grob, roh, geschmacklos, unausstehlich, nur einseitig kultiviert und halb barbarisch, ja, aber nicht grausam, am wenigsten gegen Kinder und Frauen. In dem Klub aber sagte ein von der Westfront kommender Hauptmann, im bürgerlichen Leben Privatdozent der neueren Philologie, ein gescheiter, bebrillter Gelehrtenkopf auf stattlichem, soldatischem Körper: „Man höre also endlich auf, für die Deutschen eine höhere Sittlichkeit in Anspruch zu nehmen. Die europäischen Völker in ihrer unpersönlich gewordenen Zivilisation von heute sind viel mehr auf dem gleichen Tiefstand angekommen, und wenn die Deutschen je besser

waren, seit 1914 sind sie es gewiß nicht mehr. In allen Ländern raubt und tötet die große Masse auch der Gebildeten im Frieden nur darum nicht, weil es verboten ist. Im Augenblick, wo es erlaubt ist, tun es alle mit derselben Begeisterung. Wohl ist der einzelne bei uns nicht so berechnend grausam, wie es die Franzosen so oft gegen Kriegsgefangene waren, dafür aber ist unser ganzes militaristisch-polizeiliches System, in dem die Welt das Reich des Teufels selbst erblickt, eine grundsätzlich organisierte Grausamkeit unter dem unbewußt heuchlerischen Deckmantel der Pflicht. Wohl ist bei uns der neugeborene Geschäftsgeist noch nicht so Urnatur geworden, wie bei den Angelsachsen, aber nirgends hat man sich so schamlos auf den Besitz gestützt wie bei uns. Die Formlosigkeit unseres materiellen und der Snobbismus unseres geistigen Genießens in den letzten Jahrzehnten waren vielfach barbarisch. Wohl ist bei uns die Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit bedeutend größer als in Rußland, aber dafür fehlt dort völlig jene pharisäisch-ruhmredige Selbstgerechtigkeit bei zunehmender Entseelung. Kein Volk ist m e h r wert als das andere, nur äußern sie ihr Gutes und Böses verschieden: reine Stilfragen. Früher gab es ein militaristisches Volk, Deutschland, das wenigstens kein Krämervolk war, und ein Krämervolk, England, das wenigstens nicht militaristisch war. Heute aber haben wir zwei militaristische Krämervölker und warum? Weil keiner auf eigene Faust edel sein will, sondern dies abhängig macht von dem Verhalten der andern, ein gegenseitiges Sichunterbieten in bezug auf den moralischen Tiefstand."

Ich kann nicht behaupten, daß man in dem Klub für solche Gedanken verständnislos gewesen wäre. Die Leute waren zu gescheit und weltkennend, um in die immer sichtbarer werdende alldeutsche Verrohung zu verfallen. Viele stimmten weitgehend mit jenem Hauptmann überein — in der Theorie;

aber sofort war ich die komische Figur, und selbst der gescheite Hauptmann stimmte nicht recht bei, als ich verlangte, wenn wir dies sicher erkännten, so müsse das offen gesagt und mit der Umkehr begonnen werden, ehe man sie uns mit Gewalt zumuten könne. Ich sah um mich lauter gutmütige Gesichter, die herzlich oder ironisch zu bedauern schienen, daß mein sogenannter Idealismus nicht durchführbar sei. Der wilhelminische Deutsche war ja von nichts überzeugter, als daß Praxis und Ideale streng auseinander gehalten werden müssen, daß diese nur ein edler Luxus sind. „Erst einen guten Frieden, dann läßt sich über alles reden", so dachten die meisten im Klub. In der Tat ließ sich hier jetzt schon theoretisch sehr frei sprechen, gewiß viel freier als in den Ländern der Feinde, praktisch aber unterwarf sich jeder den „bewährten Führern", als gäbe es jene tiefe Erkenntnis nicht. Echt deutsch übrigens! Empfahl nicht unser größter Philosoph praktisch so zu leben, als wäre die von ihm selbst entdeckte „reine Vernunft" nicht vorhanden? Nirgends in der Welt kann man freier reden als in Deutschland in engerem Kreis, aber nirgends wird so unfrei gehandelt.

Noch weniger als von diesen gemäßigten Männern im Klub war zu erhoffen von gewissen haltlosen Internationalisten, die als Entente-Freunde verschrien waren und sich nun in Berlin in der Gesellschaft immer mehr hervorwagten. Wohl ließen sie sich nicht von dem patriotischen Fieber anstecken, aber eine wahrhaft geistige Erfassung der Fragen und damit ein Ausweg lag ihnen ebenso fern wie den äußersten und den gemäßigten Nationalisten. Sie scharten sich in der Gesellschaft um übereifrige Ausländerinnen, Gattinnen von Deutschen in hervorragender gesellschaftlicher, politischer, ja militärischer Stellung. Diese Frauen kamen sich wie Vermittlerinnen vor und versprachen Deutschland durch ihren Einfluß in den Ententeländern zu retten. Von den einen wurden sie lakaienhaft

umdienert, von den andern als Spioninnen beschimpft. Sie können von dem deutschen Charakter keinen besonders günstigen Eindruck empfangen haben. Im Mittelpunkt stand eine durch ihre begönnernde Herablassung mir besonders unangenehme Engländerin ungewisser Herkunft, aber nun im Besitz eines sehr hohen deutschen Adelstitels. Im Gesicht trug sie die französischen Farben: weißblond mit ziegelroten Wangen und eisigen blauen Augen. Sie sprach kein Wort deutsch, war heute bei Hof, morgen in einflußreichen Kreisen des Großbürgertums und wurde schließlich auf ihre Güter verbannt, da ihre scheinbar wohlmeinenden Worte doch schließlich Mißtrauen erregten. Eine gouvernantenhafte, drahtdünne Amerikanerin von fahriger Lebhaftigkeit in Wannsee, Gattin eines hohen preußischen Würdenträgers, belehrte in gebrochenem Deutsch über die neuen Pläne des Generalstabs. Ob die bei ihr aus- und eingehenden Minister dies sehr ernst nahmen, weiß ich nicht, immerhin betrachteten sie sie als wichtige Person, als mögliche Friedenstaube. Ich bin überzeugt, daß die Friedensliebe der um solche Ausländerinnen gescharten Kreise durchaus ehrlich war, beruhte sie doch auf der sehnsüchtigen Frage: „wann wird man wieder in Nizza, Kairo oder St. Moritz ruhig soupieren können?"

Immer mehr fühlte ich hinter dem allgemeinen Geschrei in der Öffentlichkeit die bleiche Verzweiflung. Hindenburg, der bisher Schweigsame, wurde — wie es hieß, sehr gegen seinen Wunsch — zur Aufmunterung der immer mehr sinkenden Stimmung im Land häufig zum Reden gedrängt. Ich kann gar nicht sagen, wie kläglich mir das vorkam: ein ganzes Volk mit großer geistiger Vergangenheit erhob in völliger Ratlosigkeit einen glücklichen Soldaten zum Götzen, einzig und allein noch an die brutale Kraft glaubend; und nun mußte dieser bescheidene Mensch, der sich selbst wohl als nichts anderes fühlte, als was er war, nämlich ein begabter

und erfolgreicher Fachmann, sich des ihm ungewohnten Wortes bedienen, das er nur stammelnd gebrauchte, und seine geistige Blöße aufdecken. Vor und nach den Blutbädern, die anzurichten nun einmal sein Handwerk war, begann er sich auf Gott zu berufen. Kindlich äußerte er, der Grund für das langsamere Vorwärtskommen in der letzten Zeit liege darin, daß die Deutschen nicht mehr so inbrünstig beteten. Es war nicht klar, welchen Gott er eigentlich meinte. Ohne daß er es zu merken schien, verwandelte der Gott der Liebe sich in den alten Preußengott zurück, einen heidnischen Schlachtendämon, der mehr dem Moloch und Baal Peor glich, als Jehova, vom Christengott ganz zu schweigen. Einen Mann von dieser geistigen Haltung nötigte das Volk Goethes und Kants in die Rolle des Gottesgesandten, und er mußte nicken, weil die heimlich verzweifelte Masse etwas verlangte, an das sie glauben, vor dem sie sich beugen konnte. Das Hindenburgangesicht blickte nun von allen Wänden, von Bierkrügen, Tabaksbeuteln und Reisetaschen. Ein zeitgemäßer Fabrikant wurde angeklagt, es auch auf dem Boden von Spucknäpfen und noch mißachteteren Gefäßen angebracht zu haben, mußte aber freigesprochen werden, da die vollkommene Gutgläubigkeit des Mannes aus seiner allgemein bekannten vaterländischen Gesinnung leicht zu erweisen war. Weinend beteuerte er vor dem Richter, daß drei Söhne von ihm freiwillig ins Feld gegangen waren. Der Weitervertrieb dieser Gefäße wurde ihm freilich verboten. Seine Vorräte soll ein Schweizer Fabrikant aufgekauft haben. Zu welchem Zweck? Diese Frage zu stellen liegt außerhalb des Pflichtenkreises des Kaufmanns, der durch Schaffung wirtschaftlicher Werte als Heimkämpfer dem Vaterland dient.

Um Weihnachten war in den Spielwarenhandlungen kein harmloser Gegenstand zu haben ohne Bezug auf das

große Morden. Knaben vergnügten sich mit nachgemachten 42-Zentimetergeschützen; kleine Mädchen besaßen Maschinchen zum Drehen von niedlichen Kindergranaten. Der vollständige geistig-seelische Ruin auch der künftigen Geschlechter sollte sichergestellt werden durch die Forderung der Jugendwehr, d. h. der zwangsmäßigen Militarisierung der 6—18-jährigen. Natürlich blieben die Frauen nicht zurück, auch sie wollten nicht versagen. Die weibliche Dienstpflicht wurde nicht nur verlangt, sondern das Fehlen des Zwangs, die Freiwilligkeit bisheriger weiblicher Hilfsarbeit, als brennende Schmach empfunden. Zugleich prangten in allen Zeitungen Anzeichen, die zur Teilnahme an den ungeheuren Kriegsgewinnen aufforderten. Broschüren über die Frage: „wie erhalte ich meinen Anteil?" wurden „jedem Deutschen" empfohlen. Aus keinem Grund wurde leichter Urlaub von der Front gewährt, als einer geschäftlichen „Transaktion" wegen. Die einzigen, ernsten Einwände gegen den Krieg kamen aus dem Magen, denn die Nahrungsmittel begannen spärlicher und teurer zu werden. Viele freuten sich aufs Einrücken, da beim Militär die Verpflegung noch gesichert war.

Die Sprache der Öffentlichkeit wurde immer widerwärtiger. Ein Minister, früherer Militär, nannte im Landtag streikende Arbeiter Hundsfötter, ein Staatssekretär erklärte im offenen Reichstag einem Polen, der von der polnischen Nation sprach, eine solche „Firma" gäbe es nicht. War die erste dieser Bemerkungen roh, so war die zweite gemein.

Ich erstickte fast in dem Wust von Lüge und Pöbelhaftigkeit. Meine tieferen Erkenntnisse vermochten mich nicht immer hinreichend zu stützen, da sie erst im Werden waren und noch nicht annähernd so klar, wie ich sie hier rückwärtsschauend dargestellt habe.

9.

„Diese Gurke ist bitter. Nun, so wirf sie weg! Hier sind Dorngesträuche am Weg. Weiche ihnen aus! Dies ist genug. Frage nicht noch: Wozu gibt es auch solche Dinge in der Welt."

Marc Aurel.

Innerlich völlig zerfasert, erhoffte ich Erholung von einer Weihnachtsreise zu den Meinen nach Österreich. Ich begab mich zur Paßbeschaffung wieder auf das Bezirkskommando. So weit hatte ich mich stets in der Gewalt, daß ich bei entscheidenden Gelegenheiten den immer nervöser werdenden Seppel zu Hause ließ. Mit der äußersten Höflichkeit verbeugte ich mich vor dem Feldwebel: „Dürfte ich vielleicht um Gewährung eines Passes nach Österreich bitten?" Der Feldwebel, der mich diesmal empfing, legte Wert auf schneidige Eleganz. Sein dicker, schwarzer Schnurrbart war an den Enden senkrecht in die Höhe gezwirbelt. Ferner trug er Manschetten. Gerade war er dabei, mit einem Federmesser die großen starken Fingernägel zu bearbeiten. Offenbar wollte er zeigen, daß er zu der Klasse derer gehörte, die sich überhaupt mit ihren Nägeln beschäftigen. „Wat sin' Se denn?" schrie er. Ich gab meine Personalien und meine militärische Lage an. „Ausgeschlossen, Sie können ja jeden Momang einjezogen werden." Er blies sich auf die Nägel. „Ich bin bis auf weiteres zurückgestellt." „Nutzt Ihnen jar nischt. Wat haben Se denn überhaupt in Österreich zu suchen?" „Dort lebt meine Familie." „Haben Se da Jeschäfte?" Ich verstand: Geschäfte (im Gegensatz zu Gemütsbedürfnissen) sind das einzige, was noch Rücksicht findet. „Ja, sehr wichtige," log ich daher, der großen Zeit gemäß, „Vermögensangelegenheiten." „Dat müssen Se sich von der Handelskammer bestätigen lassen." „Das kann die Handelskammer nicht, denn ich bin kein Geschäftsmann." „Dann ist nischt zu machen."

Hinter mir stand ein junger Arbeiter mit keckem Gesicht, die Hände in den Taschen. „Wat wollen S i e?" fragte der Feldwebel, in der Meinung mit mir fertig zu sein. „'n Reisepaß" sagte der Bursch kurz angebunden. „Wollen Se wohl die Klamotten aus den Taschen nehmen? Na, Ihnen werden wer schon die Flötentöne beibringen. Stramm jestanden!" Bei diesem Ton fuhr der junge Mann mit plötzlichem Ruck zusammen, drückte automatisch die Knie durch und legte die Hände an die Hosennaht. „Dat sieht schon anders aus!" sagte der Feldwebel befriedigt. „Also wat wollen Se?" „Bitte gehorsamst, Herr Feldwebel, um einen Reisepaß." „Wohin wollen Se denn fahren?" „Nach Österreichisch-Schlesien." „Wat haben Se denn da zu tun?" „Ick soll bei meiner Schwester in der Landwirtschaft helfen." Der Feldwebel sah die Papiere des jungen Mannes nach. „Sie können aber jeden Momang einjezogen werden." „Zu Befehl." „Na ja . . Sie müssen also eine Berliner Adresse angeben, von wo Ihnen ein Gestellungsbefehl nachgeschickt werden kann." „Zu Befehl." „Nu treten Se ab, morjen können Se Ihre Papiere holen." Der junge Mann blieb wie angewurzelt stehen. „Abtreten!" wiederholte der Feldwebel. „Oder haben Se noch wat zu fragen?" „Zu Befehl. Wann muß ich einrücken?" „Dat wissen wir nich', aber vorläufig wohl nich', Sie sin' ja nich' Infanterie." Der junge Mann ging.

Welch eine lehrreiche Lektion für mich! Gerade meine unangreifbare Höflichkeit hatte den Feldwebel gereizt, weil er sich dagegen innerlich ohnmächtig fühlte. Der disziplinlose Bengel dagegen hatte ihm eine wohltuende Gelegenheit gegeben, Macht zu zeigen, und das stimmte ihn milde.

„Wat wollen S i e denn noch?" schrie er mich wieder an. Ich hatte meine Visitkarte herausgenommen und sagte: „Bitte mich dem Herrn Bezirkskommandeur zu melden."

„Sie sin' wohl überjeschnappt?" „Der Herr Bezirkskommandeur hat mich bis auf weiteres zurückgestellt, nun sagen Sie, das sei ungültig. Da möchte ich den Herrn Kommandeur bitten, ein gutes Wort für mich bei Ihnen einzulegen." Der Mann sah mich verständnislos an. „Ich muß doch wissen, woran ich bin," erklärte ich. „Dat kann ich Ihnen ooch sagen," erwiderte der Feldwebel bedeutend ruhiger, „Ihre Zurückstellung is' ja nich' auf ewig, die kann mal aufjehoben werden, und dann werden Se eben einjezogen." „So hatte ich es mir auch gedacht," erwiderte ich, „da sie aber zur Zeit noch nicht aufgehoben ist, ersuche ich also um einen Reisepaß nach Österreich. Übrigens bin ich krank und erholungsbedürftig. Ich habe nicht die Mittel, in ein teures Sanatorium zu gehen, in Österreich aber lebe ich bei Verwandten. Für meine Erholungsbedürftigkeit kann ich ein ärztliches Zeugnis beibringen." „Aber Menschenskind, warum haben Se denn dat nich' gleich jesagt? Wir brauchen doch 'ne Unterlage." „Die Leute sind aber auch zu komisch", wendete er sich an den Kollegen am Nebentisch. Er versprach mir nun wie jenem Arbeiter für morgen die Paßbewilligung.

Auf dieser Reise fand ich wenig Erholung. Der Besuch auf dem Bezirkskommando hatte mich unsanft daran erinnert, daß bei weiterer Kriegsdauer meine Zurückstellung jeden Tag aufgehoben werden konnte. Was dann? Bei meinem Schwager herrschte ebenfalls trübe Stimmung. Der ältere Sohn befand sich in gefährdeter Stellung in den Dolomiten, der jüngere lag verwundet in einem Lazarett in Böhmen. Meine Schwester ging täglich zur Messe, meinen Schwager fand ich vergraben in buddhistische und brahmanische Schriften, die ihm Freund Zeller gebracht hatte. Die Heiterkeit des Hauses, die ich letzten Sommer noch einmal gekostet hatte, schien mit den Herbststürmen für immer verweht worden zu sein. Äußerst gereizt wegen der Kürze meines nur

vierwöchigen „Urlaubs" kam ich nach Berlin zurück, dessen hohe Häuser schon auf dem Bahnhofplatz mir von nun an wie die Mauern eines Gefängnishofes erschienen.

10.

„Die schon alles gelernt haben, was sie in sich aufzunehmen hatten, aber ihr Selbstvertrauen ist noch nicht erprobt, sie haben ihr Gut noch nicht in der Übung." Seneca.

Ich wand mich oft in schlafloser Nacht vor innerer Qual. Meine Erkenntnis ließ mich die Welt nicht mehr hinnehmen, wie sie war, aber noch wußte ich nicht, wie sie zu nehmen ist. Ich haßte dieses ewige Gerede im Klub, und doch trieb mich eine Besessenheit stets wieder hin, als könne sich durch vernünftige Erwägung der äußeren Umstände eine Lösung des immer härter werdenden Knotens der Weltmißverständnisse finden lassen. Blitzte einmal irgendwo eine Erkenntnis auf, dann rief gleich wieder irgendein schäbiger Praktikus dazwischen: „Was hilft das alles? Der Krieg ist nun einmal da, und solange er dauert, hat jeder die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, durchzuhalten und sein möglichstes im Dienst der großen Sache zu tun." „So kommen wir aber nie aus der großen Finsternis heraus," rief ich einmal fast verzweifelt, „diese innere Zensur der Gewissen, die sich das Erkennen selbst verbietet, ist viel tödlicher als die amtliche, auf die jeder überlegen schimpft. Wir alle hier sind gegen den Militarismus, und dennoch halten Sie es für Ihre Pflicht, ihn weiter zu unterstützen, bis er Europa zugrunde gerichtet hat, welch fürchterlicher Trugschluß!" „Na," sagte ein fleischiger Geheimer Kommerzienrat mit glänzendem, kahlem Schädel und listig-freundlichem Ausdruck, beim Sprechen den festen, wachsenden Aschenrand seiner Zigarre bewundernd, „so schlimm ist es nicht. Wenn Verdun gefallen ist, dann

werden die Feinde nicht länger unsere Siege verkleinern können." „Verzeihen Sie," rief ich diesem unbewußten Militaristen ärgerlich zu, „aber diese allgemein verbreitete Meinung ist etwas kindlich. Die Deutschen meinen immer noch, sie wären in der Schule, wir müßten nur recht Tüchtiges leisten, und dann könnten die Engländer wie recht strenge, schwer zu befriedigende Examinatoren nicht mehr umhin, uns auf die Schulter zu klopfen und zu sagen: Brav, wirklich brav, jetzt müssen wir zugeben, daß ihr gewachsen seid. Zur Belohnung geben wir euch dies und das und nehmen euch in unseren Kreis auf! In Wahrheit geht es umgekehrt. Je größer die Leistung unseres Militarismus, desto notwendiger erscheint seine Vernichtung. Jeder Sieg entfernt uns um einen Riesenschritt von Frieden und Verständigung. Vielleicht stehen eines Tages unsere Heere in den Pyrenäen und am Ural, und immer noch wird der Engländer sagen: Gesiegt? Niemals, solange ihr das Meer braucht und die weite Welt und wir sie sperren. Was wir erobern, können wir nicht brauchen, z. B. Frankreich, und was wir brauchen, können wir nicht erobern: das Meer und die überseeischen Länder. In diesem Krieg wird der Militarismus während seiner Höchstleistung durch die Ohnmacht seiner Siege ad absurdum geführt. Sie werden sehen, wenn Verdun fallen sollte, so werden wir wieder ungeheure Zahlen lesen, und in Wirklichkeit wird es gar nichts sein, so wie die Eroberung von Belgien und Polen nichts bedeutete."

Um mich ertönten die bekannten Worte: „Schwarzseherei, Miesmacherei usw.". Die Asche von der Zigarre des Kommerzienrats war nun doch abgefallen. Einer nach dem andern zog sich in ein braun getäfeltes Seitengemach, wo ich sie später in einer Rauchwolke Sekt trinken sah unter Hochrufen auf Hindenburg, den düstern Leuchtturm am Meere der allgemeinen Ratlosigkeit eines 60 Millionenvolkes.

An einem Aprilabend ging ich zum letztenmal in den Klub. Unterwegs hatte ich eine furchtbare Begegnung. Aus einem Schacht der Untergrundbahn kroch buchstäblich auf allen Vieren ein verkrüppelter Offizier herauf in den sprossenden Frühling der Anlagen. Sein Rückgrat war rechtwinkelig gekrümmt, die Arme stützten sich auf niedrige Krücken, das Antlitz war nun für Lebzeiten wie bei einem Tier dem Boden zugekehrt und blickte manchmal hilflos halb aufwärts. Die Kriegsauszeichnungen hingen senkrecht gegen den Boden wie die Zitzen einer Ziege. Ich weiß nicht, was in diesem Augenblick stärker war in mir, die namenlose Trauer, die mir die Tränen in die Augen trieb, oder die namenlose Wut gegen die, welche, gleichgültig ob aus Pflicht oder Eroberungswahn, Menschen in solches Unheil trieben. Im Klub angekommen, zitterte ich noch vor Erregung und, auf eine Frage, was mir fehle, schilderte ich den in bequemen roten Ledersesseln um Taburetts mit Getränken und Aschenschalen sitzenden Männern meine Begegnung und rief laut und unbeherrscht, damit es möglichst viele, hoffentlich auch hohe Militärs hören sollten: „Ist ein einziges solches Leid den Besitz von Elsaß-Lothringen wert? Wenn dieser Offizier außer seiner menschlichen Gestalt nicht noch den Verstand verloren hat, so muß er sich sagen: Mögen die Franzosen Straßburg haben, wenn ich dafür wieder aufrecht gehen kann. Hasse ich denn die Franzosen? Ich hasse vielmehr die, welche mich zum Kampf gegen Frankreich gezwungen haben." Ein bärtiger Hauptmann der Reserve, der als guter Gesellschafter bekannt war — nie ein Spielverderber, hieß es von ihm — lachte polternd und sagte: „Das ist so recht das Hinterland. Sie sollten einmal sehen, wie es draußen an der Front zugeht, wo dem krabbelnden Menschengetier die Därme aus dem Bauch hängen und blutig nachschleifen, wo der homo sapiens oft tagelang hilflos im Drahtverhau

zappelt. Das ist eben der Krieg. Auf den einzelnen kommt es da nicht an. Ihnen allen geht es noch viel zu gut." „Und soll denn alles Blut umsonst geflossen sein?" fragten mehrere. „Es ist umsonst geflossen, wenn wir siegen," stieß ich hervor, „denn dann werden der deutsche Handlungsreisende und der Feldwebel Arm in Arm das Jahrhundert in die Schranken fordern und ihr eigenes Minderwertigkeitsgefühl überbrüllen." Um mich funkelten zornige Blicke und brachen gereizte Ausdrücke hervor. „Also der Deutsche ist minderwertig," rief der bärtige Hauptmann empört, „das werden Sie uns zu erklären haben." Ich sprang auf, zum äußersten gereizt, und rief: „Wenn Sie mir erwidern wollen, dann bemühen Sie sich doch bitte zuerst, mich zu verstehen, und dann will ich mich Ihnen gerne erklären. Ich habe gesagt: Minderwertigkeitsgefühl, nicht Minderwertigkeit. Wir können nun einmal den Weltvölkern ihre Werte nicht nachmachen. Ewig schweben wir zwischen lakaienhafter Bewunderung und barbarischer Beschimpfung dieser Werte. Verrät das nicht ein eigenes Minderwertigkeitsgefühl? Und nun versuchen wir gar eine deutsche Form, die kläglich werden muß, da sie ein Widerspruch in sich selbst ist." Man hörte die traurige Stimme eines alten Herrn, der fragte: „Also wäre der Deutsche zur ewigen Formlosigkeit verurteilt?" Ich erwiderte: „Nur einmal hat der echte Deutsche in seiner ganzen Fülle gelebt: in Goethe. Wir Deutsche haben nur die Wahl, goethisch zu leben oder viehisch. Wir sind kein Herrenvolk. Dazu gehört eine höhere praktische Begabung. Unsere wahre Begabung ist rein geistig, unsere praktische Begabung dagegen ist nur tüchtig im einzelnen, fleißig, aber ohne großen Blick, ganz und gar subaltern." Das war in der Tat eine Beschimpfung aller derer, die nicht viel von Goethe wußten; gerade das aber trieb mich weiter, denn ich raste vor Haß und wollte beleidigen. „Für Deutschland gibt es nur e i n e Rettung:

wir müssen zum Abscheu vor uns selber kommen. Das wäre eine Erlösung, eine Läuterung, wie sie wohl noch kein Volk erlebt hat." Ich vernahm Worte wie: „Landesverrat, Einsperren, Schutzhaft!" Als aber eine Stimme etwas von dem Vogel rief, der sein eigenes Nest beschmutzt, schrie ich außer mir: „Wer beschmutzt unser schönes liebes Nest? Wer hat es denn von oben bis unten verdreckt? Der neudeutsche Geschäftsmensch und der militaristische Wachhund, der seine schäbigen Ziele verteidigt und schützt."

Ehe ich mich weiterreißen ließ, nahmen mich zwei mir etwas Näherstehende in die Mitte, führten mich zwischen den gläserklirrenden Taburetts hindurch und brachten mich, mir freundlich zusprechend, in einem Auto nach Hause.

Im Bett war mein erster besonnener Gedanke: „Es ist doch erstaunlich, was für gefährliche Unbedachtsamkeiten sich einer erlauben kann, wenn er einen sichern inneren Weg, fürs erste auch nur torkelnd, geht."

Am folgenden Tag, als ich meine Austrittserklärung aus dem Klub zum Einschreiben auf die Post tragen wollte, verkündeten dort neue Anschläge, daß demnächst eine Kontrollversammlung stattfände, d. h. man hatte sich wieder einmal in aller Frühe weit außerhalb der Stadt auf einem Kasernenhof einzufinden, dort mehrere Stunden lang sinnlos herumzustehen und bei Aufrufung seines Namens „Hier" zu rufen. Zu dieser Leistung war ich nicht mehr fähig, zumal ich im letzten Herbst dasselbe schon einmal ahnungslos mitgemacht und mir beim stundenlangen Warten im Wind und nassen Schnee eine qualvolle Zahnwurzelhautentzündung geholt hatte. Ich, der einst friedfertige Seppel, fühlte mich jetzt durchaus imstand, den ersten Uniformierten, der irgend etwas von mir verlangte oder dessen Mundart mir besonders gemein vorkam, zu ohrfeigen, gleichgültig gegen die Folgen. Ich glaubte, „solch eine Bestie, die sich zum Morden hergab",

nun selber morden zu können. Mein Haß gegen die Brutalität wurde selbst brutal. Fluchtartig verließ ich Berlin. In Süddeutschland fand ich meine Vernunft wieder und sandt ein ordnungsgemäßes Gesuch um Befreiung vom Erscheinen auf Grund meines Gesundheitszustandes an die Behörde. Es wurde genehmigt.

II.

„Wer seine Mannheit erkennt und seine Weibheit bewahrt, der ist das Strombett der Welt." Laotse.

Ich besuchte den alten Landsitz unserer Familie, der, wie man sich erinnert, nun meinem älteren Bruder gehörte. Er war in den ersten Kriegsmonaten hinausgegangen, dann als Hauptmann mit dem eisernen Kreuz zurückgekommen und seitdem aus landwirtschaftlichen Gründen enthoben. Ich fand ihn dick und etwas bequem geworden, er fühlte sich aber noch immer kriegsbegeistert, das Gut blühte und gedieh. Der Sohn war freilich gefallen, aber der Vater zeigte keinen Schmerz. Seine Frau, die weiche blonde Masthenne, hatte ebenfalls an Umfang erheblich zugenommen und bot die Symptome einer beängstigenden Hysterie. Bei jeder Kleinigkeit gab es Szenen mit dem Mann und den Dienstboten, und man wußte nicht, ob man dabei mehr über das Kindische oder über die Bosheit erstaunen sollte. Im übrigen spielte sie die Heldenmutter und schien die Zeitungen fast auswendig zu lernen. Sie bedauerte, nicht noch mehr Söhne zu haben, die sie auf dem Altar des Vaterlandes opfern könne. Ich fand das namenlos fürchterlich, beherrschte mich aber zunächst. Eines düster-schwülen Nachmittags saß ich mit ihr allein im Garten, dem kaum mehr wieder zu erkennenden, in abgezirkelter Ordnung erstarrten Schauplatz meiner Kindheit. Wohl hatten einige Zypressen, Platanen und Pappeln, die

als schmächtige Bäume in meiner Erinnerung lebten, inzwischen mächtige Formen angenommen, aber dennoch wirkte der ganze Garten verkümmert. An Stelle eines Rindenhäuschens erhob sich ein alberner Pavillon aus grün gestrichenem Metall, in dessen Gitter wir saßen. Statt über eine wildwachsende Wiese, deren einstmals berauschender Heugeruch mir bis an mein Lebensende in der Nase bleiben wird, sah man auf die S- und F-förmig gezeichneten Beete. Die Aussicht auf die nahen Berge störte das Eisengerippe eines kleinen, der Wasserleitung dienenden Eiffelturms. Meine Schwägerin ließ sich breit vernehmen über die Pflicht der jungen Frauengeneration, möglichst viele Söhne zu gebären, damit das Vaterland besser verteidigt sei. Ich meinte, daß diese Aussicht der Söhne die Lust zu gebären doch erheblich einschränken müsse. Wer könne sich noch wünschen, Buben zu haben, wenn sie später einmal zu wählen haben würden, ob sie vorwärts gegen die Geschütze des Feindes oder rückwärts gegen die Revolver der Vorgesetzten laufen sollen. „Das ist eine empörende Auffassung", gurgelte meine Schwägerin mit erstickter Stimme, sich umwendend, als wolle sie ihren abwesenden Mann zu Hilfe rufen, denn sie fühlte, daß die Grundpfeiler ihrer künstlichen Haltung bebten. Die Hitze drückte furchtbar, der regungslose Garten schien auf eine Katastrophe zu warten. Nun platzten ihre Hysterie und meine Kriegsneurose aufeinander, die ja beide stets nach Entladungen strebten. Ich sagte ihr grausam ins Gesicht, sie sei kein Mensch, sondern ein Grammophon, sie erinnere mich an ihren famosen Christbaum, der die „Wacht am Rhein" spielen konnte. „Wie hältst du das nur aus, das Beste, was in dir ist, dein Muttertum, so zu verleugnen? Eine Mutter, der Elsaß-Lothringen oder Rohstoffgebiete wichtiger sind als ihr Kind, ist ein Ungeheuer." Solche Ansichten hatte sie überhaupt noch nie gehört, ja nicht für möglich gehalten. Darum wirkten sie mit

einer mich selbst zunächst erschreckenden Plötzlichkeit. Mit glasigen Augen starrte sie mich an, ihre Gesichtsnerven zitterten, die runden Hände krampften sich, als griffen sie nach irgendeinem Halt in der dicken heißen Luft. Sie stieß kleine kindische Schreie aus. Jetzt tat sie mir in ihrer Hilflosigkeit auf einmal furchtbar leid. In der Ferne rollten Donner, und es wehte etwas wie abgekühlte Regenluft in den Garten. Ich fand meine Beherrschung wieder und deichte in ein wohltätiges Flußbett ein, was zuerst hemmungsloser Ausbruch meiner Erregung gewesen war. Ich nahm sie bei der Hand und sagte: „Aber in Wirklichkeit bist du ja gar nicht so, du tust ja nur so, jetzt reiße einmal mit einem entschlossenen Griff die Grammophonplatte heraus, auf der Hurra, hurra, hurra steht, und weine dich aus über den Tod Willys, wie es dein gutes natürliches Mutterrecht ist, dann wirst du die Welt auf einmal anders sehen, und es wird dir leichter ums Herz sein." In ihrer Hilflosigkeit begann sie plötzlich nachzudenken, dann zuckte es in ihr, in ihrem Innern geriet alles in Bewegung; erst schien sie etwas hinunterzuwürgen, sie leistete noch Widerstand, dann begann ein Schluchzen, das sich immer mehr steigerte; überwältigt warf sie sich auf einen Liegestuhl. Nun trat ich auf sie zu, streichelte ihr den Rücken, das Schluchzen schwoll wieder ab, wurde ein Wimmern, dann weinte sie lange still vor sich hin. Der beginnende Regen zwang uns ins Haus zu gehen, die Erde atmete einen erlösenden Duft aus, der Garten wurde dunkelgrün, auf den Wegen bildeten sich strömende Bäche, die Frau neben mir weinte und weinte.

In den nächsten Tagen brachen die Tränen immer wieder hervor, als sei die Todesnachricht erst jetzt eingelaufen. Einmal sagte sie mir, sie sei so glücklich, daß sie weinen dürfe. Sie selbst aber war endlich ein Mensch geworden, wenn auch zunächst ein trauernder Mensch. Die Zeitungen interessierten

sie kaum mehr, die Szenen mit Mann und Dienstboten hielten sich in normalen Grenzen. Sie arbeitete statt dessen mehr in der Wirtschaft und seufzte bisweilen auf: „Ach, wenn nur dieser dumme Krieg bald zu Ende wäre!" Ich aber dachte: Wenn es doch gelänge, das ganze deutsche Volk so plötzlich einer derartigen psychischen Kur zu unterziehen, ihm die Grammophonplatten herauszunehmen, damit seine wahren Gefühle endlich wieder Raum fänden!

Mein Bruder stellte, ohne zu verstehen, was eigentlich vorgegangen war, gerne fest, daß ich einen günstigen Einfluß auf seine Frau ausübte, die mich doch anfangs gar nicht hatte leiden können. „Unter Männern aber," sagte er, „ist deine Auffassung der Dinge ausgesprochen weibisch." Dieser an sich billige Vorwurf kam zur rechten Zeit, um auch in mir auf einen wichtigen Knopf zu drücken: Sollte vielleicht darin das ganze Geheimnis der Welt liegen, daß das subjektive Fühlen des Weibes blind das Rechte trifft, aber es wegen dieser Blindheit nie ganz zu ergreifen wagt oder, von angelernten männlichen Urteilen irregeführt, es wieder verliert, daß es darum erst in den bewußten Geist des Mannes dringen muß, um Erkenntnis, Wahrheit zu werden?

12.

„Das im Menschen Herrschende, sein Wesen, weckt und lenkt sich selbst und macht sich zu dem, was es ist und sein will, und verleiht jedem Ereignis das Aussehen, das es in seinen Augen haben soll."
Marc Aurel.

Ich hatte schon begonnen, mich in den Buchenwäldern meiner Kindheit etwas zu erholen, als ich eines Morgens die Mitteilung erhielt, meine militärische Zurückstellung sei bis auf weiteres durch das Generalkommando aufgehoben worden. Wieder traf es mich wie ein Schwertstich durch die Eingeweide. Ich grübelte über die Ursache, vermutete eine Denun-

zation meiner Äußerungen im Klub, versuchte mir dies wieder auszureden, aber das eine blieb: wieder war ich der Feldwebelwillkür ausgeliefert, d. h. jeden Tag konnte der Briefkasten den Gestellungsbefehl enthalten. Alles verwirrte sich wieder um mich. Klar blieb nur der eine Grundsatz: principiis obsta. Ja nicht sich trösten mit den bald frozzelnden, bald ermutigen wollenden Worten meines Bruders: daß Aufhebung der Zurückstellung keineswegs Einrückung bedeute, daß mein Jahrgang beim Train noch lange nicht gebraucht werde. Ich eilte in ein nahe gelegenes Nervensanatorium. „Ich habe die Kasernophobie," erklärte ich dem Arzt, einem verständnisvollen Juden mit Cäsarenkopf und Christusaugen. „Ich werde keine Nacht ohne Betäubungsmittel schlafen können, ehe ich dieser Willkür wieder entzogen bin. Geht es nicht mehr aus Berufsgründen, dann muß es aus gesundheitlichen Gründen geschehen." „Ihr Fall ist mir ganz klar," sagte der Arzt, „Ihre Erregung ist zwar sinnlos, aber der Militärdienst wäre allerdings nicht die rechte Kur dafür. Man müßte Ihr Seelenleben einmal bis in den Grund analysieren." „Dazu bin ich später gern bereit," erwiderte ich, „aber jetzt erst den Kopf aus dieser Schlinge!" Ein Antrag auf weitere Zurückstellung mit ärztlichem Zeugnis ging nach Berlin. Es folgten ein paar qualvolle Wochen. Erst erduldete ich auf Befehl aus Berlin eine Musterung, die dritte, am Orte selbst bei einem Stabsarzt, der in Zivil Nervenspezialist war; auch er ein Jude, wie ich hörte, sogar ein orthodoxer, der Samstags das Telephon nicht benutzte. Dies schien mir günstig. Ich wußte, daß Menschen, die sich so nach einer Richtung „festgelegt" haben, oft dadurch eine innere Sicherheit finden, von der aus sie es dann wagen, überall sonst menschlich, frei zu sein. Ein preußischer Piefke war dieser jüdische Militärarzt gewiß nicht. Ich fand einen phlegmatischen, sehr ernsten Mann, der mich wenigstens in seinem

Sprechzimmer allein untersuchte. Er klebte aber so eng an seiner Pflicht, daß er auf meine dringende Frage erklärte, mir seinen Entscheid nicht persönlich sagen zu dürfen. Die behördliche Mitteilung, ich sei auf Grund dieser Musterung um zwei Monate zurückgestellt, erhielt ich, nachdem vier Wochen davon schon vorbei waren. In einem Monat sollte also der Kampf von neuem beginnen.

In denselben Tagen kam ein verzweifelter Brief meiner Schwester aus Österreich, ihr ältester Sohn sei in den Dolomiten schwer verwundet worden und dann in einem Lazarett qualvoll gestorben. Ich möchte doch heuer so früh wie möglich kommen. Auch von meinem Schwager lagen einige Zeilen bei. Sie waren von einer Art unirdischer Ruhe erfüllt. Der Verlust des Sohnes hatte ihm, der durch buddhistische Studien vorbereitet war, wie er sagte, den letzten Anstoß gegeben, die Scheinhaftigkeit der Leidenswelt in plötzlicher Erleuchtung zu durchschauen und den Pfad der Erlösung zu erkennen. So weit ihn Irdisches überhaupt noch berühre, würde es ihn freuen, auch mir den Weg zu zeigen. Ich möge wegen Cilly baldigst kommen.

Man wird verstehen, daß es mich nun mit doppelter Kraft dorthin drängte, wo ich trösten sollte und mir selbst Erlösung von allem Menschlichen winkte. Wie aber sollte ich dieses Mal den Paß erlangen, nachdem ich nun wirklich jeden Augenblick eingezogen werden konnte? Die beiden Briefe der Meinigen rissen mich aus der grübelnden Passivität meines Zustandes heraus. Ich beschloß, den Stier bei den Hörnern zu packen, d. h. nach Berlin zu fahren und die Entscheidung in meinem Sinn zu erzwingen, koste es, was es wolle. Mein Bruder lachte über diesen „perversen Mut an falscher Stelle", der mir doch nichts helfen würde. Ich müßte eben ertragen, was so viele andere ertragen. Extrawürste gäbe es nicht beim Militär. So weit war ich nun, daß mir solche Worte Wind

waren. Militär . . andere . . das gab es nicht mehr. Jeder Fall war einzig in seiner Art und verlangte seine eigene Lösung. Wer auf seine Einzigartigkeit verzichtete oder sie gar nicht erkannte, der mochte sich unterwerfen. Ich beschloß, mir meine Extrawurst zu holen, und zwar eine Dauerwurst, wie ich meinem Bruder sagte.

Meine äußere Hauptstütze war die Tatsache, daß meine seelische Untauglichkeit, wenn auch nur für zwei Monate, nun bereits einmal von einem Stabsarzt festgestellt war, also für die Militärbehörde mindestens diskutabel sein mußte. Mit einem Zeugnis des Sanatoriumarztes, daß ich mindestens ein halbes Jahr lang, am besten für immer, ganz in Ruhe gelassen werden müsse, fuhr ich nach Berlin. In einem halben Jahr, so dachte damals jeder, sei der Krieg gewiß aus; darum genügte mir diese Begrenzung. Auf dem Bezirkskommando traf ich dieses Mal einen menschlichen Feldwebel, einen ältlichen Mann mit guten Augen und angegrautem Vollbart. Er meinte, das Gescheiteste sei, ich ginge gleich in das Nebenzimmer zum Stabsarzt. Dieser, fett, tief brünett, mit glattrasiertem, unentschlossenem Gesicht, klopfte an mir herum und sagte, er finde nichts. Ich bemerkte: „Organisch ist auch nichts zu finden, ich bin seelisch untauglich." Er schaute mich zweifelnd an und wußte nicht, ob er lachen oder meine Worte ernst nehmen sollte. „Sie sind doch aber fähig, einen Beruf auszuüben?" fragte er. „Das ist etwas ganz anderes," erwiderte ich, „bitte mich ja nicht mißzuverstehen, ich will nicht etwa geistige Minderwertigkeit simulieren." Der Arzt flüsterte nun eifrig mit einem fuchshaarigen Major ohne Stirn. Später hörte ich, daß er Wüsterich hieß. Seine kurzgeschorene Kopfhaut reichte mit einer dreieckigen Spitze bis dicht an die Nasenwurzel. Er hatte ein gedunsenes Trinkergesicht mit hochroten Bindehäuten in den Augen. Er erinnerte mich in seiner Gewöhnlichkeit sofort an meine einstigen,

verachteten Mitschüler Wildknofel und Siebenstier. Weder er, noch der Arzt wagte die Verantwortung für den Fall zu übernehmen. „Was sind Sie denn bis jetzt?" fragte mich der Major. „Train, versuchsweise". „Hier wird deutsch gesprochen, verstehn Se, Treng heißt es." Wieder wurde geflüstert. Ich kleidete mich indessen an. In ihrer Ratlosigkeit entschieden sie, jetzt sei nichts zu machen, erst müßten die zwei Monate der letzten Zurückstellung völlig abgelaufen sein, dann könne eine neue Musterung stattfinden. „Aber warum haben Sie sich dann überhaupt heute die Mühe einer Untersuchung gemacht?" fragte ich naiv. „Sie haben hier das Maul zu halten," erwiderte der Major. Ich verbeugte mich mit betonter Höflichkeit und ging hinaus.

Draußen gab ich dem Feldwebel meine Karte und ließ mich bei dem Oberst melden, der mich vor einem Jahr zurückgestellt hatte. Ein eleganter, schlanker Herr mit kurzem grauem Schnurrbart und lustig blickenden Augen in dem fast geistreichen Gsicht, doch dabei durchaus preußisch, erhob sich von seinem Sessel hinter dem Schreibtisch und fragte mit einer leichten Verbeugung: „Womit kann ich Ihnen dienen?" „Ich weiß nicht, ob ich die Ehre habe, daß Sie sich meiner noch erinnern." „Freilich, freilich. Sie sind doch wegen einer Feldbibliothek zurückgestellt?" „Ich war es." „Bitte nehmen Sie Platz." Er wies auf das Sofa. Wir setzten uns. Ich trug ihm nun meinen Fall vor und fragte, ob es denn unbedingt nötig sei, sich an die Formalität der bisherigen Zurückstellung zu halten, ehe eine neue, längere verfügt werden könnte. „Ich glaube wohl nicht," sagte der Oberst nachdenkend, während er mein ärztliches Zeugnis überflog. Er läutete und ließ den Major Wüsterich heraufbitten. Das Staunen in dessen hervortretenden Kalbsaugen, als er mich hier im Allerheiligsten auf dem Sofa sah, auf dem ich mich nach kurzer Verbeugung vor ihm gleich wieder niederließ,

ist nicht zu beschreiben. Er stand vor dem sitzenden Oberst in Rapportstellung wie ein Gemeiner vor einem Unteroffizier. Der Oberst meinte, es sei doch einfacher, den Fall gleich zu erledigen. Der Major redete sich auf den Arzt hinaus, der nichts habe finden können. Der Oberst blickte mich fragend an. Ich fühlte, daß jetzt mein Schicksal an einem Faden hing, sprang auf und rief erregt: „Dann muß ich also das Letzte sagen, das ich mir hoffte ersparen zu können. Ich bitte vorher um Entschuldigung, aber die Not treibt mich. Darf ich offen reden?" „Bitte," sagte der Oberst, „keine Angst". Ich wußte, daß jetzt die ungeschminkteste Wahrheit die größte Überzeugungskraft haben würde und sagte Worte, die in diesen Mauern wohl noch keiner gesagt hatte (in einer Zeit der eisernen Kreuze und Tapferkeitsmedaillen wird man wohl auch dem Seppel ein bißchen Ruhmredigkeit zu gut halten): „Ich habe eine solche angeborne Idiosynkrasie gegen den Militärdienst, daß ich nicht dafür verantwortlich gemacht werden könnte, wenn ich mir aggressive Disziplinlosigkeiten gegen Vorgesetzte zu schulden kommen ließe. Mein Unabhängigkeitsbedürfnis war immer so groß, daß ich nie zu einem gebundenen bürgerlichen Beruf fähig war, sondern nur zu dem völlig freien des Privatgelehrten und Schriftstellers. Das läßt sich heute, wo ich über 40 bin, nicht mehr ändern. Schon bei den bisher leichten Berührungen mit dem Militär, wie bei Musterungen, ja Kontrollversammlungen, habe ich meine Selbstbeherrschung aufs äußerste anspannen müssen, jetzt aber bin ich zu Ende." Ich sank erschöpft auf das Sofa zurück. Der Oberst sagte: „Das ist aber krankhaft." „Ja, das ist es," erwiderte ich, „darum beantrage ich ja meine Befreiung." Der Major starrte auf mich wie auf ein Gespenst. Etwas Derartiges war ihm nicht möglich erschienen. „Das hätten Sie aber alles gleich sagen sollen," fuhr der Oberst fort, „beim Militär kommt man immer am weitesten,

wenn man frei von der Leber weg redet.“ „Ich danke Ihnen, Herr Oberst, aber Sie werden begreifen, daß ich hoffte, ohne dies Geständnis auszukommen. Vielleicht darf ich es jetzt vor dem Herrn Stabsarzt wiederholen?“ Der Oberst flüsterte nun mit dem Major. Ich glaubte, schon gewonnenes Spiel zu haben, erhob mich und sagte: „Ich ziehe mich wohl besser zurück, während die Herren beraten?“ Der Oberst erwiderte höflich: „Vielleicht haben Sie die Güte, im Nebenraum zu warten?“

Nach einer Viertelstunde wurde ich hinuntergerufen. Major Wüsterich kam auf den Flur und sagte: „Können Sie das, was Sie oben behauptet haben, von einem Spezialarzt bescheinigt bringen?“ „Jawohl, schon morgen oder übermorgen.“ „Gut, dann können wir einen Entscheid fällen; Ihr bisheriges Attest war übrigens viel zu kurz.“ „Ich hatte geglaubt, möglichst kurze Atteste seien erwünscht.“ „In diesem Falle nicht, bringen Sie ein möglichst ausführliches Attest.“

Am Nachmittag schickte mich mein Hausarzt, der das Werden meines reizbaren Zustandes seit Monaten mit angesehen hatte, mit einem Brief zu einem berühmten Nervenspezialisten, einem graubärtigen alten Herrn mit wohltuend langsamen Bewegungen und ruhiger Stimme, die wie ein laues Bad wirkte nach dem lauten fiebrigen Chaos der militärischen Umgebung des Vormittags. Zu dem psychischen Befund, den nur Verständige erkannten, fand er noch etwas physisch Feststellbares hinzu, nämlich eine so außergewöhnliche Empfindlichkeit gegen elektrische Ströme, daß er anfangs glaubte, ich simuliere. Von meinem Hausarzt telephonisch beraten, nahm er auch das in das Zeugnis auf, was ich am Morgen vor dem Oberst gesagt hatte. Ich war schon hinreichend gewitzigt, um es mir gleich zweimal ausstellen zu lassen, damit, wenn das beim Militär eingereichte Exemplar

gelegentlich dort einmal nicht zu finden sei, gleich ein zweites zur Hand war. Beide Ärzte unterschrieben das Papier. Dann ließ ich die Unterschriften auf der Polizei beglaubigen.

In der Nacht hatte ich einen seltsamen Traum. Ich befand mich in einem kleinen Zimmer, das ich vor etwa zwanzig Jahren als Student in München bewohnt hatte, und zwar in der Zeit, als vor der dortigen Oberersatzkommission auf Grund hochgradiger Kurzsichtigkeit meine Untauglichkeit zum Einjährigendienst ausgesprochen wurde. In jenem kleinen Zimmer hatte, wie ich nachträglich erfuhr, früher eine Dirne gehaust. Mir träumte nun, daß ich dort im Bett lag. Plötzlich trat mit lauten Schritten ein Arzt herein, entblößte mich gewaltsam, um an mir eine intime Untersuchung vorzunehmen. Mit einem Angstschrei wachte ich auf, ehe er ein spitzes Werkzeug in mich einführen konnte. Lange lag ich wach und dachte über den unbewußten Sinn dieses Traumes nach.

Am folgenden Tag war der Oberst abwesend. Nun, er hatte ja selbst bei der Sache nichts mehr zu tun. Wieder wurde ich in das Zimmer geführt, wo der Major Wüsterich und der Stabsarzt Tag für Tag Rücken und Brüste halb und ganz Nackter betrachteten und beklopften. Schließlich kam die Reihe an mich. „Dies ist das gewünschte Attest," sagte ich.

Von neuem begann der Arzt seine ratlosen Machenschaften, genau wie gestern. Dann wurde ich hinausgeschickt. Nach einiger Zeit trat der freundliche, alte Feldwebel heraus und fragte: „Wie lange beantragen Sie zurückgestellt zu werden?" „Mindestens 6 Monate." Kurz darauf kam er zurück und sagte: „Es is' nischt zu wollen. Ehe die 4 Wochen Ihrer jetzigen Zurückstellung abgelaufen sind, kann kein neuer Entscheid fallen." „Das ist ja aber unerhört," schrie ich, „wozu dann überhaupt diese Atteste und Nachmusterungen." In

diesem Augenblick trat der Major Wüsterich heraus und brüllte: „Was ist denn hier für ein Geschrei?“ Ich antwortete: „Ich schreie, Herr Major, über diese Behandlung. Gestern sagten Sie mir, wenn ich meine Aussagen durch Attest beweisen könnte, dann würde ein neuer Entscheid gefällt werden. Ich bringe das Attest, und nun ist ein Entscheid doch erst in vier Wochen möglich. Behandelt man kranke Menschen so? Sehen Sie denn nicht, daß Sie den untauglichsten Mann im ganzen Reich vor sich haben?“ In wütender Spannung hatte der Major bisher versucht, mir das Wort abzuschneiden. Jetzt aber, wo ich von selber schwieg, sagte er nur, freilich gezwungen laut: „Da sind Sie bei mir an der falschen Adresse. Der Herr Stabsarzt hat entschieden. Übrigens hat man mit Ihnen schon mehr Umstände gemacht als mit irgend jemand. Ich werde Sie einmal . . .“ „Herr Major,“ schrie ich nun, so laut ich konnte, halb drohend, halb bittend, „Sie haben in dem Attest gelesen, wozu ich fähig bin . . ich fühle mich am Ende meiner Beherrschung.“ Der Major Wüsterich machte das dümmste Gesicht von der Welt, sagte zu dem Feldwebel: „Führen Sie den Mann ab“, und verschwand wieder in dem Zimmer.

Der Feldwebel, der das Attest gelesen hatte, was mir anfangs als eine Frechheit erschienen war, flüsterte: „In vier Wochen is 'n anderer Stabsarzt da. Haben Sie keine Angst das merkt ja jeder, daß Se untauglich sind.“ „Ich brauche aber jetzt den Entscheid! Ich muß nach Österreich verreisen.“ „Nu beruhigen Se sich mal. Die Paßjenehmigung kann ich Ihnen ja für vier Wochen geben. Dann fahren Se mal nach Österreich. In vier Wochen wird sich dann das weitere finden. Österreich is' weit.“ „Ganz recht,“ platzte ich unbeherrscht heraus, „dann komme ich einfach nicht zurück.“ „Nu reden Se jetzt hier nicht so dumme Sachen.“ Mir war es jetzt wirklich ganz gleich, ob ich dumme oder gescheite Sachen redete. Mit

der Reiseerlaubnis in der Tasche und dem festen Entschluß nicht zurückzukommen, ging ich.

Draußen brütete die Mittagsonne des Junitags über den trostlosen Backsteinbauten des Hofes, die eine furchtbare Hitze ausströmten. War es möglich, daß ein Junitag so furchtbar sein konnte? In der staubtrüben Ferne sah man die Rückseiten der letzten grauen Mietkasernen der Großstadt in ihrer ganzen unverhüllten Schnödheit, die man mitten in der Zerstreuung der Straßen leichter vergißt. Von irgendwoher dröhnten betäubende Schläge auf Eisen. Unter einer namenlos häßlichen Brücke fuhr ein Bahnzug durch, Schwefeldämpfe in die Hitze hinausatmend. Wie tödlich schien mir doch dieses nach Teer riechende Berlin, ja hinter ihm das ganze industrielle Deutschland mit seinen wachsenden Großstädten, auf die es so stolz war. Ich dachte, mich im Schatten der Zäune haltend, an die Täler und Berge Österreichs, der Heimat meiner Seele. Vor mir stampften Arbeiter den heißen Asphalt, andere verzehrten im zitternden Dunst eines Kohlenbeckens ihre Mahlzeit. Bei den Meinen läutete es jetzt gerade Mittag. Jetzt setzten sie sich wohl unter die Bäume des Gartens zum Essen. Statt Schwefeldämpfen atmeten sie Heudüfte, statt Eisengedröhn hörten sie Geräusche des Hofs und der Ställe. Am Nachmittag winkte ein Gang durch wogende Felder und heimlich grüne Hohlwege und der klare Blick auf den blauen Streifen des Hochgebirges. Wohl herrschte in dem Hause jetzt Trauer, aber wie selig schien mir diese Trauer, von der sie sich, jedes auf seine Art, zum Ewigen kehrten, verglichen mit meiner gemeinen Qual, die mich verbitterte und vergiftete, und während ich mich äußerlich befreite, mich innerlich immer mehr in Haß verstrickte. Der Gnade eines Feldwebels verdankte ich, daß ich noch einmal, vielleicht zum letzten Mal, für einige Wochen jenes Paradies der inneren und äußeren Stille betreten durfte; dann ver-

langte mich der erbarmungslose Betrieb, dessen Zwecke ich als Verbrechen und Wahnsinn durchschaute! „Nein, nein, nein," rief es wieder in mir mit einer Macht, der ich mehr glaubte als aller äußeren Wahrscheinlichkeit. Ein Schutzmann sagte mir pflichternst, da wo ich ginge, dürfe man nicht gehen. Ich bestieg eine elektrische Bahn, deren Fenster auf der einen Seite gegen die Sonne verhängt waren. Ein paar Männer, offenbar bessere Arbeiter, die auch vom Bezirkskommando kamen, erzählten halb vergnügt, nächste Woche würden sie einrücken. In dieser tödlich vergifteten Mittagsstunde gelobte ich mir: lieber mich standrechtlich erschießen lassen, als die Uniform anziehen. Mich einen Augenblick an die Wand stellen, die Arme ausstrecken, die Augen schließen, das traute ich mir zu. Wie man auf anständige Weise stirbt, darüber war man sich zu allen Zeiten einig, wie sich hingegen eine bessere Sorte Mensch in der Kaserne benehmen soll, wo ihm gerade seine Tugenden zum Verhängnis werden, das wußte ich nicht. Was war mir denn mein Leben noch wert, wenn es nicht mehr mein eigenes Leben sein sollte? Es ist mit mir freilich nicht einmal bis in die Nähe dieses Äußersten gekommen, und darum kann ich nicht von dem Leser verlangen, daß er an diese Art von passivem Heldentum glaubt, aber eines wird er bald merken, daß meine eigene Entschlossenheit zu diesem Heldentum mir wie eine stille, letzte Reserve die Kraft gab zu allem, was noch kommen sollte, und den zwingenden Erfolg.

Sofort ging ich wieder zu dem Nervenarzt, der die Vorgänge kaum glauben wollte. Dann sagte er nachdenklich: „Das ist der echte Militarismus und die ganze Charakterlosigkeit seiner Vertreter. Keiner hat mehr den Mut zu selbständigem Urteil und Entschluß. Einer lädt die Verantwortung auf den andern, und das Erwünschteste ist, eine Möglichkeit zu finden, das Ganze in die Zukunft zu schieben; dabei schmachten lebendige Menschen nach Gewißheit." Diese Worte waren Balsam für

mich. Der Arzt schlug folgendes vor: von Österreich aus sollte ich einen schriftlichen Antrag auf halbjährige Zurückstellung an das Kommando senden, begleitet von einem amtsärztlichen Zeugnis, daß eine Reise zu einer Musterung bei meinem Erregungszustand zu gefährlich sei, was ja durchaus der Wahrheit entsprach. Dies schloß nicht aus, daß ich eine Reise zu anderen Zwecken, die mich von dem Bezirkskommando entfernte, ruhig machen konnte. Der Arzt untersuchte mich darauf nochmals und entwarf in einem neuen, den österreichischen Arzt informierenden und meinem Gesuch ebenfalls beizulegenden Zeugnis ein Bild des Zustandes, in den mich die zwei letzten Musterungen gebracht hatten. Er ließ sich meine stilistischen Vorschläge lächelnd und voll Anerkennung gefallen und versprach, das Attest selbst zur Beglaubigung auf die Polizei zu schicken und mir nach Österreich nachzusenden.

13.

„Wähl' ich nicht alle meine Schicksale seit Ewigkeiten selbst?"
Novalis.

Ich war nun mit meinen Kräften fast zu Ende. Kaum vermochte ich noch an dem heißen Nachmittag Paß sowie Geld zu besorgen und die Koffer zu packen. Ich nahm meinen Verstand krampfhaft zusammen, um nichts zu vergessen, was ich bei einer Abwesenheit von unbegrenzter Dauer brauchte. So mußte ich z. B. auch Winterkleidung mitnehmen. Dann galt es, die maßlosen Schikanen zu umgehen, um Drucksachen und Manuskripte nach Österreich zu schaffen. Meine Arbeit, zu der ich keine geringe Auswahl von Büchern brauchte, gedachte ich dort unbedingt fortzusetzen. Ich wollte ja nicht das nackte Leben retten, sondern m e i n Leben mit allem, was damals dazu gehörte. Vieles Harmlose konnte man nachsenden lassen; nicht so meine Tagebücher, welche später diesen Auf-

zeichnungen zugrunde gelegt wurden. Alles, was ich wollte, gelang, so wie einem alles gelingen muß, wozu man den bedingungslos unzersplitterten Willen hat. Mein Wille aber wurde immer härter, je mehr meine Nerven nachlassen wollten. Ich kann die Einzelheiten des Grenzschmuggels, obwohl sie lehrreich wären, nicht mitteilen, weil ich niemand bloßstellen will. Nur soviel: mein Kriegstagebuch überschritt die Grenze versiegelt mit einem behördlichen Stempel in dem Sack eines amtlichen Kuriers, der die Grenzzensur ohne Beanstandung passierte. Dieser Weg war möglich durch die enge Vermählung zwischen Regierung, Geschäftswelt und Presse, die der Krieg gezeitigt hatte. Zu der Presse aber konnte ich mich nun, wenn es mir gerade paßte, auf Grund einigen weißen Papiers, das ich öffentlich geschwärzt hatte, rechnen lassen. Während ich mit meiner Konterbande von Kanzlei zu Kanzlei durch die staubige glühende Stadt fuhr, bis ich den Bekannten fand, der mich an seinen Freund empfahl, dessen Onkel die Sache machen konnte, arbeitete mein Hirn weiter, wie eine sich selbst überlassene Dampfmaschine. Immer neue, mögliche Lagen tauchten vor mir auf. Ohne meinen Willen führte ich im Geist Gespräche mit dem Oberst und dem Major und zerbrach mir in sinnlos zwanghafter Selbstquälerei darüber den Kopf, wie ich es ihnen noch besser hätte sagen können. Besonders peinigten mich Redewendungen zum Zweck einer eindringlicheren Fassung des ärztlichen Zeugnisses.

Gegen acht Uhr abends war alles erledigt. Ich fühlte mich vollständig erschöpft wie nach einem Anfall von Cholerine. Ich taumelte zwischen Automobilen und Trambahnen hin und her, angebrüllt von ihren Lenkern. In dem Vorgarten eines Speisehauses am Kurfürstendamm sank ich auf einen Rohrsessel und versuchte etwas zu essen. Ein mir bekannter Philosoph mit einem Riesenschädel auf kurzem untersetztem Leib kam herein, nahm bei mir Platz und stellte mir einen

japanischen Professor, einen Zivilgefangenen, vor. Die beiden sprachen über Asien und Europa und ihre verschiedenen Mentalitäten. Während sich der Philosoph sehr ereiferte, klang die Stimme des Japaners wie ein leises Geklimper auf einem Puppenklavier. Mir kam dies alles gespenstisch vor in der schleierartigen, von den vorbeirasenden Militärautos benzingeschwängerten Luft des großstädtischen Sommerabends. Einzig sinnvoll erschien mir der Gedanke: „Wird der Nervenarzt auch daran denken, in dem Attest darauf hinzuweisen, daß man mit meinem Zustand nicht wie bei körperlichen Leiden Versuche machen darf, daß eine Einziehung auf Probe den völligen Nervenzusammenbruch herbeiführen kann, der in meinen Jahren die Erwerbsfähigkeit wirklich dauernd herabsetzen würde?" Dieser Hinweis auf den Erwerb, das Wirtschaftliche schien mir ein glänzender Einfall, da dies von heutigen Menschen am sichersten, ja fast ausschließlich gewertet wird. Während der Philosoph und der Japaner redeten, formte ich voll Unruhe immer wieder diesen Gedanken, bis ich fand, knapper und eindrucksvoller sei er nicht zu fassen. Ich hatte keinen Bleistift, der Philosoph auch nicht; da zückte mir mit unheimlichem Grinsen der Japaner seinen lila Tintenstift entgegen und flüsterte wie eine Zauberformel dessen patentierten Namen: Ko-hi-noor. Ich schrieb meinen kurzen Satz auf den Rand einer Zeitung, riß das Stückchen ab und wankte dann durch das Straßengewühl wieder zu dem Nervenarzt, der in der Nähe wohnte. Er war gerade auf dem Vorplatz seiner Wohnung, ich reichte ihm den Streifen Papier. „Das ist äußerst wichtig," sagte ich, „bitte betonen Sie ja das Wirtschaftliche, immer das Wirtschaftliche — das ist das einzige, was die begreifen." Der Arzt schüttelte den Kopf und sagte, es sei wirklich gar kein Grund zu solcher Erregung usw. Er beruhigte mich. „Es ist schändlich von mir," erwiderte ich fast weinend, gerührt durch die Güte dieses

Mannes, der mich in einem dämmerigen Zimmer auf einen Sessel nötigte, „daß ich Sie, einen schwergeplagten Mann, abends um neun Uhr noch störe, gewiß haben Sie eine Frau und Kinderchen, mit denen Sie jetzt zusammen sein wollen." Ich wunderte mich selbst über diese Worte, aber im stillen hoffte etwas in mir, er würde jetzt eine Tür aufstoßen und mich zu seinen Kindern führen. Mich hungerte geradezu nach freundlichen, menschlichen Eindrücken . . . hellen Zimmern mit weißen Gitterbettchen und darin rosigen, lachenden Wesen, die noch nicht ahnten, in was für eine Welt sie hineinwuchsen. „Nein," sagte der Arzt freundlich, „ich bin Junggeselle, ich habe heute abend noch einen langen Bericht für das Militär zu machen." „Das tut mir aber leid", sagte ich, empört, daß auch diesen Mann der Moloch schon eingeschlungen hatte, und entschuldigte mich nochmals wegen der Störung, unterließ jedoch nicht, beim Weggehen zu wiederholen: „Also vergessen Sie bitte ja das Wirtschaftliche nicht, das Wirtschaftliche, und wenn ich bitten darf, im Stil nicht zu wissenschaftlich, so daß es ein Piefke versteht . . denken Sie sich nur, der Major hat überhaupt keine Stirn . . ." Ich schämte mich selber dieser krankhaften Geschwätzigkeit, die so völlig im Widerstreit lag mit meinem gleichzeitigen Wunsch, den Arzt nicht aufzuhalten.

Als ich das Haus verließ, übersah ich die Stufen vor der Haustür und stolperte. Ich fiel auf eine Dame in Trauer, die mich erschreckt gewissermaßen auffing. Ich erkannte Bernadette, meine frühere Geliebte. Wir hatten uns seit meiner vorigen Sommerreise, also einem Jahr, nicht mehr gesehen. Sie begann damals, nachdem die erste Kriegstollheit verraucht war, die Beziehungen zu ihren alten Bekannten und Freunden wieder aufzunehmen und war nun nicht mehr so sehr auf mich angewiesen. Nach meiner herbstlichen Rückkehr hatte ich das Wiedersehen vermieden, weil ich in dem Maß, als ich von

meiner patriotischen Verblendung genas, mir immer weniger die Kraft zutraute, in ihr die Gattin des feldgrauen Herrn Bosch zu achten. Sie jetzt so plötzlich zu sehen, erfüllte mich einen Augenblick mit märchenhafter Glückseligkeit. Auch sie schien durch unser Wiedersehen so im Innersten berührt, daß sie kaum Worte fand. Ich hängte mich bei ihr ein und wir wandelten leise, als hüteten wir zusammen ein Geheimnis, durch die abendliche Stadt. Sie schlug vor, durch stillere Straßen zu gehen, in der Annahme, ich fürchte, öffentlich mit ihr französisch zu sprechen. Ich lachte. „Wenn Sie wüßten, was mit mir für Wandlungen in meinen Anschauungen vorgegangen sind. Aber sprechen Sie erst von sich!" Ihr Mann war vor drei Monaten in einem Lazarett am Bauchtyphus gestorben, und nun hoffte sie durch ihre Verbindungen die Möglichkeit zu erhalten, zunächst in die Schweiz zu gehen, wo sie ihre Eltern treffen wollte, und dann, wenn irgend möglich, mit ihnen nach Frankreich zu reisen. Das ganz von der algerischen Einfuhr abhängige Geschäft hatte ihr Anwalt mit leidlichem Ergebnis liquidiert, die schönen Möbel waren verkauft, und nun wohnte sie in einer Pension, bereit, jeden Tag aufzubrechen.

Wir setzten uns unter die Bäume im Zoologischen Garten abseits von dem lauten Treiben der hellen Terrassen. Nachdem ich ihr von mir erzählt, meiner Wandlung und der Qual der letzten Tage, ergriff sie meine Hand. „Wie glücklich könnten wir jetzt zusammen sein!" wollte ich sagen, aber sofort unterdrückte ich die Regung. Ich fühlte in diesem Augenblick deutlich, daß mir ganz andere Dinge bevorstanden, als mich vor den Schrecken der Zeit in ein altes Liebesverhältnis zu verkriechen. Nur einen Augenblick gaukelten mir solche lockenden Bilder vor der Phantasie, wie ein Zusammenleben mit Bernadette an einem Schweizer Alpensee. Unter dem Vorwand, für Deutschland Propaganda zu machen, hätte ich

die Erlaubnis zur Reise wohl wie so viele andere bekommen; aber der buddhistische Pfad aus dem Leiden, den mein Schwager mir zu zeigen versprochen, lockte mich bereits stärker als jenes Paradies.

Bernadette gestand mir einen heimlichen Kummer, der, so grotesk er schien, doch nur zu verständlich war. Mit Entsetzen hatte sie schon im ersten Kriegsjahr erfahren, daß die Franzosen die Deutschen „boches“ nennen. Wie würde sie in Frankreich als Madame Bosch angesehen werden? Sie hoffte, daß man ihr eine Namensänderung bewilligen würde. Ich schlug vor, ohne viel zu fragen, einfach das h am Schluß des Namens wegzulassen, dann würden die Leute „Bosc“ sprechen. Sie war über diesen Ausweg so glücklich, daß unser Abschied unter ihrer Haustür fast heiter war. Ich habe sie nicht mehr wieder gesehen.

Zweiter Teil / Erkenntnis

„Nun leben wir alle vergleichsweise in einer viel zu großen Sicherheit, als daß wir gute Menschenkenner werden könnten: der eine erkennt aus Liebhaberei, der andere aus Langeweile, der dritte aus Zerstreutheit, niemals heißt es: Erkenne oder geh zugrunde!"

Nietzsche.



I

Dichter des Lebens

„Nah ist und schwer zu fassen der Gott.
Wo aber Gefahr ist,
wächst das Rettende auch.“ Hölderlin.

1.

„Ohne Anfang und Ende, ihr Jünger, ist diese Sansarawelt, unerkennbar ist der Beginn der vom Nichtwissen umhüllten Wesen, der durch den Durst nach Dasein immer und immer wieder zu erneuter Geburt Geführten, der den endlosen Kreislauf der Wiedergeburten Durcheilenden: so habt ihr, ihr Jünger durch lange Zeit Leid erfahren, Qual erfahren, Unglück erfahren, das Leichenfeld vergrößert — lange genug, wahrlich ihr Jünger, um von jeder Existenz unbefriedigt zu sein, lange genug, um sich von allem Sein abzuwenden, lange genug, um sich von ihm zu erlösen.“ Buddha.

Ich saß mit meinem Schwager unter der Lampe des altertümlich gewölbten Speisezimmers; meine Schwester war wie meist früh zu Bett gegangen. Wer nichts wußte von der völligen Entweltlichung des Mannes, hätte sie schwerlich bemerkt. Die ungewöhnliche Milde in dem Ausdruck des Gesichts und der Sprache fielen nicht so sehr auf bei jemand, der wie er als freundlich und weise bekannt war. Wie ich später beobachtete, fanden die Leute nur, der Tod des Sohnes habe ihn merklich altern lassen. Und doch waren in der Stille des Hauses ungewöhnliche Dinge vorgegangen. Als ihn eines Nachts beim Lesen einer Buddharede plötzlich blitzhaft die innere Erleuchtung traf und alle die Gedanken, die er längst im Verstand festhielt, endlich durchsichtig wurden und

das Unaussprechliche hinter den Worten erkennen ließen, hatte er beschlossen, auch äußerlich das Leben des buddhistischen Mönchs zu führen. Zwar blieb er auf Bitten der Frau und dem Klima Rechnung tragend vorläufig im Haus, richtete sich aber darin eine teppichlose Zelle mit Feldbett ein, die er selber reinigte, und lebte täglich von zwei aus Pflanzenkost bestehenden Mahlzeiten. Von Beruf und Familie sagte er sich völlig los, um gänzlich der inneren Schau zu leben. Schließlich aber bemerkte er, daß gerade diese genaue, äußere Befolgung der Regeln unter europäischen, dem brahmanisch-buddhistischen Indien so entgegengesetzten Verhältnissen den inneren Fortschritt eher hemmte als förderte, so z. B. wenn er von seiner Zelle aus hörte, daß hilfsbedürftige Leidende vor der Tür schwer abzuweisen waren mit der Bemerkung, daß der Doktor selber krank sei, oder wenn er die schon durch den Tod des Sohnes gebeugte Frau von seinem Fenster aus durch das Frühlicht in Trauerkleidung zur Messe gehen sah. „Wir leben nun einmal in Europa," erklärte er mir, „wo keiner den andern in Ruhe lassen kann. Ich hätte mir jede Stunde völliger Abgeschiedenheit hart erkämpfen müssen. Da fand ich, daß die innere Meeresstille eher erreicht wird, wenn ich den Forderungen der Umwelt nachgebe, und daß mir ihre Scheinhaftigkeit bewußter bleibt, wenn ich mich zu ihr nicht in kämpfenden Widerspruch setze. Jetzt erst gehe ich meinen inneren Pfad — ich möchte sagen: tendenzlos. Kämpfte ich gegen die Umwelt, wäre ich ihr mehr verhaftet als so. Ich lebe wieder mit meiner Frau, erschwere ihr nicht den Haushalt durch die Forderung ausschließlich pflanzlicher Ernährung, die jetzt im Krieg doppelt umständlich ist, gehe auch wieder meiner Spitaltätigkeit nach, kurz ich lasse die einmal in Schwung gesetzte Töpferscheibe dieser Inkarnation eines Landarztes ablaufen wie sie will." „Aber natürlich hast du bestimmte Stunden der Versenkung?" fragte ich. „Nicht einmal be-

stimmte; es genügt, daß ich alle 24 Stunden einmal die innere Schau erreiche; im übrigen scheint es mir die beste aller Übungen, gerade während man scheinbar im Äußeren lebt, z. B. jetzt, während ich dir dies erkläre, sich des Innersten lebendig bewußt zu bleiben."

Mir machte diese harmonische Auseinandersetzung mit der Härte der Außenwelt — dieses Zugeständnis an Europa — fast mehr Eindruck als alles, was Bernhard über seine inneren, mir noch zu ungreifbaren Erlebnisse mitteilte. Eben dadurch erschien mir der Pfad erst gangbar. Hier sah ich den ersten praktizierenden Buddhisten, keinen von den irgendwelche Zirkel besuchenden, schwatzenden Theosophen, deren Schwächen ich wohl kannte, sondern einen Menschen, den ich liebte, aber dem ich in keiner Hinsicht eine Überlegenheit des Geistes oder des Willens über mich selbst zuschreiben konnte. „Man kann," sagte er, „nicht besser vorbereitet sein als du durch deine Höllenwanderung. Gerade deine Empfindlichkeit wird jetzt dein Heil. Sie ließ dich schon im kleinsten die Hölle erleben, welche die andern nicht einmal im Schützengraben erkennen, obwohl man immer bildlich von der Hölle am Isonzo oder bei Verdun spricht. Buddha genügte der Anblick eines Alten, eines Siechen und eines Toten, um das Leid der Welt zu durchschauen." Damit berührte Bernhard den mir wesentlichen Punkt. Nie war mir etwas fadenscheiniger erschienen als der Trost, den anderen ginge es noch schlechter, als ob die Wurzel meines Leidens Neid auf Glücklichere gewesen wäre. Ich weiß es, andern wird das, was ich durchgemacht habe, äußerlich winzig, lächerlich erscheinen; aber es kommt nur darauf an, wie man etwas subjektiv erlebt. Buddha wurde das größte Erkennen zuteil, weil er sich nicht damit tröstete, daß andere a u ch der Krankheit, dem Altern und Sterben unterworfen sind. Bernhard fuhr fort: „Du besitzest vorerst nur die äußere Freiheit, aber noch nicht die innere, die sogar den

Militärdienst mit Gleichmut hinnähme". „Aber soll ich etwa . .", wollte ich erregt einwerfen, an meiner schmerzenden Wunde berührt. „Nein, du sollst ja gar nichts, vorläufig brauchst du die stille Stätte, von der auch Meister Eckhart spricht. Aber später wirst du lächeln über die Unfreiheit, die überhaupt noch an einer Stätte hängt. Das Ziel ist vielmehr die Heimlosigkeit. Wenn ich sage: werde gleichmütig gegen deine Militärnöte, so heißt das nicht: stelle dich zum Dienst. Tue, wenn es dir nötig scheint — und das kannst nur du allein entscheiden — äußerlich weiter alles zu deiner Befreiung, aber tue es ruhig. Deine Not ist ja gar nicht der Dienst, sondern der Kampf gegen ihn. Führe ihn, so wie ich meine Praxis weiter führe, nämlich so, als führtest du ihn nicht, und ich versichere dich: aus solcher inneren Ferne heraus macht man das Äußere nicht schlechter oder gar oberflächlicher, sondern nur reibungsloser und darum wirkungsvoller. Man tut dann von selbst stets das Rechte. Für dich ist gewiß die äußere Freiheit gut, während Verhärtetere vielleicht gerade unter dem äußersten Druck das innere Licht finden, und die ganz Erleuchteten gleichgültig sind gegen äußere Freiheit und Druck."

Inzwischen erhielt ich das Zeugnis des Berliner Nervenarztes, das ich mit einem amtsärztlichen Schreiben Bernhards dem Gesuch nach Berlin beilegte. Gleichzeitig schrieb ich persönlich an den Oberst. Sehr schnell kam eine ebenfalls persönliche Antwort — von einem anderen Oberst, der den früheren abgelöst hatte und von ihm über mich unterrichtet war. Dieser freute sich, „einen so verdienstvollen Mann, von dessen Wirken für die gute Sache er längst wußte," in seinem Bezirk zu haben und sagte zu, die Angelegenheit pflichtmäßig, aber nicht schablonenhaft zu ordnen. Nach einigen Tagen kam eine kurze Karte des Inhalts, er könne mir mitteilen, die Angelegenheit sei in dem geplanten Sinn geregelt. Eine amtliche Mitteilung folgte, ich sei auf Grund meines Nervenleidens

für sechs Monate zurückgestellt. Nun, bis dahin wird der Krieg aber doch gewiß zu Ende sein, dachten wir alle.

Mir erschien dies alles traumhaft. „Dieser verdienstvolle Mann in Berlin, dem man so entgegenkommt, soll ich sein?" sagte ich. „Mir kommt er vor wie ein Gespenst." „Und der, welcher vor den Musterungen zittert und in diesem Augenblick zu träumen glaubt, ist auch nur ein Gespenst", bemerkte Bernhard. „Aber vor diesem Gespenst eines zitternden Seppel hat der preußische Militarismus gekuscht und dazu noch mit liebenswürdigem Lächeln. Wie erklärst du dieses Wunder?" fragte ich erschauernd. „Ein ganzer Seppel ist eben stärker als ein halber Cäsar. ‚Werde, der du bist', das ist das Geheimnis, das du auf der materiellen Ebene allein gefunden hast. Nun aber, da du diesen Weg Nietzsches gewissermaßen als negativer Übermensch zu Ende gegangen bist, ‚entwerde' wieder. „Aber warum eigentlich?" erwiderte ich, die Zukunft ahnend. „Ließe sich gerade dieser Weg nicht vielleicht weiter gehen, bis er ohne Zittern möglich wird?" „Europäischer Irrtum", erwiderte Bernhard. „Solange du die Welt willst, mußt du immer zittern um ihren Verlust, denn sie ist vergänglich." Darauf fand ich fürs erste keine Erwiderung.

Besonders fesselte mich, was Bernhard über die Befreiung des nach Selbsterlösung Suchenden von allen Pflichten gegen die Welt sprach. „Aber soll man nicht wenigstens diese eine Ansicht, wenn man sie für die Erlösung hält, der Welt mitteilen?" fragte ich. „Man *soll* es so wenig tun, als man es unterlassen *soll*", erwiderte Bernhard. „Als Pflicht aufgefaßt, wäre das Lehren der Wahrheit nur eine Entfernung von ihr. Besitzest du selbst die Erkenntnis, so strahlst du damit mehr Liebe und Gutes aus, als es durch Pflicht möglich wäre. Fragen dich die Leute, so wie du mich jetzt, so verweigere dich nicht lieblos: Buddha selbst hat ja eine Zeit lang aus Erbarmen gelehrt. Aber zur Lehre selbst gehört es nicht, daß man

es tut, wie etwa zur christlichen Lehre, daß man bekehrt oder wenigstens bekennt. Wohin hat das geführt: zu tausend streitenden Sekten, die den Heilsweg immer wieder verdunkeln. Auch hiermit halte ich es wie mit meiner Praxis. Ich tue sie, als täte ich sie nicht. Wärest du hergekommen als der alte vergnügte Seppel oder gar als ein neuer militärfreudiger, nicht ein Wort hätte ich dir vom Buddhismus gesagt. Nun aber, da du leidest und fragst, aus welcher Pflicht sollte ich mein Herz zum Schweigen bringen? Natürlich habe ich mit Cilly lange Gespräche über diese Dinge gehabt. Sie wollte mich vom Standpunkt ihrer katholischen Frömmigkeit aus widerlegen; aber ich habe es nicht für meine Pflicht gehalten, ihr ihren Glauben auszureden; dagegen habe ich mich ihrer Einsamkeit erbarmt, in der sie all ihr Glaube an einen nie ganz erreichbaren Gott außer ihr läßt und bin jetzt zu ihr zurückgekehrt".

Wie bestätigte dies alles meine bisherigen Erkenntnisse. Eine Heilswahrheit, die selber Wert darauf legt, daß auch andere sie verstehen, ist unfrei. Dies war der Fehler fast aller großen europäischen Geister, daß sie auf halbem Wege stehen blieben und auf die anderen warteten, statt einsam das allerhöchste Ziel zu erreichen, das ja durch ihr Beispiel von selbst den andern sichtbar wird. So fiel Kant aus der reinen in die praktische Vernunft zurück, so ließ Goethe Faust und Wilhelm Meister in einem veredelten Banausentum enden, das im gewollt nützlichen Handeln den Wert, nicht eine der mannigfaltigen Funktionen des um seiner selbst willen vorhandenen Menschen sieht. Alle Liebe und Erkenntnis, die, statt still zu leuchten und zu wirken, planmäßig auf Verwirklichung aus ist, muß zappelnd im Stacheldraht ihrer Pläne hängen bleiben. Das einzige Heil liegt in der Selbsterlösung; das ist die tiefe Erkenntnis Asiens, Laotses sowohl wie Buddhas. Ein Erlöster wirkt von selber mehr Gutes, als ein Volk von das Gute durch

Handeln erstrebenden Menschen, zumal er ja nicht daran denkt, irgend etwas, wenn auch noch so scheinhaftes, was die andern für wirklich oder gar heilig halten, zu zerstören, ja er hat nicht einmal die Pflicht etwa, wie Tolstoj lehrt, den Militärdienst aus Überzeugung zu verweigern. Manche mögen sagen, dies sei sehr bequem. Ich glaube aber nicht, daß einem forschen jungen Draufgänger oder einem stumpfen Gewohnheitsmenschen der einsame Weg, den ich hier als den meinen schildere, bequemer erscheint, als in der allgemeinen Kriegsbegeisterung fröhlich zu den Fahnen zu eilen oder einfach zu tun, wie alle, mit ihnen zu jubeln oder zu murren, je nachdem Patriotismus oder Revolution Trumpf ist.

2.

„Nur wer es nicht denkt, hat es gedacht,
wer es denkt, der erkennt es nicht,
unverstehbar Verstehendem,
verständlich dem, der nicht versteht."

Upanishad.

Auf meinem Zimmer fand ich schon am Tag meiner Ankunft die Reden Buddhas und zwei ausführliche Werke über seine Lehre, das eine rein wissenschaftlich, von Oldenberg, das andere gläubig, von Grimm. Ich las zunächst, wie dem Vater des Buddha, einem indischen König, geweissagt worden war, sein Sohn solle einst, falls er den Thron besteige, die Welt beherrschen; wenn er aber, durch den Anblick des Leidens erschüttert, dem Thron entsage und das Leben der Heiligen wähle, würde er ein vollendeter Weltüberwinder, ein Buddha werden. Der Vater wünschte die Erfüllung der ersten Prophezeiung und hielt daher den Anblick von Alter, Krankheit und Tod streng von dem Sohne fern, baute ihm drei prächtige, von Hainen und Teichen umgebene Paläste für die drei verschiedenen indischen Jahreszeiten, umgab ihn mit den Söhnen

der edelsten Häuser, vermählte ihn 16jährig mit einer Prinzessin und schenkte ihm einen Harem von Tänzerinnen, Sängerinnen und Saitenspielerinnen. Die Gärten indessen durfte er nicht verlassen. Dennoch begegnete er einst bei einer Spazierfahrt einem jämmerlichen Greis. Auf seine Frage, was dies sei, erklärte ihm der Wagenlenker, was das Alter ist und daß es auch ihm, dem Prinzen, bevorstehe. Das machte ihn nachdenklich und freudlos. Ein andermal sah er einen Aussätzigen und erfuhr was Krankheit ist. Das erschütterte ihn, und er begann über das menschliche Leid zu grübeln. Schließlich erblickte er einen verwesenden Leichnam. Da warf er, von Entsetzen vor dem Tode gepackt, all seinen Glanz weg und folgte einem fahlgewandeten Asketen, dessen Antlitz den tiefen Frieden der Leidlosigkeit versprach, in die Wildnis. Dort fand er auf dem Umweg über die brahmanische Asketenlehre das eigene System der Selbsterlösung.

Diese einfache Geschichte, in einer solchen Zeit gelesen, machte mir einen tiefen Eindruck. „Wir sind Wesen, die Wohl begehren und Wehe verabscheuen", sagt Buddha klipp und klar, wie der zynischste Weltmensch. Aber ist das möglich? fragte ich mich sofort, daß es sich in diesem unendlichen Kosmos, den wir erleben, um nichts anderes als Lust und Leid des einzelnen handeln sollte? Dies ist das Dasein der Erleuchteten: „In hoher Freude leben wir, feindlos in der Welt der Feindschaft, gesund unter den Kranken, ohne Trachten unter den Trachtenden. Fröhlichkeit ist unsere Speise, wie der lichtstrahlenden Götter, die Wahrheit ganz und gar schauend." Die falschen Asketen nennt der König Pasenadi „elend, abgezehrt, übel anzuschauen, mit gelblichen Flecken auf der Haut, sehnigen, knorrigen Gliedern, die wohl kein Auge fesselten, sie anzusehen", die buddhistischen Mönche dagegen „innig angeregt, hoch erheitert, zufrieden, froh-

sinnig, genügsam, nachgiebig, demütig, mild geworden im Herzen." Nein, sagte ich mir, das ist mehr als bloße Leidlosigkeit eines jämmerlichen Ichs. Leid zeigt nur an, daß wir irgendwie mit dem Göttlichen zerfallen sind, und darum ist es richtig, mit Buddha vom Leid auszugehen, um sich zu erlösen, statt es zu vermehren wie der Asket oder nur die Symptome zu betäuben wie der Lustsucher oder in selige Extasen zu fliehen mit Rückfällen in Höllen, wie es die Heiligen und Dichter Europas tun.

Zunächst versuchte auch Buddha nach dem Beispiel der brahmanischen Asketen das Leid durch Leid zu besiegen, d. h. sich durch Kasteiung dagegen unempfindlich zu machen. Er fastete, bis man das Rückgrat durch die Bauchdecke fühlen konnte und das Gesäß wie ein Kamelhuf wurde, aber dies war keine Vernichtung des Leides in seiner Wurzel. Da geschah es, daß er, im kühlen Schatten eines Rosenapfelbaumes sitzend, während vor ihm Menschen Feldarbeit verrichteten, die Versenkung in die erste „Schauung" fand, die ihm die Scheinhaftigkeit des Leids offenbarte. Nun gab er die Askese auf. Sein erster Gedanke war:

„Was ich gefunden heißen Sinns,
nun offenbaren ist umsonst:
dem gier- und haßverzehrten Volk
taugt solche Lehre wahrlich nicht."

Aber auf Brahmas Fürsprache für die verirrte Menschheit beschließt er zu lehren:

„Die Tore der Unsterblichkeit sind offen,
Wer Ohren hat zu hören, komm und höre."

Als er, vollkommen erwacht, seine in der gänzlichen Zurückgezogenheit gefundene Erkenntnis den früheren Genossen

seiner asketischen Übungen mitteilte, verachteten sie ihn, der, im Einklang mit dem Unendlichen lebend, nicht mehr litt und sich nicht mehr kasteite, zunächst als einen Weichling und Weltling.

Was mich besonders anzog, war die buddhistische Methode: ein inneres, ausschließlich im Selbst liegendes, planmäßiges Wollen und Werden, ungestört, aber auch ohne mögliche Hilfe (Gnade) durch irgend etwas außer dem Subjekt Liegendes. So ist der Buddhismus nichts weniger, als träges Hände-in-den-Schoß-legen. Jeder muß seinen Weg allein gehen, so wie man seinen eigenen Sohn nur selber zeugen kann. Nur weil ich mir von Bernhard helfen lasse, kann er mir helfen. „Hat der Jünger abgewogen, arbeitet er, und weil er innig arbeitet, verwirklicht er eben leibhaftig die höchste Wahrheit und weise durchbohrend durchschaut er sie.“

So wenig wie Gottes Knecht ist Buddha Knecht der Menschen, z. B. sozialer Reformer, gibt es doch nur eine Reform, die des eigenen Innern. Von hier aus fallen natürlich auch alle Kostenunterschiede als Schein zusammen, aber Buddha denkt nicht daran, sie oder sonst etwas „abzuschaffen“, etwa gegen die Brahmanen zu wüten wie Luther gegen das Papsttum. Steigt nicht der Geist selber wieder in den Stoff zurück, indem er gegen ihn wütet? Gibt er dem Schein nicht dadurch, daß er gegen ihn kämpft, erst Realität? Wahrhaftig, man kann nichts anderes für die Welt und die Menschen tun, als daß man in sich dieses Licht anzündet. Die Menschen werden es dann schon gewahr werden. Die Welt kann nicht verbessert, aber der einzelne kann im wahren Sinn des Wortes mit ihr „fertig“ werden.

Hier gibt es keinen Glauben an irgendwelche widerlegbare Dogmen. Durch Buddha Erlöste hat es erfahrungsgemäß genug gegeben und gibt es noch. Frage ist für den einzelnen nur: kann mir Buddha Erlösung bringen?

3.

„Jene Stelle außer der Welt ist gegeben, und Archimedes kann nun sein Versprechen erfüllen." Novalis.

Tagebuchblätter.

15. Juli 1916.

Mit dumpfem Druck im Gemüt Nachmittags in den Bergen. Ich fand auf dem Heimweg eine Holzhütte zwischen hohen Fichten mit schmalem Durchblick auf das Städtchen. Die Zweige, im leisen Wind gewiegt, begannen rätselhaft zu winken mit starren Fingern aus braunen Tannenzapfen, bis der ganze Riesenwald, sanft bewegt, eine gewaltige und doch kaum vernehmliche Sprache zu reden anhub. Fern verhallte der Lärm in den Gassen, noch ferner verwehten die Erinnerungen an Berlin, an den Seppel, seine Wünsche, seine Furcht, seine „Persönlichkeit", die ich nun immer mehr als etwas Fremdes zu sehen trachtete. „Also alles dies bin ich nicht nach der Lehre Buddhas", blitzte es in mir auf, und mir war, als hätte ich in der Tat einen schweren Mantel abgeworfen, der Druck wich von mir. Nach einem kurzen Seligkeitsgefühl trat ein neutraler, fast nüchterner Zustand ein, wie geschaffen zum richtigen Denken. Was ist das? Das vor dem Militarismus gerettete Ich ließ mich nun doch unbefriedigt, es fortzuwerfen beglückte mich. Und wer ist denn in diesem Augenblick glücklich? All jenes „Ichhafte" bin ich nicht, aber wer, was bin ich? Ich wandelte wie im Traum. Mir war, als sei ich in einer schwebenden Glaskugel oder vielleicht nur in einer Seifenblase, in die das abendliche Sonnenlicht fiel, in der sich Bäume, sommerliche Felder, versteckte Bauernhäuser und Wege mit heimkehrenden Bauern spiegelten. Aber wer ist in der Glaskugel, in der Seifenblase? Immer wieder stoße ich (!!) auf ein Subjekt, das imstande

ist, das Ich als etwas Fremdes, Vergängliches, als ein Objekt zu betrachten.

Auf der Landstraße begegnete mir der Major Taroni und begrüßte mich. Ich ließ ihn mich anreden und ließ dies fremde Ich antworten. Mit einer namenlosen Freude näherte ich mich dem Hause, dessen Kamin rauchte. Über die dunkeln Furchen eines brachen Ackers kroch die Dämmerung heran. In dem dicken Apfelbaum rauschte leise bewegte Luft. Ich hörte durch das offene Fenster, wie Cilli den Mägden in der Küche etwas anbefahl, und in all dem Hunderte von Malen Wahrgenommenen lag eine allgemeine Weltharmonie, die nicht von dem Wahrgenommenen ausging, sondern von diesem unfaßlichen Subjekt, das jenes Wahrgenommene samt dem wahrnehmenden Ich offenbar einschloß. Was war das für ein plötzliches Wunder?

Auf meinem Zimmer fand ich zwischen den vom Morgen her aufgeschlagenen Buddhabüchern angekommene Briefe und Drucksachen. Ich spürte einen leichten Widerwillen, mehr noch ein Bedauern; dennoch begann ich zu lesen, lebte plötzlich wieder in Berlin, erfuhr von Widerwärtigkeiten in meiner verlassenen Wohnung, fand von meinem Verleger mitgeteilte Ziffern, deren Nachprüfung äußerst mühsam war, öffnete eine Zeitschrift, las großspurige Worte: Deutschlands Weltwirtschaft nach dem Kriege . . . Hindenburg . . . Helfferich . . . Der Ekel würgte mich. Ich war wieder im Besitz des „höchsten Glücks der Erdenkinder", meiner Persönlichkeit, das heißt sie besaß mich (!) wieder. Schnell aber fand ich mich zurück und fühlte das Ganze ein wenig als Posse, aber was ist das für ein Narr, der sich von diesem Schein, den er durchschaut zu haben glaubt, immer wieder täuschen läßt?

Beim Nachtmahl in der Laube war ich einsilbig. Cilli fragte: „Schmeckt es dir nicht?" Ich antwortete der Wahrheit

gemäß, daß es mir sehr gut schmecke. Und dies Ich, dem es schmeckte, war wieder ganz und gar der Seppel, der i ch (!!) in der Waldhütte in einem seligen Augenblick nicht gewesen war. Jetzt stopfte sich der Kerl wieder den Bauch voll.

Später, nachdem uns die Kühle ins Haus getrieben, saß ich mit Bernhard allein unter der Lampe im Zimmer. Ich schilderte ihm meine wechselnden Zustände. Er sagte: „Grüble nicht so sehr über diese Frage des Ichs. Suche vielmehr täglich mindestens einmal in jenen Zustand des ‚Dies bin ich nicht' zu gelangen. Diese Erkenntnis wird dann immer tiefer und dauernder, ein Abglanz von ihr fällt später über den ganzen Tag, und damit steigt man in einem immer seligeren Sein über alle Fragen hinaus, die dem Grübeln doch unauflöslich bleiben. Du wirst bald in den Schriften die dahin zielenden Übungen finden."

Ich war beruhigt, da mich Bernhard auf rechter Fährte sah.

20. Juli.

Mehrere ganz tote Nachmittage. Ich saß in der Holzhütte oder lag im Wald, meist an etwas abschüssiger Stelle, die Füße gegen einen Baum gestemmt, versuchend, das Ich bald eins werden zu lassen mit dem Wald, seinen herben Gerüchen und Geräuschen, bald es ganz ins Nichts der Vorstellungslosigkeit aufzulösen. Wohl gelang dies kurze Zeit, aber nur so lange, als ich mich beherrschte, einen Druck ausübte. Gab ich diesen auf, um ganz frei in der Leere zu schweben, so bevölkerte sie sich sofort wieder mit Vorstellungen. Oft gelangte ich nicht einmal so weit. Manche Stunden waren wie verhext. Die Mücken oder Ameisen quälten mich oder der Wind störte, ich fand keine erträgliche Körperlage, begann zu niesen und fürchtete bei längerem Liegenbleiben mich zu verkühlen. So lief ich unbefriedigt im Wald umher mit dem Gedanken: „Heute ist e s (!) nichts", als ob „es" nicht überall und immer

wäre, und stellte in kümmerlicher Befriedigung fest, daß wenigstens der Nachmittag fast herum sei. Vorgestern, einem schwülen Tag, schlief ich, auf meinen Lodenkragen gelagert, geradezu ein. Beim Erwachen dachte ich dann: „Ach, alles dies ist auch nur unnütze Plage, der Krieg muß ja bald ein Ende nehmen, dann wird das Leben wieder schön, man kann wieder reisen.“ Meine Gedanken gaukelten in Italien und Spanien: Wie mag es jetzt auf den Boulevards aussehen, in den Champs Elysées? Übrigens ist es denn nicht auch hier schön? Ich brauche nur an das zu denken, was man zur Zeit eigentlich in der Kaserne mit mir vorgehabt hat. Statt dessen genieße ich volle Freiheit, wie sie selbst im Frieden wenige Menschen dieses Jahrhunderts der Arbeitsverknechtung kennen, liege im sommerlichen Walde auf weichem Moos ausgestreckt. Der Duft von Tannennadeln, Harz und frisch geschlagenem Holz erquickt mich. In einer Stunde winkt das traüliche Nachtmahl mit lieben Menschen, und dann wartet mein behagliches Zimmer mit schönen Büchern, einer hellen Lampe und einem guten Bett. Ich wurde ganz vergnügt und gab mich bewußt dieser Blendung durch den lustvollen Schein hin, fühlte mich freilich himmelweit von der gesuchten Wahrheit entfernt.

25. Juli.

Bei Grimm finde ich eine sehr genaue Scheidung zwischen Seelenwanderung (Metempsychose) und der buddhistischen Lehre von der Wiedergeburt (Palingenesie) in andern Leibern höllischen, tierischen, gespenstischen, menschlichen, göttlichen. Bei der Seelenwanderung ist es dieselbe Seele, die sich durch die verschiedenen Körper, oft Rückfälle in niedere Daseinsformen erleidend, bis zur höchsten Reinheit, zur Gemeinschaft mit der Gottheit emporläutert, wo dann in einem Überblick der ganze Rundgang durch solche Erfahrungen sinnvoll

wird. Etwas ganz anderes meint Buddha mit der Wiedergeburt. Die Seele ist nach ihm so vergänglich wie die Persönlichkeit, nichts bleibt davon zurück. Trotzdem werden „wir", falls wir nicht wie der Meister selbst dem Lebensdurst erloschen und damit dem Kreislauf der Geburten entzogen sind, wiedergeboren, und jeder von uns wurde es so oft in Tier- und Menschenleibern, daß der Tränen, die einer schon in allen seinen Daseinsformen vergossen hat, und des Blutes, das bei allen seinen gewaltsamen Toden geflossen, mehr ist als der Ozean, daß die Knochen, die jeder von uns nach jedem Sterben hinterlassen, zusammengeschichtet, Gebirge bilden würden, höher als der Himalaya. Gewiß ein erschütternder Gedanke! Aber wieder muß ich fragen: „Wer wird denn wiedergeboren, wenn ich und Seele mit dem Leib vergehen?" Grimm hilft sich mit einem Wort: „Ein Keim unserer Persönlichkeit bleibt", aber eine Form, die nichts von meiner derzeitigen Persönlichkeit hat, kann mir so gleichgültig sein, wie die Frage, ob die Atome meines verwesenden Leibes einmal von Würmern oder Ratten gefressen werden. Immer wieder jenes rätselhafte Übersubjekt, das mit dem Ich nicht identisch ist!

26. Juli.

Sollte das Ich vielleicht nichts anderes sein als ein falscher Knoten in dem Gewebe der Welt? Besteht es nicht einfach in einem trotzig ängstlichen Gegenwillen (die Erbsünde der Christen) gegen den Ablauf des schöpferischen Geschehens (christlich ausgedrückt: den Willen Gottes), statt selig in ihm zu verfluten? Dieser verblendete Gegenwille erstrebt besondere Lustgewinnung, ist aber in Wahrheit die Wurzel allen Leids. Nicht also die Welt wäre an sich leidvoll, sondern nur die Haltung des auf eigene Faust in die Welt hineinpfuschenden Ichs, dessen Urbild der gegen Gott empörte Luzifer ist. Kann dieser Knoten im Leitseil der Welt aufgeknüpft werden?

Wie ist er entstanden? Wer hat ihn geknüpft? Wieder die Frage nach dem „Wer"?

Woher das unausrottbare Bedürfnis nach Ewigkeit in diesem Ich, das sich zugleich so gegen dieses Ewige wehrt, sein Zeitliches dagegen zu behaupten sucht, weil von ihm aus gesehen Gott, die Ewigkeit, unbegreiflich, also „nichts" ist. Heureka! Dies ist ja das buddhistische Nirwana, das die Europäer als Nihilismus ablehnen, vor dem sie sich in den christlichen Himmel mit seinen Engelhierarchien als ein Etwas flüchten, das sie aber ebensowenig formen können, wie das „Nichts" des Nirwana. Hier stoße ich an das Brett, mit dem sich Europa die Ewigkeit vernagelt, denn dieses Nirwana ist eben mehr als die bloße logische Verneinung des Etwas, sondern der Weltschoß, der mit allem Etwas, mit Leben und Tod schwanger geht, das wahrhafte Sein, gegen das alles Etwas nur scheinhaftes Sein ist, das Sein des Seins der Brahmanen, das, da es außerräumlich, außerzeitlich ist, von Raum und Zeit her nur als „Nichts" bezeichnet werden kann. Davor aber, daß Gott „nichts" sei, erschrickt der Durchschnittschrist und macht sich daher, wie Voltaire, glaube ich, sagte, einen Gott nach seinem Bilde, d. h. einen, der „etwas" sei; denn wenn Gott „nichts" ist, so heißt das für das Menschenhirn nicht viel anderes, als daß Gott „nicht" ist. Dennoch welcher Unterschied von dem sogenannten Atheismus unserer Zeit! Der Gott, der „etwas" sein sollte, entging nicht der Paßkontrolle der modernen Wissenschaft, die alles, was beansprucht „etwas" zu sein, auf Herz und Nieren prüft. Als ein „Etwas" aber konnte Gott vor ihr unmöglich bestehen, aber der Triumph der materialistischen Zollwächter ist kindischster Selbstbetrug. Nachdem auch die Götter die Maut passiert haben, halten jene die Stücke der Welt, als unzählige Etwase, in der Hand und werden erst recht nicht aus ihr klug. Werden und Vergehen bleiben unerklärt, die Gottheit wirkt

weiter aus dem Nichts, dem unerschöpflichen Born, ohne den es kein Etwas gibt; die Zollwächter beschnuppern den leeren Balg früherer Gottessymbole, ohne zu ahnen, daß das Ewige, Schöpferische vielleicht gerade dadurch, daß es sich objektiv als nichts erwies, jetzt erst als reines Subjekt ganz frei geworden ist, seitdem es auch noch den Namen „Gott" den Materialisten preisgegeben hat.

27. Juli.

Gestern glaubte ich die Tiefe des Weltgeheimnisses ergründet zu haben, alle Fragen waren gelöst, alle Last schien federleicht. Heute erwachte ich mit einem Gefühl elender Leere. Und dennoch bleibt eines unveränderlich: Von allem, was „etwas" ist, einschließlich mein Leib, ja meine Seele, kann *ich mich* unterscheiden. Ich kann es billigen, mißbilligen, pflegen, zerstören wie eine Herberge, in der ich bisher wohnte. Das alles bin ich nicht und doch ist Ich. Das wirkliche Ich ist also nicht Etwas, folglich ist es nichts. Dasselbe aber habe ich von Gott erkannt. Vor dieser Gottähnlichkeit wird mir bange.

Zwei Jahre später: Mit dem Lachen der homerischen Götter lese ich heute diese Zeilen, welche die ganze Wahrheit enthalten, die ich fand, ohne sie ergreifen zu können. So weit hat sich der intellektuelle Mensch vom Sein entfernt, d. h. seine Identität verloren, daß er eine Wahrheit wissen kann ohne sie zu erkennen, ja ohne sie eigentlich zu begreifen. Seneca sagt von den Halberkennenden: „Sie wissen nicht, daß sie wissen."

30. Juli.

Eine Regenwoche hinter mir. Kein Vorwärtskommen. Spätnachmittag mit plötzlicher Sonne. Ich ging unter blühenden Linden dem abendlichen Hause zu und rekapitulierte immer und immer wieder, um das Gefundene, mit dem ich noch nichts anfangen kann, wenigstens nicht zu verlieren.

Sicher ist also nur eines: ein Subjekt, das der Begriffe ewig und grenzenlos fähig ist und s i ch unterscheidet von dem, was begrenzt zeitlich und räumlich ist. Wenn es gelänge, das Subjekt dieses freien Ewigkeitsbewußtseins zu lösen aus der Verstrickung des eigensinnigen Ichbewußtseins, das sich identifiziert mit dem Vergänglichen, seinem Leib, seinem Trieb, seiner Seele, seiner Erkenntnis, seiner Persönlichkeit! Fast fühle ich mich versucht zu sagen: das ewige Subjekt bin ich selbst, wenn so etwas denkbar, nicht Größenwahnsinn wäre.. Ich bebte bei dieser Vorstellung wie vor einem Abgrund . . . „Habe die Ehre, guten Abend . . . guten Abend,“ rief plötzlich, an mir vorbeieilend, die Hand an der Kappe, der Major Taroni. Wie ein neckender Kobold erschien er mir in diesem Augenblick mit seinem braunen verrunzelten Gesicht.

3. August.

Seit einigen Tagen versuche ich es mit der Praxis. Ich mache die buddhistische Hauptübung, die in der Versenkung in die Vergänglichkeit des Ichs besteht. Der Mönch betrachtet den Körper, unterscheidet aufmerksam nacheinander alle seine Teile und alle die Stoffe, aus denen er besteht, feste und flüssige. Dann begleitet er diesen Körper auf die Leichenstätte, sieht ihn aufgedunsen, blauschwarz, faulend, von wilden Vögeln zerfressen, von Hunden oder Schakalen zerfleischt, von Würmern zernagt, ein Knochengerippe, fleischbehangen, blutbesudelt, schließlich gänzlich fleischentblößt, von den Sehnen nicht mehr zusammengehalten, die Gebeine verstreut, da ein Handknochen, dort ein Fußknochen, da das Becken, dort der Schädel, blank, muschelförmig und zuletzt mit anderem Gebein zu Haufen geschichtet. „So wacht er nach innen beim Körper über den Körper, und außen wacht er beim Körper über den Körper; und schauend erkennt er: der Körper entsteht, der Körper vergeht, i ch aber bin davon unberührt.“

Diese auf halbe Stunden ausgedehnte, immer wiederholte Übung diente mir wohl zur Sammlung, aber sie erschütterte mich nicht so tief wie es vielen vielleicht heftiger in die Welt verstrickten Jüngern Buddhas durch sie geschehen ist. Der eigene Tod hat für mich nie ein so überwältigendes Grauen gehabt, wie etwa ein schmerzhaftes, unfreies, schmutziges Leben. Ich durchdringe mich indessen mit dem Gefühl der Vergänglichkeit dieser gesamten, sanften Umwelt, die ich vielleicht leiblich überleben werde. Dabei fühle ich die innere Sammlung fortschreiten, ohne daß diese Umwelt deshalb reizlos würde. Sie fällt in mein inneres Auge wie in einen Spiegel, ein farbiger, aber flüchtiger und darum wehmütiger Tanz.

5. August.

Weitere Übungen: Das Wachen über die sinnlichen und seelischen Gefühle, Wohl- und Wehe- und gleichgültige Gefühle, Wachen über Begierden, Ablehnungen und gehässige Regungen, über Aufmerksamkeit und Zerstreuung, Aufschwung und Niedergeschlagenheit. Alles dies wird nicht etwa unterdrückt, sondern gerade angeschaut und eben dadurch aus dem Subjekt gelöst, objektiviert wie auf einer Bühne, wo die Erscheinungen kommen und gehen. Was es auch an Körperlichem, Empfindung, Wahrnehmung, Gemütsregung, Bewußtsein, vergangen, zukünftig, gegenwärtig, eigen oder fremd, gemein oder edel gibt: das gehört mir nicht, das bin ich nicht. Dadurch, daß dies alles *in mir* aufsteigt und verschwindet, *mich* überrascht, quält, erfreut, langweilt oder vor allem mich interessiert, daß *ich* es kennen lernen, festhalten oder verjagen kann und will, vertieft sich das Bewußtsein, daß *ich* dies zwar umfassen, daß dies aber nicht mein Wesen ausmacht. Was sich da als „ich" fühlt, bin ich nicht. Welch eine Selbstverständlichkeit eigentlich! Und doch, wie schwer sie zu ergreifen!

Als Askese empfinde ich diese Preisgabe der Welt, des menschlichen Ichs durchaus nicht, im Gegenteil: ich nehme kein Kreuz auf mich, vielmehr werfe ich das Kreuz ab, das die Menschheit seit Jahrtausenden trägt. Eine besondere Lust, ein unbekanntes Machtgefühl liegt in der beginnenden Entlarvung des sich als mein Affe gebärdenden Ichs als Nicht-Subjekt. Aber erstrebt denn Buddha nicht das gerade Gegenteil? Wohl soll das menschliche Ich verlöschen, aber da taucht auch schon ein viel mächtigeres auf, das jenem zu verschwinden gebietet. Wo gerate ich hin?

Bernhard lächelte und nennt dies fruchtbare Übergangsstufen.

6. August.

So werfe ich denn dies „Ich-Etwas" leichten Herzens dem „Gott-Etwas" in den Abgrund nach. Aber ist denn nicht das Nichtwollen dieser Dinge genau so gut Wille als ihr Wollen? Übrig bleibt immer das Subjekt. Und nun kommt immer wieder dieser Gedanke, vor dem mir wie vor dem Wahnsinn schaudert. Ist vielleicht Gott identisch mit Ich . . mit mir? Aber ich bin ja selbst offenbar nicht identisch mit mir. Das ist unmöglich, das kann nur Schein sein. War dieser Schein etwa der Grund des Leids, das ja Buddha als nur scheinhaft zu durchschauen lehrt? Dann wäre das im Bewußtsein mit sich selbst identische Subjekt Schöpfer all dieses Scheins, auch des menschlichen Ichs, seiner Welt, seiner Götter. Mein Gott, mein Kaiser, mein Hindenburg, aber auch mein Wilson, mein Clemenceau, und zuletzt mein Seppel, wer hat euch geschaffen? Ich!

Mir schwindelte, als mir diese gefährliche Erkenntnis gestern aufging; ich taumelte, mich bisweilen an Bäume lehnend, den begrasten Waldweg entlang. Mögen alle großen Denker und Mystiker dies geahnt, gemeint haben, gesagt

werden kann es erst heute, denn erst heute ist das menschliche Hirn so weit, dies oft Gefühlte ohne Gottangst auch zu „denken“. Die meisten Zeitgenossen besitzen offenbar einen Schutz in ihrer Starrheit, die skeptisch, hochmütig oder einfach dumm das Gefährliche ablehnt. Die diesen Schutz nicht haben und ebenso wenig den Mut des zu Ende denkens, müssen wahnsinnig werden. Aber wie soll sich das Ich in diese Gottseligkeit, welche die Erlösung von allem Menschlichen wäre, hineinschwingen, solange es trotz besserem Wissen noch immer seine leibliche Erscheinung als das Wirkliche nimmt? Warum diese namenlose Unentschlossenheit? Wäre vielleicht der Tod nur der gewaltsame Vollzug dessen, was wir in der menschlichen Hülle nicht freiwillig zu tun wagen?

Um sich das „Ich empfinde, ich nehme wahr usw.“ abzugewöhnen, übt der Buddhist: „Empfindungen, Wahrnehmungen, Gefühle steigen auf, schwinden wieder“. Da er aber schon jetzt nicht in diesen Funktionen der Persönlichkeit besteht, so ist auf die Frage, was er nach deren Tod ist, zu antworten: genau dasselbe wie jetzt, nur vom Irrtum der Scheinwelt befreit.

10. August.

Seit Tagen irre ich in den Wäldern umher und übe immer wieder: „dies bin ich nicht“, und doch ist es mir immer nur auf kurze Augenblicke möglich, nicht wahrzunehmen, nicht zu fühlen und nicht zu denken. Buddha nennt diesen unaufhaltsamen Trieb zur Veretwasung den Lebensdurst, der durch „Anhaften“ immer wieder neues Werden und dadurch den Kreislauf der Wiedergeburten schafft. Er zeigt nun den Weg, diesen Lebensdurst zu beseitigen, damit d i e s e s Leben wie eine Töpferscheibe zu Ende rolle und dann tunlichst keine Wiedergeburt mehr stattfinde, d. h. er will der Schöpfung Einhalt gebieten, weil sie aus Leid besteht, aber was hätte

dann diese Schöpfung überhaupt für einen Sinn! Wäre sie ein bloßer, unerwünschter Zufall, eine vorübergehende Entgleisung des Seins in die Erscheinung, eine krankhafte Spaltung in Werden und Vergehen, die geheilt werden, die Tat eines irrsinnigen Gottes, den man durch Kastration am Weiterzeugen hindern muß? Das ist doch kaum faßbar. Dazu sind die Einzelheiten dieses Ausbruchs von Werden und Vergehen in zu überraschend sinnvoller Ursachenkette ineinander verzahnt. Sollte es wirklich das Ziel sein, dies ungeheure Spiel zu vernichten, nicht vielmehr die Mitte zu finden, aus der es gelenkt wird eben von dem wahren Subjekt, das vom menschlichen Ich sagt: dies bin ich nicht.

Bernhard sagt lächelnd: „Einer der unausbleiblichen Rückfälle des Lebensdurstes.“

11. August.

Bestiege das den Schein durchschauende Selbst den Thron der Welt, dann könnte es, ihn genießend, wie Mahedö, der Herr der Erde, in Goethes Ballade „Der Gott und die Bajadere“ in menschlicher Form auf Erden weilen ohne von der Erde zu sein. Ich habe die tiefste Gewißheit, daß dies möglich und das wahre Ziel des Menschen ist, aber mit Hilfe welcher Talismane soll man es erreichen? Mit Buddhismus hat solcher transzendentale Subjektivismus nichts mehr zu tun.

15. August.

Ich sitze tief im Walde. Kein Mensch stört, die Männer sind im Krieg, die Weiber arbeiten auf den Feldern, höchstens daß wie ein Schatten einmal eine Reisig suchende Alte durch die welken Blätter schlurft, in Dumpfheit versunken. Ich übe. Ich betrachte den Leib als die „Sechssinnenmaschine“ (den Verstand bezeichnet Buddha als sechsten Sinn), bei deren

Berührung mit der Welt Bewußtsein aufflammt, das sich zu höheren Formen wie Seele und Geist sublimieren mag, aber stets nur Abstraktion bleibt von sinnlich Wahrgenommenem. Nur so wird die Falle vermieden, in die europäische Philosophie und Religion immer wieder geraten sind. Daß ich einen Leib habe, der sich greifen läßt, ist nichts materieller Seiendes, als daß ich Gefühle habe, die ich spüre, Gedanken, die ich erkenne; umgekehrt aber sind auch diese Gedanken und Gefühle nicht weniger endlich, raumzeitlich bedingt als der Leib. Ganz deutlich unterscheide ich in mir den bewußten zeitlichen Willen meines Ichs zu Erkenntnis in voller Harmonie mit dem Urgrund meines sich aus der Verstrickung des Menschlichen lösen wollenden freien Seins, aber dazwischen entdecke ich einen zähen Gegenwillen aus einer kaum ins Bewußtsein tretenden Mittelschicht der Persönlichkeit, einen trägen, im Stoff verharren wollenden Widerstand, der zwar die intellektuelle zeitliche Beschäftigung mit diesen Fragen duldet, aber entschlossen ist, die Erkenntnis niemals ernst werden zu lassen, d. h. nie den letzten Schwung in die Mitte zu gestatten. Was ist dieser Widerstand? Aus den gelegentlichen Schauern, die mir im Augenblick neuer Erkenntnisse oft über den Rücken laufen und weiterem Erkennen für den Augenblick ein Ziel setzen, schließe ich immer wieder, daß dieser Widerstand auf einer heimlichen Angst beruhen muß, die sich wie Adam nach dem Sündenfall vor Gott immer wieder ins Menschliche verkriechen möchte, aber immer wieder ruft Gott in mir: Adam, wo bist du? Sollte es so sein, daß Gott sich im menschlichen Bewußtsein überhaupt erst selbst erkennt und zunächst vor sich selber zu Tod erschrickt, wie ein plötzlich Erwachender vor seinem Bild im Spiegel, und daß er, sich verkriechend in tausend Religionen und Philosophien, seine volle Selbsterkenntnis erst spät ertragen lernt?

16. August.

Mit unbegreiflicher Gewalt drängt meine Erkenntnis in diese Bahn! Leidüberwindung durch Loslösung des Ichs vom Menschlichen mit buddhistischen Methoden, ja! Aber darum nicht Zerstörung des Menschlichen! Gerade wenn das Selbst aus dem Kreislauf befreit ist, mag der Kreislauf weiter gehen. Subjektiv höre man auf, Zirkuspferd zu sein, sondern stehe als Bereiter seines Wollens in der Mitte der Bahn, objektiv aber laufe man ruhig weiter im Kreise wie der unwissendste Packesel dieser Welt — nur ohne zu leiden.

21. August.

Um die Bewußtseinsleere zu erreichen, zunächst völlige Konzentration auf einen bestimmten, freigewählten Inhalt, z. B. Erde. Dann entläßt man auch diesen Inhalt, die Leere entsteht. Nun aber dringen wie von außen, ganz fremd, neue Inhalte ein: die eigenen Schritte, der Wind im Laub, Körpergefühle, die Welt kehrt wie gereinigt zu mir zurück; da spricht mich ein alter Bauer an, fragt mich nach der Zeit — ich erwache und „die Erde hat mich wieder". Wie, wenn ich mich aber durch die Frage des Bauern nicht länger überraschen, diese Verzahnung der Kausalität: Frage eines fremden Schein-Ichs, Antwort eines vertrauten Schein-Ichs, sich ruhig als meinen inneren Vorgang vollziehen ließe? Dann gäbe es nichts mehr, was mein Inneres stören könnte, gehörte doch alles äußere, was mir begegnet, als intimste Angelegenheit dazu, die nur als *meine* Angelegenheit Bedeutung hat. Nicht anders empfinge man schließlich den Tod.

Ich bin es, der dies Schein-Ich leben und sterben und ein neues Schein-Ich geboren werden lassen kann; ja ich habe dies unzählige Male getan, nur unbewußt, unfrei, ohne meiner

Gewalt gewahr zu werden vor überschwänglicher Schöpferinbrunst.

Diese Ahnung — denn mehr ist es noch nicht — behalte ich vorläufig für mich. Bernhard würde mich für wahnsinnig halten.

23. August.

Die Angst vor der Seligkeit des Selbstseins besonders des Europäers, unser innerer Gegenwille, der sich in alter Gewohnheit ans Menschliche klammert, ist so zäh, daß wir selbst, wenn wir den Geschmack der Glückseligkeit schon empfinden, ihn gleichzeitig selber immer wieder übertäuben und vorziehen, uns weiter zu quälen im Dienst der Ideale unserer europäischen Unwissenheit; denn gestehen wir es nur, diese Pflichtideale hemmen uns mehr als unsere verhältnismäßig harmlose Sinnlichkeit.

Täglich glaube ich jenen Geschmack göttlicher Glückseligkeit zu fassen, wie eine Melodie, die dicht unter der Bewußtseinsschwelle fühlbar wird, doch wieder entschwebt, dann plötzlich auf einen Augenblick deutlich ihren Rhythmus bewußt werden läßt, aber noch ohne die Töne, die ihm erst Fülle geben würden, ja manchmal sogar ein bis zwei Takte hindurch sich ganz klar gestaltet, während das Ganze noch in undurchdringlichem Dunkel bleibt. Den nächsten Tag aber ist die Melodie wieder gänzlich fern und nur die Erinnerung bleibt, daß etwas unsagbar Schönes, Seliges *ist*, am dritten und vierten Tag aber wird einem auch das fast gleichgültig, bis die Melodie ganz plötzlich mitten im Treiben der Welt beim Blick auf eine sonneglühende Scheibe, beim Hören eines Geflüsters, kurz bei irgendeiner ganz gleichgültigen Gelegenheit wieder heranschwebt; manchmal aber — und das ist das Allerseltsamste — durchflutet einen nur ihre Süße, ohne daß man einen Ton oder etwas von ihrem Rhythmus zu fassen vermöchte.

„Zu einer solchen Zeit aber ist er weder von sich abhängig noch von andern; Unabhängigkeit, sag' ich, ihr Mönche, ist höchstes Labsal der Gefühle."

26. August.

Buddha sagt: Warum sollte der Erlöste der Reinheit des Nirwana den Kot des Daseins, und wäre es ein Götterdasein, vorziehen? *Haftet nicht hier dem Buddhismus selbst noch ein letzter Rest menschlicher Betrachtungsweise an?* Sind denn Kot und Reinheit nicht menschliche Bewertungen, die der Erlöste gar nicht kennt? So wenig er noch Gier nach dem Etwas hat, so wenig kann er „etwas" verabscheuen. Vielmehr wird er gerade jetzt als weltfreies Ich das bunte Getriebe dieser Vielheit von Freud und Leid, Reinheit und Kot, Gut und Böse, Licht und Dunkel erkennend, wollend, ja liebend erleben können. Der „Lebensdurst" ist nur leidvoll vom menschlichen Ich aus, aus dessen ungestillter Vereinsamung heraus gesehen, vom göttlichen Selbst aus müßte er sich ewig stillende Inbrunst sein.

28. August.

Ein düsterer Tag mit bleigrauem, niederem Himmel. Saturn scheint die Landschaft zu durchschleichen und sie in trägem Traum verzaubert zu halten. Fast menschenleer brüten verschlafene Dörfer in den Bodenfalten. Hie und da nur eine krähende Weiberstimme, bitter und schrill, wie die wüste Zeit. Der Wald ist feucht, erste Herbstahnungen, die Gedanken schweifen voraus in den ungewissen Winter. Ich gehe in buschigen Hohlwegen, den Blick auf die braune, glitschige Erde gesenkt. Das Behagen freundlicher Behausungen am Weg lockt mich an. Eine Bäuerin ruft mich in die niedere, weite Stube, ein dicht eingewickeltes Kind im

Arm, das krank ist. Glasige graublaue Augen, ein gelbes Gesichtchen wie aus Seife, Schaum am Mund. Ich fühle, daß es in wenigen Tagen eine kleine Leiche sein wird, vielleicht schon morgen früh. Die Bäuerin, eine hübsche, aber schon welkende Blondine, gibt mir einen Auftrag an Bernhard. Im Zimmer spielen drei andere flachshaarige Kinder mit ein paar vor einigen Tagen geborenen Ferkeln, die, weil ihre Mutter gestorben ist, mit dem Fläschchen ernährt werden müssen. Die Bäuerin verflicht ihre Klagen über den Krieg, den an der Front gefährdeten Mann, die eingerückten Brüder und das kranke Kind mit dem Jammer über den Verlust der schweren Muttersau und zweifelt, ob die Jungen ohne die alte aufzuziehen seien. Ich fühle mich plötzlich ganz frei, aber wie in ein Spiel verwickelt aus lauter Gegensätzen, die im Grund eines sind: Gedeihen und Welken, Menschliches und Tierisches, Geburt und Tod, Kindheit und Alter, Liebe und Selbstsucht, Nähe und Ferne. Ich wundere mich, daß ich gerade hier bin und nicht auf dem Hochland von Pamir. Mir ist, als blättere ich in einem Bilderbuch voll ernster und scherzhafter Blätter, und als ich die schwere Holztür der Bauernstube hinter mir schließe, vermeine ich, den Buchdeckel fallen zu lassen. Draußen dringt spärliches Abendrot in das Grau, Glocken läuten. Ein neues Buch wird aufgeschlagen. Der Seppel geht durch den nun in Süßigkeit getauchten Lindenweg. „Habe die Ehre", ruft der Major Taroni, wie ein Gespenst an mir vorübereilend, und bald sitze ich wie im Traum unter der Lampe mit Cilli und Bernhard bei Tisch. „Adam, wo bist du!" ruft eine Stimme in mir, und ich frage bebend: „Wer ruft denn da?"

29. August.

Es treibt mich zurzeit nicht, weitere Steigbewegungen zu machen, d. h. zu üben, sondern mich ganz still an der seligen

Stelle zu halten, wo ich in der saturnischen Landschaft hingeraten bin. Mir ist zumute, als säße ich wie eine winzige Biene am Rande des Füllhorns, wo die endliche bunte Vielfalt der Erscheinung aus dem unendlichen Urgrund hervorquillt. Immer wunderbarer erscheint mir, wohin ich gelangt. Ich suche das Nichts und finde erst die Welt.

Es muß einen Steg von Buddha zu Goethe geben, die beide den vergänglichen Schein des Lebens durchschauten, so zwar, daß Buddha deshalb die Geschöpflichkeit aufgab, während Goethe, in guten Stunden gänzlich subjektiviert, gerade den farbigen Abglanz als Gott genießt, bis an sein Lebensende vom polaren Spiel seiner lichten und düstern Farben umschimmert; ist doch das Vergängliche nur leidvoll für den Vergänglichen, der sich hoffnungslos am Ewigen mißt, nicht mehr für das sich selbst ewig, göttlich wissende Ursubjekt: Ihm ist alles Vergängliche ein Gleichnis.

31. August.

Ein kalter Tag. Regen peitscht an die Scheiben, der Wind biegt die Äste im Garten. Brausen und Fauchen um das feste Haus. Ich übte im Zimmer mit dem Rücken gegen das Fenster, hinter dem der Orkan der Welt braust. Ich objektiviere, distanziere alles, was in mir ist, was als Sinneswahrnehmung von außen hereindringt, was als Gedanke sich von innen daran anspinnen will und glaube so in die Werkstatt zu blicken, wo sich der Schleier der Maja webt. Rings tobt eine Welt im Krieg, Planeten kreisen. Zukunft eines Ichs drängt gegen eine Vergangenheit voll unauslöschlicher Bilder: der Seppel in Berlin, eine nützliche Person und zugleich voll Angst, Bernadette, Süßigkeit und Bitternis, eine Mutter, die sorgte, Leiche wurde, über ihr ein Grab. Ich selbst aber, d. h. das, was allein wirklich fühlbar „ist“, sich vermittels dieses Menschen fühlt, ruhe nun im Mittel-

punkt, wie ein schlafendes Kind, das alles dies träumt und schon halb erwacht, den Traum aus eigener Phantasie zu lenken versucht. Bin ich nicht aller Formen Meister, freilich nur ein werdender, der sein Handwerk noch nicht recht versteht? Ich selbst bin es, der aus dem Urgrund heraus das weltschwangere Nichts veretwast, in seiner persönlichen Weise formt, zunächst als dieses menschliche Ich, in dem sich das schaffende Subjekt vergaß, in dem es litt und genoß, als ob es nicht im Grund ewig selig wäre. Der Morgen naht, bald wird es ganz wie nach einer wilden Traumnacht erwachen.

1. September.

Nach der gestrigen Übung hatte ich geglaubt, allem Weltleid für immer entrückt zu sein oder wenigstens mich nun immer schnell durch Versenkung entrücken zu können. Wie ist es möglich, daß ich heute wieder in der Hölle lebe? Rumänien hat den Zentralmächten den Krieg erklärt. An sich könnte mir das gänzlich gleichgültig sein, aber dieser Umstand, heißt es nun allgemein, wird den Krieg verlängern. Wer auf Frieden in diesem Spätherbst hoffte, der tut es nun nicht mehr. Meine militärische Zurückstellung ist im Jänner abgelaufen. Was dann? Wird sie sich wiederum schriftlich erneuern lassen? Muß ich wieder in das verhaßte Berlin fahren und den Viehmarkt mitmachen, wo auf die entblößten Körper das Brandmal der Schlachtreife gedrückt wird? Von diesen Fragen besessen, mißglückten mir alle Übungen, im Zimmer wie im Freien. Wohl kann ich mir in die Vorstellung zurückrufen, was ich gestern erlebte, aber es ist heute nicht mehr Erlebnis aus dem einenen Grund, sondern ein künstliches Marionettenspiel. Ich machte einen weiteren Gang, um mich wenigstens zu ermüden und nachts Schlaf zu finden. Wieder arbeitet die Dampfmaschine im Hirn, aber so treffend und gut geformt mir meine Einfälle gegen

den Militarismus vorkommen, sie sind mir eine Qual. Ich will doch keine Einfälle und wären sie noch so glänzende Waffen. Frieden will ich, zunächst inneren, kein Arsenal gegen Feinde. Ich will nicht siegen, denn ich will ja gar nicht kämpfen. Meine Gedanken aber gehen kämpfend in der alten Richtung: Der Krieg dauert nun zwei Jahre, und noch ist es mir unfaßbarer als die freiwillige Selbstvernichtung der grausamsten Askese, daß höher entwickelte Menschen, „Personen", ohne an die Sache zu glauben oder durch einen tiefen religiösen Entschluß frei und still Demut als ihr Teil erwählt zu haben, aus bloßer Ohnmacht einrücken, nicht lieber jede Strafe jener gewaltsamen, grundsätzlichen Unterordnung des Höheren unter den Geringeren vorziehen.

Es gibt hier in der Gegend eine Klamm, in die man aus Felsenhöhe hinabschauen kann; ein ungeheurer Kessel, von schwarzen Fichten gefüllt, unter denen die weißen Wasser tosen. Hier stand ich müde und voll Ekel gegen den rhetorischen Kampf, den ich in meinem Innern soeben durchgemacht hatte. Jenseits der gegenüberliegenden Hügelwand lag mildeste Abendlandschaft in etwas dunstigem Sonnenlicht. Nach dem trübkaltem Tag erschienen traumhaft im Golddampf Felder und Hütten, am Horizont überschnitten sich fünf oder sechs Höhenzüge, einer immer den vorhergehenden überragend, der vorderste dunkelgrün und breit, fernere graugrün, dunkelblau, lichtblau, und der letzte, höchste, spitzeste wie durchsichtig silbern. „Ist denn die Welt nicht übrig?" wollte es in mir jauchzen, aber schon mußte ich wieder an das mir drohende schmutzige Knechtsgewand denken, an die Nichtsnutzigkeit der sogenannten Vorgesetzten, das unsaubere, rohe Zusammenleben. Ja, wäre ich schon am Ziel, voll aus dem Schein erwacht, dann könnte ich selbst eine solche Dreckhölle wie ein Maskenspiel an mir vorüberziehen lassen, innerlich selig. Aber noch bin ich nicht so weit, noch

brauche ich Einsamkeit und Stille wie der indische Bikkhu, der sich einen abgeschiedenen Wohnort wählt, „im Walde, am Fuß eines Baumes, an einem Felsen, in einer Kluft, einer Bergeshöhle". Es ist wirklich leichter mit dem Geist als mit dem Leib fertig zu werden. So schrecklich mich z. B. der Tod der Meinigen noch treffen würde oder Gefangenschaft oder Blindheit, das, was ich nun als „meinen Weg" erkenne, würde dadurch eher gefördert als gehemmt. Andauernd heftiger Schmerz aber, oder das Schlimmste alles Schlimmen: die Uniform, das würde vorläufig noch die zwei von Buddha selbst für den Jünger geforderten Grundbedingungen der rechten Erkenntnis ausschließen: „die Stimme des andern und tiefes Nachdenken".

Ich kehrte heim und fand sofort beim Aufschlagen der Buddhareden das Wort: „Man kann den Körper da nicht also gleich geschmeidig machen: den Geist beherrschen kann der Sterbliche."

Abends bemerkte Bernhard: „Aber so erkenne doch, daß es sich in deinem Fall lediglich um Geistiges, also heute schon Beherrschbares handelt. Hast du denn etwa den Einrückungsbefehl erhalten? Du hast nur die seelische Angst vor dieser Möglichkeit, die gar nicht kommen kann, weil du ja schon viel zu weit bist." „Wieso?" fragte ich erstaunt. „Dich äfft nur noch der Schein, und das ist für den Draußenstehenden ein beinahe komisches Schauspiel. Ich weiß nicht, ob du je das Ziel der Buddhisten erreichst, ob dies überhaupt auf deinem Weg liegt, aber daß der Militarismus dich nicht mehr erreicht, dessen bin ich ganz gewiß." „Aber woher kommt dir diese Gewißheit?" „Hat man sich innerlich einmal vom Menschlichen losgelöst, so sieht man, wie jeder Mensch genau in *die* Erfahrungen hineinrennt, die er zur Erleuchtung seiner Unwissenheit braucht. So plumpe Erfahrungen wie den Militärdienst brauchst du nicht mehr. Du kämpfst heute

schon auf einer anderen Ebene, wo nur noch die Gespenster der Dinge umgehen, nicht mehr die Dinge selbst. Den, welcher beim leisesten Ruf aufmerkt und erkennen *will*, braucht das Schicksal nicht mit Gewaltmitteln zu belehren. Der Kampf mit der Angst, an welchen zufälligen Gegenstand sie sich auch klammern mag, ist der letzte. Von ihr berichten alle, welche wie auch immer die Erlösung gefunden haben. Dicht bei dem Allerheiligsten sitzt als Hüter der Schwelle das Furchtgespenst. Deine Angst ist viel tiefer, als du glaubst. Das Militär ist nur ihr scheinbarer Gegenstand. In Wahrheit hast du Angst vor dem letzten Schritt ins Innerste. Du schaffst dir selbst ein künstliches Hindernis, die böse Welt, und bist zugleich empört gegen diese Welt, weil sie den letzten Schritt hemmt, den du aber im Innersten selbst noch nicht ganz tun willst. Wolltest du ihn ganz, dann ließen dich die Musterungen so kalt wie heute die Siege und Niederlagen." Das war für mich ein Blitz der Erleuchtung.

In der Nacht gelang es, die Angst völlig zu objektivieren, vor allem sie als einen *inneren* Zustand zu erkennen, der nicht von dem Objekt (Militär) ausgeht, sondern sich des nächstliegenden Objekts bemächtigt, um an ihm erst zu erscheinen. Mir war, wie wenn ich zwar noch belästigt würde durch die Nähe eines feindseligen Menschen, aber ich hätte wenigstens durchschaut, daß er im Grund ohnmächtig und seine Drohung Lüge ist. Genügt es denn nicht, daß mein Wille eindeutig entschlossen ist, selbst auf die Gefahr des Arrestes hin, die Zumutungen der sogenannten Vorgesetzten nicht zu erfüllen, ohne jeden Widerstand, aber in gewollter Lähmung durch Selbstverneinung? Im Arrest aber würde ich den Zustand voller Selbstversenkung gar schneller erreichen, als hier mitten im Behagen eines freundlichen Daseins. Immer gewisser werde ich, daß dieses Selbst seinem Wesen nach Urwille ist, und selbst der Zustand des

Nirwana ist Wille, der nicht, wie noch Schopenhauer meinte, sich selbst, sondern nur seinen Inhalt, die Welt der Vorstellung, verneint. Wer verneint denn da, wenn nicht der Wille? Und ist Verneinung nicht ein ebensolcher Willensakt wie Bejahung? Wäre Nirwana das absolute Nichts, wie könnte dann Buddha überhaupt lehren? Aus Barmherzigkeit, heißt es, aber widerspricht er sich denn damit nicht selbst? Ist denn Barmherzigkeit nicht „etwas", Leben, Welt, Menschlichkeit, d. h. Gewolltes?

8. September.

Tägliche Versuche, die „erste Schauung" festzuhalten, d. h. die genaue Betrachtung aller Hemmungen von außen und innen, bis sie als „Nicht-Ich" objektiviert sind. Bernhard erzählte mir, daß er infolge langen Übens diesen Zustand jetzt in wenigen Augenblicken herbeizuführen vermöge, sobald er sich nur hinsetze zur Sammlung. Dann gelingt ihm nach einiger Zeit bereits die zweite Schauung, die volle Durchdringung mit der seligen Heiterkeit der Befreiung vom Ich: die „innere Meeresstille". Aber auch diese Heiterkeit soll in der dritten Schauung überwunden werden durch Loslösung von ihr in völligem Gleichmut. Daran arbeitet Bernhard jetzt. Auch das Glück über diesen Zustand wird in der vierten Schauung als noch immer menschlich überwunden, dann folgt die Grenzenlosigkeit des Erkennens, das Reich des Nichtseins, die Grenzscheide möglicher Wahrnehmung, bis in der achten Schauung das völlige Nirwana erreicht wird und zugleich *die Allmacht über alles Himmlische und Irdische*. Mit jener ungesunden Verzückung, in der sich die Menschen wahllos sogenannten „übernatürlichen Gefühlen" überlassen, hat dies nichts zu tun, handelt es sich doch um vollste Freiheit des Wollens und Klarheit des Erkennens. Es ist nichts Hysterisches, un-

kontrolliert Verworrenes dabei im Spiel. Aber wer ist dieser Allmächtige über Himmlisches und Irdisches? Daß nur Ich es sein kann, falls ich mich ganz von Menschen unterscheiden gelernt habe, verschweigt der Buddhismus in seinem subjektlosen Nirwana. Dieselbe Gewalt, die so stark ist, sich ganz aus der Welt zurückzuziehen, müßte sich doch nun mit vollster Wucht wieder in die Welt hineinstürzen können, ohne an den Klippen der als bloße Form erkannten Menschlichkeit hängen zu bleiben. Und tut denn das nicht Buddha selbst, indem er lehrt? Der aus dem Nirwana wieder in Welt umschlagende Wille kann erst als freies Subjekt handeln, denken, lieben und hassen.

10. September.

„Das eigene Heil gib nimmer auf um fremden, noch so großen Heils." Dies Buddhawort wird ergänzt durch ein Wort von Meister Eckart, das mir Bernhard mitteilte, über die, welche nur ihr eigenes Inneres wecken: „Ihr sollt wissen, daß die heute die nützesten Übungen üben." Sie sind es — nicht die Feldherrn, Staatsmänner und Pazifisten — welche der Welt den echten Frieden bringen werden, und sobald sie innerlich weit genug sind — ich glaube, daß ihre Zahl heute nicht gering ist — dann wird sich von selbst auf der materiellen Ebene Friedensgesinnung zeigen und zuletzt Friede verwirklichen. Dies ist schwer zu verstehen, und ich begreife nun, daß der, welcher geistig unvorbereitet in diese Tiefe blickt und die Allmacht des inneren Selbstes entdeckt, ohne noch fähig zu sein, es vom menschlichen Ich zu trennen, daß der in Größenwahn verfällt wie jener Mann, von dem neulich die Zeitungen berichteten, der dem Irrenarzte versicherte, er sei der liebe Gott und wisse sehr wohl, warum er der sündigen Welt heute den Frieden noch vorenthalte.

12. September.

Zum erstenmal mit den Konzentrationsübungen Atemübungen verbunden, die ganz einfach in einem Betrachten des Ein- und Ausatmens bestehen, ohne jede Erzwingung irgend eines Atemrhythmus, wie ihn die Joghi empfehlen, und der Europäern erfahrungsgemäß schlecht bekommt. Mit dem aufmerksamen Atmen ist gewissermaßen ein Geleise gefunden, auf dem man leichter, müheloser in die Konzentration gleitet. Dabei erkannte ich den Grund der bisherigen Haupthemmung: da auch das Üben noch „etwas" ist, das der Mensch tut, Ich aber doch die Freiheit vom Menschen will, muß ich notgedrungen auch noch diesen übenden Menschen loslassen. Und siehe: jetzt gelingt ihm die Übung reibungslos. Solange Ich ihn zum Üben trieb, leistete seine Ichbehauptung im Menschlichen Widerstand. Das Nein des Menschen kann aber nur schwinden durch Aufhebung des Ja, nicht durch doppelt energisches Anklammern an das Ja des Übens, wie ich das als Europäer infolge unserer grundfalschen Willenszucht natürlich anfangs tat. Nun übt es in mir. Wäre dies vielleicht die Art, des Menschen überhaupt Herr zu werden, daß man ihn sich selbst überläßt? Ziehe ich alle Ichheit aus ihm heraus, so wird er zu einem automatischen Es, das von meinem Ich zwar in Gang gesetzt wurde, das Wille von meinem Willen ist, in dem aber bewußtes Eingreifen nur Widerspruch, d. h. Willensspaltung bewirkt; freigelassen aber erreicht es von selbst harmonisches Ineinandergreifen in der Zeit. Aber warum ist das so schwer? Das Hindernis ist eine rätselhafte Angst des Menschen, sich seinem wahren Ich als Werkzeug zu überlassen.

15. September.

Nach einem trüben, windigen Tag gegen Abend schnelle Aufheiterung. Wieder einer jener goldgewebten Spätsommer-

abende, wie sie heuer so häufig sind. Die Bergformen von namenloser bläulicher Reinheit und doch in einem ganz feinen durchsichtigen Dunst. Ich trat aus dem Wald und ging einen absteigenden Hohlweg. Zu beiden Seiten über mir wogte buntes Waldgras und ein Meer von lila und gelben Blüten. Die Abendsonne brannte zwischen den hier nicht mehr dicht stehenden Fichten. Da war auf einmal nichts mehr vorhanden von dem sonst gern die Natur genießenden Menschen oder von dem kleinen Sorgenbeladenen gegenüber einer nur von Ferne geahnten Herrlichkeit. Ich war nicht ekstatisch hingegeben an die Natur in pantheistischem Schauen, im Gegenteil: es war eigentlich nichts mehr da als ich, und eben darum konnte es zugleich scheinen, als sei das Ich verschwunden. Der Zustand war ohne jeden Rausch, vielmehr ganz licht, klar, fast nüchtern. Silberhelle Kühe stiegen, von einem Knaben getrieben, wie Zaubertiere von der Berglehne herab an den Wiesenbach, in den aus einer düsteren Mühle ein wildbrausender, schneeweißer Wassersturz troff. Dabei ging etwas unaussprechlich Seliges am mattblauen Himmel vor, wo sich sanft schillernde Wolken zu festlichen Lagern türmten. Da sah ich plötzlich wie eine Staffage auf einem Bild mein Ich dazwischen stehen in dunkelblauem Leinenjanker. „Also auch noch da," dachte ich lächelnd und blickte auf dieses kleine Anhängsel all jener Herrlichkeit vermittels dessen ich sie aber erst wahrnahm. Dieser Mensch hatte seinem Schwager Bernhard versprochen, im Vorbeigehen bei einem Wagner etwas auszurichten. Dies wurde nicht einen Augenblick vergessen, spielte vielmehr als kleines Nebenmotiv in das Wunder hinein. Ich traf die Frau des Wagners in dem schon dämmerigen Hof, wo Wagenteile in krausem Durcheinander umherstanden und lagen. An den Mauern lehnten streifenweis geschälte Birkenstämme. Die Frau hatte ein Kind auf

sprach, flammte plötzlich ein Feuergespenst an der Mauer auf. Ich kehrte mich um und sah wie in einer dunkeln Werkstatt gegenüber der Schmied mit dem Blasebalg die Glut anschürte. Schwarze Figuren jagten im roten Schein um die Esse und warfen einen Schattentanz auf die Hofmauer. Das Kind auf dem Arm der Wagnerfrau klatschte in die Hände, das andere brach in Jauchzen aus, sich dauernd von der Mauer zur Schmiede und von der Schmiede zur Mauer wendend. Mir war, als sei ich in einen dionysischen Reigen geraten. Die Welt in ihrer ganzen überräumlichen, überzeitlichen Fülle war gegenwärtig. Es gab den Ätna und griechische Götter, Buddha, Bernhard, Cilly und den Weltkrieg als einen Mückentanz. Die Wagnerfrau versicherte, durch den Lärm der Schmiede sprechend, daß der Auftrag Bernhards, eine kleine Reparatur, schnell und gut ausgeführt werden würde. Das größere Kind war inzwischen in die Schmiede zu den schwarzen Männern gerannt, wo gerade ein glühendes Eisen gewaltige Dämpfe im Wasser aufziehen ließ.

Ich ging heim. In dem Städtchen raunte zur Rüste gehendes Abendleben durch die Dämmerung; heimkehrendes Vieh, rasselnde Wagen, Geräusch aus den Häusern, alles in braunrotem warmen Duft, in den leise kühlende Frische aus dunkelnden Wiesen taute. Was waren das für seltsame Augenblicke gewesen, aus welchem Urgrund aufgetaucht? War das noch buddhistischer Pfad? Trieb hier nicht Dionysos sein Spiel?

„Als Floß, ihr Mönche, will ich euch die Lehre weisen, zum Entrinnen tauglich, nicht zum Festhalten. Wie? Wenn ich nun dieses Floß ans Ufer legte und hinginge, wohin ich will?“

4.

„Was euch nicht angehört,
müsset ihr meiden,
was euch das Innere stört,
dürft ihr nicht leiden.

Goethe, Engelchor im Faust.

Die ersten rauhen Herbsttage kamen. Ich mußte nun Winterpläne machen, denn nicht länger konnte ich die Gastfreundschaft der Meinen in Anspruch nehmen. Wenn ich auch sonst stets mancherlei Mittel gefunden hatte, mich ihnen erkenntlich zu zeigen, so zählte das jetzt nicht mehr angesichts der wachsenden Nahrungsnot. Kürzere Aufenthalte waren wohl auch in der Zukunft noch möglich, aber nicht mehr nach Wochen oder gar Monaten bemessen. An die Rückkehr nach Berlin dachte ich nicht einen Augenblick; so entschloß ich mich denn zur Übersiedlung in eine kleine, nicht allzu fern liegende österreichische Stadt, deren schöne Umgebung mich den Landaufenthalt nicht zu sehr vermissen ließ. Dort bezog ich ein stilles Quartier. Eine öffentliche Bibliothek war vorhanden, zwar nicht sehr reich, aber man ließ mir von auswärts kommen, was ich zur Fortsetzung meiner Feldbücherei brauchte. Diese gab ich nicht auf, da ich bei den stets steigenden Preisen zur Erhaltung meiner Unabhängigkeit auf ihren Ertrag angewiesen war. Innerlich nahm mich übrigens die mir lieb gewordene Arbeit, für die ich die Vormittagstunden verwandt, gar nicht mehr in Anspruch. Nachmittags ging ich in die herbstlich absterbende Umgebung hinaus, wenn es nicht gerade stürmte. Als die Kälte das Ruhen im Freien, auch im Lodenmantel, nicht mehr erlaubte, gewöhnte ich mir das Üben im Gehen an. Oft benützte ich gerade die Unbilden der Witterung, Wind, Regen, Schnee, die mir von außen zusetzten, um an ihnen die Ablösung vom Stofflichen zu üben, indem ich alles als inneren Vorgang erlebte.

Anfangs kannte ich in der Stadt keinen Menschen, später fand ich ein paar freundliche Familien wieder, die den Sommer auf Landsitzen in der Nähe der Meinigen zu verbringen pflegten; aber ich unterhielt mit ihnen nur lockeren Verkehr; hie und da einmal zur Nachmittagsjause, wenn hoffnungsloser Regen das Umherstreifen im Freien ausschloß, boten mir diese Häuslichkeiten mit ihrem Kinderjauchzen zwischen Kriegssorgen anheimelnde Unterkunft. Im allgemeinen wollte ich allein sein in der kleinen Stadt, wie in einem Zaubermantel, in dessen weiten, dunkeln Falten ich mich barg. Bald kannte ich jeden Winkel, jeden engen Durchgang zwischen den hohen, Jahrhunderte alten Gebäuden, allerlei kleine Gasthäuser, wo ich einsam meine bescheidenen Mahlzeiten nahm, und ehe ich mich's versah, liebte ich diese heimlich-behagliche Stadt wie eine Frau, die selbst nichts davon ahnt. Eine unsagbar stille und doch lebendig bewegte Atmosphäre umgab mich. Wie Schatten sah ich die Menschen darin hin und her eilen. Viele Gesichter wurden mir allmählich vertraut; Leute, die in denselben Gasthäusern speisten, Kellnerinnen, die mich als Stammgast in ihr „Service" einordneten, ältere Herren, die wie ich einsame Nachmittagsspaziergänge zu machen pflegten, wenn auch wohl in anderer Absicht. Da hörte ich im Kaffeehaus immer wieder dieselbe scharfe Stimme eines älteren Leutnants, der das Ende des Krieges genau vorausbestimmte, das wütende Knurren eines pensionierten Greises gegen Englands Perfidie; ich unterschied Deutschfreunde und Tschechenfeinde, Altösterreicher mit starken Vorbehalten gegen die neudeutschen Methoden, und Offiziere, die über Operetten und Mädel als Kenner sprachen. Abends sah ich die Menschen, manche schon hohläugig infolge schlechter Ernährung, sich in dumpfer Hilflosigkeit um die Heeresberichte rotten, als ob je aus deren Geprahl ein Hoffnungsstrahl des Friedens leuchten könnte, dann wieder lüstern in die

dürftigen Kinos vor die Bilder aus dem amerikanischen Millionärleben drängen. Aus einer von außen fest mit Läden geschlossenen Weinstube scholl mir auf dem Heimweg halb unterdrückte, halb geduldete Lebenslust entgegen; dies war das nächtliche Nest der Mitglieder des kleinen Theaters, ihrer Freunde und Gönner. In allen Gassen wimmelte es natürlich von grauen Soldaten, die nun, gänzlich abgestumpft, oft zerlumpt, ihr Elend weiter trugen. Einmal kam ich auf einem Spaziergang vor der Stadt an einer Gruppe solcher Feldgrauen vorüber, die um den Stamm eines herbstkahlen Lindenbaums versammelt waren. Ein Korporal unterrichtete sie, gelangweilt, in den Feinheiten der Kunst des Mordens, indem er ein Bajonett in den Stamm stieß und daran Erörterungen knüpfte. Ich blieb stehen und lernte, daß man einem Feind, der vor einem Baum oder einer Wand stünde, nicht mit der ganzen Manneskraft das Bajonett „ins Beuschl" stoßen dürfe — was freilich gar manchem besser gefallen möchte — sondern nur mit halber Kraft, denn wenn die Waffe zu fest im Baum stecken bliebe, könne einen ein anderer von rückwärts durchbohren, während man sie herauszuziehen versuche. Ein beifälliges Gemurmel ging durch die Gruppe der Feldgrauen. Man sah manchem, dem ein Feiertag ohne Rauferei kein rechter Feiertag sein mochte, die Befriedigung an, etwas neues, nützliches gelernt zu haben.

Alle Vorgänge in der Welt draußen waren mir nur noch halbe Wirklichkeit, eine geträumte Hölle, und ich wußte, daß ich träumte. Ich ließ alles um mich geschehen, als sei ich selbst der Mittelpunkt, ja die unbewußte Ursache dieses halb düsteren, halb auch behaglichen Schattenspieles. Mir war, als sicherte mich diese Stadt, als könne mir auf diesem Boden nichts geschehen, als reiche der Arm des preußischen Militarismus nicht bis hierher. Freilich vermochte ich mich noch nicht ganz dieser inneren Sicherheit zu überlassen, da mir der Verstand

immer wieder sagte: Im Jänner ist deine Zurückstellung abgelaufen, und dann muß wieder irgend etwas geschehen. So ging Woche auf Woche dahin, der gefürchtete Termin kam immer näher. Zu Weihnachten sollte ich die Meinigen besuchen; das würde dieses Mal keine reine Freude sein mit dem ungewissen Entscheid so dicht vor mir. Als ich eines Morgens an einem Samstag, meine Zimmertür öffnete, um die Kleider hereinzunehmen, lag auf den Stiefeln ein Telegramm. Es kam von meiner früheren Berliner Wirtschafterin; ihr lag es ob, mir militärische Zuschriften zu übermitteln, für die man, falls man verreiste, beim Bezirkskommando stets eine Adresse an dessen Ort selbst angeben mußte. Das Telegramm enthielt die Nachricht, daß ich mich am nächsten Dienstag um acht Uhr in Berlin zum Zweck einer Nachmusterung in jener Wirtschaft einzufinden habe, wo ich zum erstenmal die schmähliche Prozedur erlitten. Mir erstarrte das Blut, die Eingeweide kehrten sich um. Ich wendete das Telegramm nach allen Seiten, da war kein Mißverständnis möglich. Dann sank ich auf einen Sessel, vor Wut kochend über den Wortbruch einer Behörde, die mir doch wenigstens bis Jänner Sicherheit versprochen hatte. „Ich gehe auf keinen Fall!" So äußerte sich etwas vorschnell meine innere Gewißheit, daß ich nie und nimmer die Uniform tragen würde. Dann kam die Hoffnung. Vielleicht war alles ein Irrtum. Der Feldwebel in der Kanzlei hatte einfach meine Zurückstellung übersehen. Einen Augenblick dachte ich daran, schriftlich auf meine Zurückstellung hinzuweisen. Was würden das aber für Tage sein, bis ich erfuhr, ob man dies anerkannte! Während ich mich anzog, kam mir ein besserer Gedanke. Ich telegraphierte mit bezahlter Rückantwort an den Oberst: „Trotz Zurückstellung auf sechs Monate eben Musterungsbefehl erhalten, was tun?" Kam eine unbefriedigende Antwort, so würde ich mich in das nächste Nervensanatorium flüchten.

Ich besuchte gleich am Vormittag einen Arzt, dessen Dienste ich schon früher einmal in Anspruch genommen hatte, einen weit über die Stadt hinaus bekannten Nervenspezialisten mit vielen Titeln, und ließ mir ein solches Sanatorium in der Nähe für jeden Fall empfehlen. So war also fürs erste alles nur mögliche getan, und es stärkte mich die Sicherheit, daß ich infolge der Willenskonzentration, die ich in den letzten Monaten gewonnen hatte, ganz von selber nach außen richtig handeln würde. Nichtsdestoweniger bedurfte ich noch immer einer gewaltsamen inneren Abwehrhaltung gegen die stets wieder aufsteigenden Zweifel, ob ich auch wirklich schon stärker sei als der mich bedrohende äußere Schein.

Um die Mittagszeit betrat ich ein Gasthaus, aber der Geruch und die Geräusche waren mir so unerträglich, daß ich sofort wieder hinausging. Ich eilte nach Hause, setzte mich auf einen bequemen Sessel mit dem Rücken gegen das Licht, und begann buddhistische Übungen. Noch niemals war es so leicht gegangen. Es bedurfte kaum einer Ablösung von der Außenwelt und den seelischen Vorgängen des Ichs. Ich fühlte mich von diesen geradezu abgestoßen in meine innerste Mitte hinein, die ich sonst, wenn überhaupt, nur mühsam gefunden hatte. Nach kurzer Zeit wurde das Zimmer schattenhaft, ich erreichte, während zahllose farbige Flämmchen um mich leuchteten, das Glück der zweiten Schauung, die innere Meeresstille. Zum erstenmal sah ich das zeitliche Hintereinander meines ganzen Lebens in einer augenblicklich faßbaren Einheit. Hie und da zuckte zwar die Erinnerung auf an ein verdrängtes Leid, aber dies verwandelte sich sofort in Bilder, grau in grau. Ich kann sie nur mit gewissen expressionistischen Erzeugnissen vergleichen; hie und da ein Stück Uniform, ein zornfunkelnder Feldwebelknopf, ein schlotterndes Ich, das von einer großen edelgeformten Hand sanft aufgehoben und weggenommen wurde, alles dies aber

sehr fern wie am Horizont des Meeres meines inneren Wohlseins, das gegenüber diesem Schattenspiel immer bewußter wurde.

Aus diesem Zustand rief mich ein körperliches Kältegefühl zurück. Der Ofen schien ausgegangen, es war dunkel, der Schimmer der Straßenlaternen lag auf den Zimmerwänden. Noch hatte alles einen seltsamen Reiz. Diese Lichtscheine an den Wänden waren dieselben Schimmer, die ich als Kind vom Bett aus so oft an der Tapete betrachtet hatte, wie runenhafte Zeichen eines mir noch geheimnisvollen Lebens. Zu jener längst vergangenen Zeit sah ich nun eine frei Brücke. Noch war ich das von Wundern umgebene, selber nichtig Kleine, aber doch gewaltig S e i e n d e wie damals, und ich würde es immer sein, und bis in alle Ewigkeit würden mich Widerscheine naher und ferner Feuer umspielen. Ich ging hinunter in die Straßen und glaubte zu schweben zwischen den Menschen und Lichtern. Die Magenleere fühlte ich als etwas Fernes, als ebenso fern ihren Gegenpol: Tee. Spielend würde ich nun diese zwei Pole sich berühren lassen.

Im Kaffeehaus wurde Schach gespielt, gelesen. Der ältere Leutnant erklärte gerade Mackensens Feldzugsplan. „Wie wunderbar," dachte ich, „und in Berlin gibt es das Bezirkskommando und Musterungen, und außerdem gibt es Sanatorien. Und ich bin göttlich frei zu beidem, so wie ich frei bin diesen Tee meine Magenleere berühren zu lassen. Ich werde nun dieses Ich mit Hindenburg Schach spielen lassen, und zwar bin ich fähig, die Partie auf zweierlei Art zu spielen: als Angst gegen den Popanz oder auch als Freiheit gegen Knechtschaft. Im ersten Fall ist Hindenburg Plus, im zweiten Fall bin ich es. „Wie aber," leuchtete es in mir auf, „wenn ich beide Partien zugleich spielte, zugleich als der einzelne Schwache, aber innerlich Freie und darum Gewaltige, gegen den Popanz, der innerlich Knecht ist, meine Züge machte?

Muß ich dann nicht siegen, während ich äußerlich zittere, ja gerade deshalb?

Ich frohlockte und dachte an Wälder, Berge, ganz zu geschweigen von den Gestirnen und den fernen Sonnensystemen, die mir alle zugänglich erschienen, wenn ich den Pfad, der sich mir eben öffnete, zu Ende ging: Die Grenzen der Willensallmacht liegen nur in der falschen Bewertung des Scheins. Sobald ich mit dem Militarismus fertig bin, würde ich andere Drachenköpfe abschlagen.

Kaum hatte ich den Tee getrunken, als mir mein Hunger stark bewußt wurde. Ich ging in ein Gasthaus. Während ich aß, verließ mich langsam der selige Zustand; die grobe Befriedigung des Magens nahm mich ganz in Anspruch. Bei der Zigarre fühlte ich eine zunehmende Verwirrung in mir. Während mich das Leben durch seine sinnliche Befriedigung wieder erfaßte, tauchte auch wieder mit einem Stich durch die Eingeweide die Frage auf: Wird der Oberst antworten? Ich bestellte ein zweites Glas Bier unter billigendem Lächeln der freundlichen, nicht mehr jungen Kellnerin. Dann ging ich nach Hause, die selige Sicherheit hatte mich völlig verlassen. Dagegen fühlte ich mich voll menschlichen Trotzes. Wie? Diese Stadt, die ich liebte, in deren Gassen die Berge lugten, zwischen deren alten Häusern ich unerkannt wie im Märchen wandelte, sollte ich verlassen, weil es da oben im Norden ein paar rohen Schnauzbärten gefiel, die einen Krieg angezettelt hatten? Nimmermehr. Ich suchte diese Gefühle zu beherrschen, denn ich wußte, sie nährten nur die scheinbare Realität und damit die Macht des Gegenpols, den ich als „Feind" setzte. Nur die angst- und trotzlose, milde innere Freiheit gab die Gewißheit des Siegs.

Zu Hause fand ich kein Telegramm. Ich legte mich zu Bett, aber nun in der Stille brach der Drache wieder hervor. Es war mir ganz unmöglich, Ruhe zu finden, Konzentrations-

übungen mißglückten völlig. Immer wieder zwang mich meine Phantasie in die Kaserne, eine namenlose Wut packte mich, ich rechtete mit Feldwebeln, fuhr einem an die Kehle und erwachte, ehe ich meinen Mordwillen ausgeführt hatte. So wälzte ich mich bis zum Morgen unter qualvollen Tiger-gedanken, die der Halbschlummer bisweilen zu fürchterlichen Gesichten verdichtete: ich sah mich immer wilder, rasend vor Zorn, mit dem Bajonett gegen Unteroffiziere und Majore vorgehen und zugleich aus allen Poren Ströme tödlicher Gase über den Kasernenhof verbreiten, so daß Tausende von Soldaten unter Hoch- und Hurrageschrei für König und Vaterland sich überschlugen und starben.

Als ich in der Früh meine Tür öffnete, war noch kein Tele-gramm da. Ich ging zu dem schon erwähnten Nervenarzt und ließ mir etwas Veronal verschreiben, um wenigstens gegen die Wiederholung einer solchen Nacht geschützt zu sein. Der Arzt war ein Mann mit grauen Locken, die ihm über den Nacken fielen. Auf der Straße, wo ich ihm oft begegnet war, trug er meist einen großen Schlapphut. So hätte man ihn von weitem für einen vormärzlichen Idealisten halten können. Darum überraschte beim Sprechen sein Lächeln um so mehr, das sich auch den klugen, graugrünen Augen mitteilte. Ich kann es nicht anders als schalkhaft, ja spitzbuben-haft nennen. Er fühlte mir etwas erstaunt den Puls und schüttelte den grauen Kopf. „Aber es handelt sich doch nur um ein'e Musterung," sagte er, „vermutlich wird der alte Befund einfach erneuert." „Nur eine Musterung?" rief ich aufbrausend, „das ist doch, als ob sie einer Frau sagten, sie käme ja nicht ins Zuchthaus, sondern nur ins Bordell, und auch das nur versuchsweise." Der alte Herr hob überrascht den Kopf, und ich sah stärker als je jenen eigentümlichen humoristischen Aus-druck, der das alte verwitterte Gesicht lächelnd verjüngte: „Wissen Sie," sagte er, „Sie haben gar nicht so unrecht mit

diesem Vergleich. Aber was will man machen?" „Sehr einfach. Sich mit jedem erdenklichen Mittel entziehen." Der Arzt sagte gutmütig: „Na, wenn's Ihnen gelingt, ich nehm's keinem übel. Übrigens kann ich Ihnen mit gutem Gewissen Ihren Zustand hochgradiger Erregung bestätigen, der äußerster Schonung bedarf, und zwar ganz im Ernst. Es ist nicht ungefährlich, solchen Zuständen nachzugeben." „Schreiben Sie das nur bitte der Militärbehörde auf."

Wie sollte ich nun den langen Tag verbringen bis zur Ankunft des entscheidenden Telegramms? Das Manuskript eines neuen Bändchens meiner Feldbibliothek lag in Maschinenschrift auf dem Schreibtisch. Die letzten fünfzig Seiten waren noch durchzusehen. Zu dieser, keine neuen Gedanken erfordernden Arbeit fühlte ich mich fähig. Am Nachmittag war der Band fertig zum Versand an den Verlag.

Zu Mittag zu essen versuchte ich gar nicht erst, da ich bei leerem Magen auf eine längere und tiefere Konzentrationsübung rechnen durfte. Sie gelang auch in der Tat fast noch besser als am Tag vorher. Gegen Abend fand ich mich in die Welt zurück. Wieder begab ich mich in das Kaffeehaus, das des Sonntags wegen dieses Mal dicht gefüllt war, vorwiegend mit geputzten Frauen des im Krieg geschäftlich so üppig blühenden Bürgertums. Ich mußte mich mitten in eine Gesellschaft schwatzender Mädchen und junger Leutnants setzen. Wie aus einem Dachfenster auf das Gewühl der Gasse, schaute ich nun auf die Wut hinab, die ich noch in der Nacht gegen alles Uniformierte mit Charge gehabt hatte. Ich fühlte die vollkommene Hilflosigkeit dieser Ahnungslosen, die sich illustrierte Blätter betrachteten, wo sie den Abklatsch ihres uniformierten Ruhmes noch einmal im Bilde sahen. Keiner fühlte sich zwar gänzlich zufrieden in seinem grauen Rock, aber wohl auch keiner ganz unglücklich. Einer erzählte, wie gut er es irgendwo in Galizien gehabt, ein anderer sprach

witzelnd von überstandenen Leiden am Isonzo. Die Frauen hörten halb ernst, halb lustig zu, wenn von Mord, Stacheldraht, versenkten Schiffen die Rede war, so wie sie vor dem Krieg den Männergesprächen über neue Bauten, Eisenbahnlinien und Geschäftskonzerne zugehört hatten. In dem Reden von solchen großen Dingen mit vielen umständlichen Fremdwörtern liegt heutzutage für die Frauen des Bürgertums offenbar ein reizvolles sekundäres Geschlechtsmerkmal des Mannes. Aus allen Gesichtern sprach die längst verschmerzte Abfindung damit, daß man Amboß war für irgendwo aus unerforschlichem Gewölk niedersausender Hämmer, die indessen nachweislich weniger als die Hälfte wirklich tödlich trafen: nur ein bißchen Glück muß der Mensch haben und auch ein bißchen Schlauheit, dann kommt ein fescher Bursch schon durch.

Von neuem meldete sich der Hunger. Ich beschloß, ihm wieder nicht zu sehr nachzugeben, denn im selben Maß, als ich den Leib kräftigen würde, nährte ich die Macht der aus ihm stammenden Beängstigung. Mein Geist fühlte sich ganz angstlos. Im Gasthaus aß ich nur etwas Gemüse und Salat, um die unangenehme Magenleere zu beseitigen.

Draußen herrschte leichter Frost. Kaum regte sich noch die Unruhe des gestrigen Abends. Zu Hause fand ich das Telegramm des Obersten aus Berlin: „Nachmusterung unvermeidlich, entweder hier oder an nächstem bayerischen Grenzort. Beste Grüße.“ Zu meinem eigenen Erstaunen erschreckte mich diese Nachricht nicht mehr. Mein Geist war kristallklar geworden und schloß sofort: Also der Oberst, der mir wohl will, ist noch dort. Er schickt mir beste Grüße. Eine Musterung unter diesem Mann ist jedenfalls aussichtsreicher als irgendwo sonst. Eine Sanatoriumsflucht verschleppt die Angelegenheit nur, ist übrigens im schlimmsten Fall auch nach der Musterung noch möglich. Fahre ich nach Berlin, so habe ich

übermorgen Gewißheit, und zwar höchst wahrscheinlich günstige.

Mein Inneres fühlte sich nun in geradezu ekstatischer Sicherheit wie jemand, dessen Gedanken in Licht getaucht sind und der an den Füßen feste Schuhe hat, so daß es ihm gleich sein kann, durch welchen Kot sein Weg geht. Ich sah von jetzt ab die Ereignisse voll Neugier wie eine Wandeldekoration an mir vorüberziehen. So wurde mir diese Kraftprobe geradezu zur Lust.

An Schlaf war freilich in dieser Hochspannung nicht zu denken. Das Veronal ließ ich unberührt, da ich fürchtete, damit meinen nun ganz lichten Zustand zu trüben. Statt zu Bett zu gehen, setzte ich mich gut eingehüllt in meinen Armsessel und begann zu üben. Die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß es im Sitzen besser gelang als im Liegen, empfahl doch auch Buddha die sitzende Stellung. Es dauerte dieses Mal lange, bis ich mein überschwängliches, inneres Kraftgefühl objektlos gemacht hatte. Lange nach Mitternacht kam wieder die bekannte, selige Stille, die dann langsam in Schlummer überging. Beim Erwachen spielte ein schüchterner Strahl der Wintersonne auf der Tapete. Ich fühlte ein leises Zittern im ganzen Leib, das mich nun 24 Stunden, d. h. bis nach der Musterung nicht mehr verließ. Ich erkannte es, als die nun gänzlich im Körper objektivierte, natürliche Angst, die der Geist, völlig frei davon, ruhig registrierte. Es gab da also ein Subjekt, welches es lustvoll erlebte, daß der kleine Mensch da die Scheinsicherheit seines Ichs wie eine Jahrhunderte alte drückende Lüge abwarf und sich dem urmenschlichen Zustand der Weltangst überließ.

Vormittags holte ich mir das in Aussicht gestellte ärztliche Zeugnis, dann trug ich mein Manuskript zum Einschreiben auf die Post und ließ die Vorgänge am Schalter zwischen den Menschen wie Schatten an mir vorübergehen. Dabei erfüllte

mich ein unaussprechliches, auf nichts einzelnes beschränktes Wohlwollen mit allen diesen Leuten, die so brav und ahnungslos ihre Rollen spielten und sie für bare Wirklichkeit nahmen. Zu Hause packte ich einiges Notwendige zusammen. Einen kleinen buddhistischen Katechismus band ich, um ihn den groben Pfoten der Grenzzensur zu entziehen, unter die Weste, dazu ein Dutzend Zigarren zur Betäubung des Hungers, Ich wollte ganz im Gewand und Stil dieser Gebirgsstadt nach Berlin fahren, als nähme ich in dem Lodenmantel meiner einsamen Gänge und dem etwas verwitterten Plüschhut ihren Schutz mit. Mein Gepäck bestand aus einem Rucksack. Beim Weggehen begegnete ich auf der Treppe dem Briefträger, In einem eingeschriebenen Brief sandt meine frühere Wirtschafterin den Musterungsbefehl selbst. Ich las, daß ich morgen früh in frischgewaschenem Zustand und reiner Wäsche zu erscheinen habe. „Selbst den Gefallen tue ich euch nicht," dachte ich lächelnd, „denn ich werde zwischen Ankunft und Musterung keine Zeit zur Toilette haben."

Aus dem Bahnhof wurde ein Mann geführt, graubärtig, bäuerlich. Vor und hinter ihm ging je ein Soldat mit aufgepflanztem Bajonett. Ein Wachmann erklärte einem Fragenden, dies sei ein Deserteur, der sich jenseits der Grenze versteckt hätte, solche Falotten gäbe es viele. Der Gefangene hielt die großen Hände vor das Gesicht, wohl aus Scham. Vielleicht war er in der Stadt bekannt. „Armer Kerl," dachte ich, „wenn ich doch dir und allen andern klar machen könnte, daß die Grenze, über die man desertieren muß, nicht zwischen Bayern und Österreich liegt." Am Schalter drängten sich viele Menschen. „Berlin zweiter," sagte ich mechanisch. Die Beamtin hatte mich falsch verstanden und gab mir eine Fahrkarte dritter Klasse. „Aber natürlich dritter," dachte ich befriedigt und nahm die Karte, die meinem Lodenmantel und Rucksack entsprach. Jetzt verstand ich auf einmal, warum ich

instinktiv diese dem Berliner Geschmack so widersprechende Kleidung gewählt hatte. Je mehr ich mich äußerlich unscheinbar machte, vernichtste, desto mehr wuchs die innere Kraft. Dies war der Schutz, den ich in der bescheidenen Verborgenheit der kleinen Stadt stets gefühlt hatte und den ich jetzt mit nach Berlin nahm. So stieg ich in die dritte Klasse, nicht einmal, wie ich sonst gewohnt war, nach einem Eckplatz in einem möglichst leeren Abteil suchend, sondern mitten hinein in die Menge, zu der ich ungewohnt freundliche Gefühle spürte.

5.

„Ich muß schlechterdings suchen, mein besseres Selbst im Wechsel der Lebensszenen, in den Veränderungen des Gemüts behaupten zu lernen." Novalis.

Der Zug fuhr der Grenze zu, die ich mit meinem geringen Gepäck schnell überschreiten konnte. In Bayern versank die Abendsonne in braunen Nebeln über weiten herbstlichen Mooren. Im Abteil war es sehr warm. Eine hübsche, einfache Frau, blond und noch mädchenhaft, erzählte einem älteren Mann, viel dazwischen lachend, was für einen Überfluß an Fleischmarken sie bei ihrem letzten Münchener Aufenthalt gehabt hätte. Dabei sah sie öfters fast kindlich, ohne jede zweideutige Koketterie, nach mir, als wünschte sie, daß ich zuhöre. Ich lächelte. Plötzlich sagte sie: „Fahrt der Herr vielleicht nach München?" Ich bejahte. „Wollen's vielleicht a paar Kinderfleischmarken haben, i woaß gar net wohin damit." Sie lachte laut und sah mich mit offenen blauen Augen an. Sie zwang mich geradezu, die Marken einzustecken. Ein alter Bauer mit blauschwarzen Stoppeln in dem rotgedunsenen Gesicht schüttelte den Kopf und sagte mißbilligend: „Dees sicht ma selten, daß oans Fleischmarken hergibt." „Is' Eahna leicht net recht?" sagte die Junge, immer noch lachend; „wenn's net so a finstres Gesicht machaten,

hätt' i Eahna a oane geben, aber i mog halt nur die freindliche Leit'." „Bei die Zeiten", knurrte der Bauer mit mürrischem Humor, „kann ma net alleweil ausschauen wie a Hochzeiter." Ich lachte. Die Frau fragte mich: „Is der Herr vielleicht a Hochzeiter?" „Freilich," antwortete ich, „g'rad fahr' ich zu meiner Braut." Nun brach sie in wahre Freudenrufe aus. „Dees hab i Eahna gleich angesehn," sagte sie, „daß Sie a recht a glicklicher Mensch sein missen. Dees is' a Seltenheit heitzutag." Sie schwatzte noch lange von ihren Kinderchen, ihrem Mann, der zwar eingerückt sei, aber es irgendwo in der Etappe gut habe und ihr viel schicken könne, und daß ihr Grundsatz bleibe, sich nie Sorgen darüber zu machen, wie alles werden sollte; im Augenblick komme ja immer von selbst das Rechte. Die Menschen wollten eben nie sehen, daß das Glück dann oft am allernächsten sei, wenn es um einen am finstersten ausschaue. Bisweilen sagte sie: „Net wahr, der Herr versteht mich, der Herr denkt auch so?"

Es war schon dunkel, als wir im Münchener Bahnhof einfuhren. Die junge Frau rief mir noch Grüße an meine Braut nach. Ich hatte zwei Stunden Aufenthalt bis zum Abgang des Berliner Nachtzugs. Mit dem Rucksack auf dem Rücken schlenderte ich in den mir von langen Aufenthalten wohl bekannten Straßen umher, in die sich leise Herbstnebel senkten, die elektrischen Lampen wie mit durchschimmernden Watteballen umhüllend. Wie ein wiederkehrender Toter kam ich mir vor, der eine bessere Heimat gefunden hat und nun mit leiser Wehmut, aber ohne wirklichen Schmerz die Stätten seiner früheren menschlichen Freuden zerstört sieht. Wo war das fröhliche Gewimmel der Münchener Abendstraßen hingekommen? Auch in dieser Stadt ehemaliger Lebenslust brütete die Sorge um den unsinnigen Krieg auf den nun unfreundlich vorübereilenden Menschen, die alle nicht aus noch ein zu wissen schienen, während sie sich vor den ewig

gleichen, allabendlichen Heeresberichten ansammelten, in denen verächtlich von „dem Engländer“, „dem Franzosen“ die Rede war. In einigen Buchhandlungen sah ich in Reihen Bändchen meiner Feldbibliothek liegen.

Innerlich fühlte ich mich dauernd wohl in der Hochspannung vor einer bevorstehenden sicher günstigen Entscheidung, aber körperlich überkam mich beim Herumziehen in den nebligen Gassen eine immer größere Schwäche. Plötzlich fühlte ich mich so entkräftet, daß ich mich an eine Mauer lehnen mußte. „Das wäre eine schlimme Geschichte,“ dachte ich, „wenn ich jetzt ohnmächtig hinfiele, ins Krankenhaus gebracht und dann weiß Gott wann und von wem gemustert würde. Nein, ich darf die Zügel nicht aus der Hand verlieren, ich will jetzt selbst die morgige Musterung in Berlin; mag ich dann zusammenbrechen, aber keinesfalls vorher.“ Ein greisenhafter, kleiner Dienstmann mit dünnen goldenen Ohrringen, ein Kriegsüberbleibsel der einst herkulischen Münchener Laderinnung, betrachtete mich staunend. Ich ließ mich von dem Alten, mich auf ihn stützend, zum Bahnhof führen. Er schwatzte ein wenig und meinte pessim-optimistisch, jetzt hätten wir bald nichts mehr zu essen und dann m ü ß t e n wir Frieden schließen. Seine einzige Sorge war das Essen, die meinige das Gegenteil: nicht durch zu viel Essen die geistige Herrschaft über meinen Zustand zu verlieren. Im Wartesaal verzehrte ich einiges zerkochte Gemüse, trank einen Tee und zwei Glas Branntwein. Ich fühlte mich hinreichend gestärkt, um die Reise wagen zu können. Etwas Brot hatte ich bei mir, das mich vor ernstlichen Schwächezuständen schützen würde. Auch das Rauchen half einigermaßen. Bis zur Musterung waren nur noch zwölf Stunden.

Ich stieg in einen schlecht erleuchteten Wagen dritter Klasse; dieses Mal setzte ich mich in eine Ecke. Ich hatte durch die Mahlzeit den Leib doch offenbar wieder zu sehr gekräftigt, denn

kaum war die Zigarre zu Ende, als auch die Angst wieder ins Innere zu dringen begann; quälende Kasernenvorstellungen traten auf, und statt selige Gewißheit zu atmen, befand ich mich wieder in dem dumm-ohnmächtigen Trotz eines Ichleins, das sich nichts gefallen lassen will. Schlafversuche mißlangen, die Gedankenmaschine begann wieder ihre zermalmende Zwangstätigkeit. Ich mußte innerlich Szenen spielen, wie ich mich morgen bei der Musterung aufführen würde. Ließ man mich nicht frei, so wollte ich schreien, ich sei ein Gott und mich dabei so gebärden, daß jedes beliebige Urteil über mich möglich sei, nur nicht das, ich sei militärtauglich. Der Schaffner, der meine Fahrkarte verlangte, rüttelte mich aus diesen Wahnvorstellungen. Ich versuchte mich etwas zu zerstreuen durch Belauschen der Gespräche um mich her. In bäuerlicher fränkischer Mundart (meiner heimatlichen verwandt) erzählte eine Frau von der Willkür, mit der ein Vorgesetzter ihrem Sohn das Leben zur Hölle machte. Eine alte Männerstimme wiederholte immer wieder: „Mer hawwe verspielt . . . mer hawwe verspielt . . des is klar" — und wir befanden uns erst im Herbst 1916.

Ich beruhigte mich, während ich wiederum das Automatisch-Mechanische dieser ganzen Leidenswelt um mich her zu erfassen suchte, deren Ursache nach Buddha Nichtwissen ist. Ich lächelte über die eigene Wahnidee, daß ich morgen vor der Musterungskommission etwas „aufführen" würde. Das „Aufführen" wollte ich jenen Pflichtautomaten ihrer eigenen Unwissenheit überlassen; in völliger innerer Zusammenfassung vielmehr würde ich mich unter sie stellen, sie meinen Leib beklopfen, behorchen, befühlen und dann meine Unzugehörigkeit zu ihrer Welt durch irgend eine ihrer Formeln ausdrücken lassen.

Nun gelang auf einmal das Üben wieder. Einige Stunden lang war ich weltentrückt. Gegen Morgen hielt der Zug.

Wir waren in Preußen. Ein trübseliger, herbstnächtlicher Bahnhof. Der Wind ratterte an den Schildern. Dunkle Männer mit Laternen schlichen am Zug entlang. Einige Herren aus der zweiten Klasse gingen auf dem Bahnsteig auf und ab. Noch immer war also der Typ des flotten Handlungsreisenden mit der schiefsitzenden englischen Mütze und dem gelben Lederköfferchen nicht ausgestorben, der mit seiner gehaltlosen Scheinsicherheit die moderne Welt beherrscht. Selbst diese Herren mit den kurz geschnittenen Schnurrbärten in den geröteten Gesichtern und den prallen Wintermänteln mit Pelzkragen brachten es fertig, noch im dritten Kriegsjahr in Zivil herumzulaufen. Sollte mir das nicht gelingen? In einem engen Wartesaal, in dem ein kleiner runder Eisenofen brannte, wurde eine schwarze Flüssigkeit mit Sacharin als Kriegskaffee verkauft. Wenn ich nicht vor der Musterung zusammenbrechen wollte, mußte ich noch einmal essen, auf die Gefahr hin, dann zunächst wieder einen Trotz- oder Angstzustand durchmachen zu müssen. Ich staunte über die Gier, mit der ich zu dem schwarzen Getränk ein Stück Brot verschlang. Noch ein Letztes, dachte ich, dann nichts mehr. So würde ich im Augenblick der Musterung auf dem Höhepunkt innerster Sammlung sein und den schmählichen Vorgang als Gespenstertanz unter mir von einer höheren Ebene aus ekstatisch erleben. Im Abteil überkam mich ein nervöser Reiz, dessen ich aber Herr wurde, das wenige Genossene zu erbrechen. Um mich vernahm ich einen ganz anderen Ton als vorher in Süddeutschland. War dort die Stimmung allgemeine Ratlosigkeit gewesen, so herrschte hier noch die alte Verblendung von 1914, aber gegen den wachsenden inneren Widerspruch ins Krampfhafte gesteigert. Man berauschte sich noch immer an diesen dummen, nutzlosen Siegen, zurzeit den rumänischen. „Na, jetzt wird die Bande wohl bald einsehen, wer der Sieger ist", prahlte ein Gefreiter.

„Wenn nur die Österreicher nich' solche Schlappschwänze wären", meinte ein spitzes Weib in Trauer. „Na prost," rief ein von der Lampe hell erleuchteter, bärtiger Unteroffizier und goß aus einer dicken Flasche einem im Dunkel sitzenden Kameraden etwas ins Gläschen. „Gott strafe England", rief dieser forsch. Der Ekel würgte mich bei diesem, von mir seit einem halben Jahr nicht mehr gehörten, einem ganzen Volk eingeprägten Wort der Dummheit.

Es war schon fünf Uhr. Schlafende Dörfer, hie und da ein helles Fenster jagten draußen vorüber. Die hohen Berliner Vorstadthäuser erschienen, in denen frühmorgenliches Leben hinter den Scheiben erwachte. Um halb acht Uhr fuhr ich im Anhalter Bahnhof ein, wie einst so oft nach langen Auslandsfahrten.

Auf dem Platz vor dem Bahnhof lag bläuliches Morgenlicht. Vor einem Gasthof stand ein einsames Auto, das ich mir schnell sicherte. In dem Gasthof ließ ich mir ein Zimmer geben, ein mißbilligender Blick des befrackten Oberkellners prüfte meinen Rucksack. Ich wusch schnell Gesicht und Hände und jagte dann im Auto nach jenem Wirtshaus, wo ich vor anderthalb Jahren an einem sonnigen Junimorgen zum erstenmal eine Musterung erlebt hatte. Ich war nun ganz und gar in dem Zustand, den ich so bewußt vorbereitet hatte: wie Gespensterszenen jagte an mir das in der Dämmerung erwachende Straßenleben vorbei. Beim Aussteigen vor dem Torweg des Wirtshauses fühlte ich mich am Ende meiner Kräfte, aber zugleich auch von der quälenden Angst befreit, ich könnte zu früh zusammenbrechen. Je schlechter es mir jetzt ging, desto besser. In einem dunkeln Hof standen bleiche Männer in Wintermänteln, man stieg eine breite Treppe hinauf, und wieder befand ich mich in jenem Tanzsaal mit der arabisch-indischen Bühnendekoration. Es brannten ein paar Gasflammen über den drei bis vierhundert Männern, die um Tische

Platz nahmen. Manche bestellten sich trotz der frühen Stunde gleich Bier, ein blasses, dünnes Gebräu in schmalen Gläsern. Mich überkam wieder ein Brechreiz. Ich sank auf einen Stuhl an einem etwas abseits stehenden Tisch. Wegen der schlechten Heizung fröstelnd hüllte ich mich fest in meinen Lodenmantel. Die Glieder zitterten mir, wie ich es nie erlebt, dabei fühlte ich mich innerlich geradezu behaglich. Ich sah mir meine Leidensgenossen genauer an: fast alles Männer der unteren Stände, bestenfalls Handlungsgehilfen und kleine Geschäftsleute. Was körperliche Ansehnlichkeit betraf, befand ich mich unter dem Ausschuß des Ausschusses. Das waren nicht die normalen Erscheinungen meines Jahrgangs, sondern es versammelten sich hier die Schwächlichsten von etwa zehn Jahrgängen, aus denen die Tauglichen und Mindertauglichen schon ausgesiebt waren: Schwindsüchtige, Verfettete, Hinkende, Verwachsene, Leute mit Krücken, Bandagen, Verbänden oder zwei Brillen übereinander, kurz ein Breughelsches Siechenhaus.

Ein Feldwebel und ein Schutzmann erschienen. Mir fiel ihre ungemeine Freundlichkeit auf. Der ergraute Feldwebel trug ein schwarzes Läppchen über dem linken Auge und gab in geradezu väterlichem Ton jede erwünschte Auskunft. Der Schutzmann, ein fetter, schwerfälliger Mensch mit bartlosem, pockennarbigem Gesicht trug sein schwarzglänzendes, gescheiteltes Haar in die Stirn gekämmt, was ihm einen dümmlichen Gesichtsausdruck gab. Er war etwas zurückhaltender als der Feldwebel, aber auch keineswegs barsch. Trotz meiner inneren, fast schwebenden Entrücktheit von allem beobachtete ich sehr genau jede Einzelheit.

Der Feldwebel beruhigte Fragende: nein, nein, so scharf wie bisher ginge es nicht mehr zu, man wisse wohl, daß man aus schwachen, leidenden Leuten nicht mehr viel „herausholen" könne, fronttauglich seien gestern und vorgestern nur wenige

befunden worden. Viele im Sommer für dauernd untauglich Erklärte klagten über den Wortbruch der Behörde. „Dauernd untauglich jiebt's allerdings nicht mehr," erklärte der Feldwebel, „zu irgend etwas wird jetzt jeder heranjezogen und selbst die Krüppel werden nur auf drei bis sechs Monate zurückjestellt." „Also geht in einem Vierteljahr die Quälerei von neuem los", rief ein dünnes, kleines Nervenbündel von einem Menschen. „Sie sind ja gar keen Krüppel," meinte der Feldwebel, „Sie kriegen heute Ihren endgültigen Entscheid." Der Kleine wurde gelb wie Käse. Ich klammerte mich sofort an den Termin von sechs Monaten als meinen Fall. Der Oberst, der mir telegraphiert hatte, erfuhr ich nun, sei der Vorsitzende der Kommission. Ich hatte mich nun bewußt derartig vernichtst, daß ich aus Versehen im Gespräch zu dem Unteroffizier vor lauter Demut „Herr Oberoffizier" sagte. Mein Menschliches fühlte ich nicht anders als ein Maskenkleid, das ein heimlicher Weltkaiser trug, um nicht erkannt zu werden.

Gegen neun Uhr wurden die ersten Gruppen von je zehn Leuten in den Musterungsraum geführt. Inzwischen hatte sich ein blonder starker Herr mit einem Schmiß auf der sackartigen, geröteten Wange zu mir an den Tisch gesetzt. Er begann ein Gespräch und ich merkte bald, daß er sehr gut unterrichtet war. Mit Galgenhumor erzählte er, nachdem wir zwei gemeinsame Bekannte in der Berliner Gesellschaft festgestellt hatten, daß er Polizeirat und bei der letzten Musterung selbst Zivilvorsitzender am Kommissionstisch gewesen sei, vor dem er jetzt nackt den Urteilsspruch zu hören habe. „Sic transit gloria mundi", meinte er lächelnd. In einer Gruppe neben uns — vermutlich Arbeiter — wurde ziemlich unbefangen politische Unzufriedenheit laut. Ein hühnerbrüstiger, fuchshaariger Mensch mit fiebrig leuchtenden, hellen Augen erklärte, mit den sommersprossenbedeckten, knochigen Händen herumfuchtelnd: „Aus reener Bosheit

schickt man die Leute ins Feuer, damit's nach'm Krieg weniger Sozialdemokraten jiebt." „Hören Sie einmal die Brüder da," flüsterte mir der Polizeirat zu, „die genieren sich nicht mehr." Der Feldwebel trat zu der Gruppe und rückte mit der Hand an dem schwarzen Läppchen über dem Auge. „Nu Kinder," sagte er, „redet keenen Mumpitz. Spaß macht der Krieg niemand mehr, aber ihr wollt doch ooch die Russen nich' in Berlin haben." „Schlimmer als det, wat wir jetzt in Berlin haben, wären die Russen ooch nich'. Die sin' Menschen wie wir, aber der Militarismus . . . ." „Nun sein Se still, Mann," erwiderte der Feldwebel ruhig, „ich darf hier solche Reden nich' dulden." Das wirkte, denn von all diesen Unglücklichen wußte ja keiner, daß wir damals noch einen annehmbaren Frieden haben konnten, wenn die Regierung statt zweideutige und unglaubhafte Friedensangebote zu machen, sich unzweideutig vom Militarismus, seiner Gesinnung und Politik losgesagt hätte.

Ich sagte zu dem Polizeirat: „Vor einem Jahr wäre dieser Auftritt anders verlaufen." „Freilich," erwiderte er schmunzelnd, „man hat inzwischen gelernt, die Leute zu behandeln, ihre Stimmung, auf die jetzt alles ankommt, nicht zu verderben."

Dieses interessante Gespräch fand leider dadurch sein Ende, daß der Polizeirat aufgerufen wurde. Sein Körper zuckte und straffte sich; er rief „Hier" und eilte gleich den andern, wie von einer höheren Macht getrieben, zu der Gruppe, die gerade gebildet wurde. Mit ihr verließ er bald darauf den Saal. Ich aber dachte: „Also jetzt halten wir bei dem sich in väterliche Milde verhüllenden Militarismus, um auch die Schwächsten ‚erfassen' zu können, die man nicht gleich zu sehr einschüchtern darf. So gehen die Leute nach Hause und erzählen: ‚Man ist wirklich so nett und menschlich mit uns gewesen, gar nicht mehr der alte Kommißton'. Ein ganz be-

sonderer Leim, auf den die Leute kriechen sollen: Der arme schlichte Kaiser, der über die Maßen gescheite Hindenburg, und gar dies Engelsgemüt von einem Ludendorff, ach, wenn sie nur wollten, wie ihre liebenden Herzen und klugen Köpfe möchten, sie schlössen ja gleich Frieden, aber der böse Feind usw. usw. Hören die unnützen Schroffheiten, Willkürlichkeiten und Mißhandlungen auf, was wollen dann die Sozialdemokraten noch einwenden gegen den Militarismus? Die allgemeine Gleichmacherei der Ungleichen zum Zweck niedrigster Verrichtungen, das gerade kann doch den Massen nur wohl tun. Nein, der äußerlich milde Militarismus ist der allergefährlichste!"

Der Fuchshaarige gehörte derselben Kolonne an wie der Polizeirat. Genau wie dieser war er beim Rufen seines Namens zusammengezuckt, seine kecke Haltung verschwand im Nu, als er in Reih und Glied stand. Unter seinen bisherigen Zuhörern wurde inzwischen „Hindenburgs größter Gedanke", wie die Zeitungen es damals nannten, die Zivildienstpflicht, besprochen, die jeden Deutschen von sechzehn bis sechzig Jahren zu Zwangsarbeit verurteilte; freilich wurde aus Mangel an Zuchthäusern die Strafe nur bei einem Teil wirklich vollzogen. Jedenfalls konnte nun jeder nach Belieben „erfaßt" werden, auch wenn er über das militärische Alter hinaus war oder es noch gar nicht erreicht hatte. Diese Maßnahme fand bei der antimilitaristischen Gruppe Billigung. „Alle Mann müssen heran," rief ein Fettleibiger, „dagegen sage ich nischt, aber nich' jeder als Soldat. Heute soll keener frei herumlaufen dürfen." „Nich' nur alle Mann," fügte ein Buckliger hinzu, „och alle Weiber." Mir fiel auf, daß der Bucklige nicht auch von Weib die Mehrzahl bildete: „alle Weib". Das ging offenbar doch nicht. Drückt nicht diese militärische Mehrzahlbildung die ganze menschliche Erniedrigung des Zustandes aus? Der Militarismus hat ja gar nicht, wie er

sich rühmt, mit wahren Männern zu tun, sondern mit „Mann". Noch nicht ganz frei zwar von dem alten Trotz, aber doch in der Sicherheit des rechten Weges, faßte ich meinen ganzen Willen zusammen in dem Wort: „Ich lasse mich nicht vermannen". In diesem Augenblick wurde mein Name gerufen. Ich richtete mich langsam auf und fühlte körperlich unsagbare Schwäche. Auf meinen Stock gestützt, trat ich auf die Kolonne zu und ließ mich einordnen. Der Trotz war nun wie weggeblasen. Mir war, als ob man in meinem Gesicht das milde Lächeln eines gänzlich Unbeteiligten hätte sehen müssen über den Mummenschanz, den alle diese im Schein Befangenen, Opfer wie Henker, spielten. Von nun an war alles weitere von einem inneren Gefühl allmächtiger Seligkeit getragen, während mein Leib so zitterte, daß mir war, als müsse man die Knochen in den Gelenken klappern hören.

In langsamem Schritt geht die gebrechliche Kohorte die enge, mir vom Sommer wohl erinnerliche Stiege hinauf. Oben ein enger, mit Menschendunst erfüllter Auskleideraum, zehn nackte Gesäße verschwinden durch die Tür gegenüber. Auf Stühlen warten Entkleidete, noch halb mit Hemden zugedeckt. Inzwischen zieht sich meine Kolonne aus. Ich zittere derart, daß alle mich ansehen, aber im Innern spüre ich Wollust: in einer leichten Barke fahre ich wie Dante durch einen Höllentraum voll Qual. Dabei sehe ich jede Kleinigkeit, die Holzmaserung der Stühle, die weitere oder engere Hauttextur, die schwächere oder stärkere Behaarung der kümmerlichen Leiber, die sich neben mir entblößen. Nicht nur meine Glieder beben, auch die einzelnen Nervenknoten unter der Haut. Ein Schutzmann schiebt Nackte in den Nebenraum. Andere kommen zurück mit enttäuschten Gesichtern, daß man sie nicht als Krüppel wieder drei bis sechs Monate zurückgestellt hat. Eine neue Kolonne noch Angekleideter kommt die Stiege herauf, während wir nun nackt, mit unseren Hemden halb

zugedeckt, auf den Stühlen sitzen, welche unsere entblößten Vorgänger gewärmt haben.

Von hier ab verlor ich die letzte Empfindung für die Körperlichkeit der wahrgenommenen Welt, alles schien mir innerer geistiger Vorgang, eine eigene Projektion von Bildern, die nichts Objektives, nichts an sich waren. Vielleicht glaubt man es mir nicht, aber in diesem Augenblick dachte ich an Kant. „Wahrhaftig, er hat recht, die empirische Welt existiert nicht außer uns, sie ist ein Vorgang in uns.“ Ich hätte singen mögen vor Lust über dieses schon außermenschliche Erlebnis.

Ich befinde mich in der Kolonne, die nun im Gänsemarsch in den Musterungssaal geht, nun gänzlich trotzlos den Vorgängen eingeordnet, ja wie mit ihnen spielend. Durch viele Fenster fällt bleiches Wintermorgenlicht. Am Kommissionstisch neben einem Schreiber allein der Oberst, ein schöner, sonnegebräunter Mann, schwarze, buschige Brauen ... angegrauter spitzer Vollbart. Vor dem Tisch mustert ein kahlköpfiger Arzt mit Fettwülsten unter den erloschenen Augen und rotem, speckigem Gesicht und Nacken die einzelnen Leute.

Mein Zittern wird so stark, daß ich mich an die Wand lehnen muß. Ein schnurrbärtiger Schutzmann, der in der Nähe auf einem Stuhl saß, steht auf, sagt barsch: „Wenn Se nich' stehen können, dann dürfen Se sich setzen.“ „Danke, es geht auch so.“ Der Oberst ruft: „Wenn da jemand nicht stehen kann, so soll er sich ruhig setzen.“ So sehe ich also dem Schauspiel sitzend zu. Nackte zwischen mir und dem Arzt, der an den Körpern herumklopft, er ruft mechanisch Zahlen und Buchstaben durch die Luft, der Oberst fällt den Entscheid: arbeitsverwendungsfähig, garnisondiensttauglich; nicht *einmal* sagt er: Zurückstellung. Man fühlt deutlich die vollständige Überflüssigkeit des ganzen Geschehens, vor dem seit einer Woche mehrere tausend Menschen zittern, den Vorwand,

die unbrauchbaren Leute nur irgend wie zu „erfassen". Mein Name wird gerufen, mir fällt zunächst gar nicht ein, daß ich aufstehen muß. Dann denke ich schlau: Ruft nur noch einmal, damit der Oberst, der mich ja nie gesehen hat, aber meinen Namen kennt, auf mich aufmerksam wird. Der Schutzmann neben mir wiederholt laut meinen Namen und sagt: „Das sind wohl Sie?" Nun springe ich auf, wie von einer Feder emporgeschnellt, als könnte ich diese Gelegenheit der Befreiung gar versäumen, renne pfeilgerade auf den Arzt zu, der zuerst erschreckt ausweicht, mich dann aber aufhält. „Was ist Ihnen denn? Wohl eine Aufregung durchgemacht — was?" „Die Musterung . . die Musterung"; ist alles, was ich sagen kann, indem ich ihm tief in die Augen starre, seinem Gesicht ganz nahe kommend. „Das ist wohl ein Attest?" fragt er, meinem Blick ausweichend, und entwindet meinen zusammengekrampften, eiskalten Fingern das völlig zerknitterte Zeugnis des Arztes. Er untersucht mich gar nicht weiter, sondern ruft die mir wohlbekannte Zauberformel U. 15, worauf der Oberst sagt: „sechs Monate zurück."

Ich taumle vorwärts, der Schutzmann packt mich am Arm, ich stehe wieder im Nebenraum vor dem Stuhl mit meinen Kleidern. Das Zittern läßt nach. Um mich sitzen nackte Menschen, mit Hemden halb zugedeckt; sie fragen mich, wie es mir ergangen; ohne zu wissen warum, antworte ich in österreichischer Mundart, als flöge ich im Geist schon nach Hause zurück.

Ich taste mich langsam über die enge Stiege. Das trübe Morgenlicht umgibt mich mit äußerstem Behagen wie eine gute Schlafdecke. Ich durchschreite den Saal, wo der Feldwebel mit dem schwarzen Läppchen über dem linken Auge die letzten Kolonnen formt, dann stehe ich auf der von Trambahnen und Automobilen tosenden Straße. Es ist gegen elf Uhr Was tun bis zum Abendzug? Zunächst zum Zweck gründlicher

Reinigung in den Gasthof, dann in ein Kaffeehaus. Die lieblose Öde des Berliner Gasthausbetriebs, der fast leere muffige Raum, die gefälschte Schokolade, all das wird köstliche Süße, an der meine innere Seligkeit erst deutlich wird. Ein schmächtiger Kellner schwätzt, statt mich zu bedienen, mit der üppigen Blondine am Büffet in dem bekannten Berliner Ton, halb Feldwebel, halb Lüdrian. Ich liebe dieses Paar dafür, daß es meine Welt so belebt. Mich erfüllt eine geheime Wonne. Ich schmecke meine Freiheit wie noch niemals. Wieder tun dürfen, was man will! Die kleinsten Funktionen und Vorgänge werden umschimmert von dem Licht des wiedergefundenen Kleinods, der Freiheit.

6.

„Alii bella gerant . . .“

Seit meiner Flucht aus Berlin war ich mit keinem meiner dortigen Bekannten in Verbindung geblieben, hatte ich doch völlig abgeschieden leben wollen. Nun fiel mir mein englischer Vetter ein. Ich ging an den Fernsprecher, meine Kusine antwortete selbst und lud mich zu Tisch. Die Berliner Straßen wirkten an diesem grauen Dezembermorgen noch bedrückender als gestern die Münchener. Die chronisch gewordene Verzweiflung in den Gesichtern war um so fürchterlicher, als sie nicht dumpf getragen, sondern in dem gehetzten Treiben niedergekämpft wurde und sich immer wieder auf Umwegen entlud. Auf Schritt und Tritt fanden erregte Szenen statt. Beim Aus- und Einsteigen in die Trambahnen beschimpften sich Fahrgäste wie Wagenführer gegenseitig, häufig mit Anspielungen — besonders in weiblichem Mund —, daß der oder jener in den Schützengraben gehöre. Wie nach einem Betäubungsmittel stürzten sich die heimlich Verzweifelten auf die Mittagszeitung und berauschten sich an deren trügerischen Siegesfanfaren.

Bei meiner Kusine dagegen fand ich es sehr behaglich. Unentwegt hielt sie das Banner der „internationalen Zivilisation" aufrecht, wie sie selbst sagte. Ich fühlte mich immerhin bei dieser ziemlich oberflächlichen und nichtssagenden Frau wieder einmal auf ein paar Stunden in „Europa", und das tat mir offen gestanden wohl. Ihr Empfangszimmer glich aufs Haar einem Londoner drawing-room. Weiß Gott, wie sie es angefangen hatte, in Berlin ein Zimmer mit Kamin zu finden. Vor dem knisternden Feuer standen licht gemusterte Armsessel, in die wir uns setzten. Auch mein Vetter erschien bald. Er hatte eine leitende Stelle in irgendeiner Kriegsgesellschaft für Ernährung. Der gelbe, häßliche Mensch machte einen viel ruhigeren Eindruck als bei unserer letzten Begegnung, ja er wirkte fast jovial. Er war nun lange nicht mehr der einzige mit seinen Ansichten. Er ließ durchblicken, daß sich um ihn eine Schar von Gesinnungsgenossen bildete, die sich in allen Schichten der Bevölkerung fanden, von einzelnen Höfen bis in gewisse Arbeiterkreise. Ziel war, den alldeutschen Koloß langsam zu unterhöhlen.

Man fand, daß ich sehr schlecht aussah, obwohl das Zittern inzwischen aufgehört hatte; als man aber die Ursache meiner Blässe erfuhr, beglückwünschte man mich offen zu meinem „Erfolg". Zu Tisch erschien eine gescheite, schöne Jüdin aus den Kreisen der Hochfinanz. Ich kannte sie von früher. Sie stand im Ruf, sich mit indischer Philosophie zu beschäftigen und aß als Buddhistin kein Fleisch.

Bei Tisch merkte man übrigens nichts von Kriegsnot. Meine Kusine glaubte sich rechtfertigen zu müssen. Sie hatte gerade eine pommerische Gans bekommen, und Geflügel war ja markenfrei. Seit einer halben Woche nahm ich zum erstenmal wieder eine richtige Mahlzeit ein, und ich fühlte von der ungewohnten Kräftigung eine Art Rausch durch mein Blut gehen. Zum Kaffee erschienen noch einige Herren.

„Aber früher haben Sie doch, wenn ich mich recht erinnere, anders gedacht," sagte die Buddhistin, mit der ich mich plaudernd auf ein Ecksofa setzte, „Sie haben doch auch einmal Hurra gerufen?" Ich sah, daß sie an ihrer weißen, etwas fetten Hand einen Ring mit grünem, offenbar asiatischem Amulettstein trug. „Allerdings," erwiderte ich, „aber ich hatte Gelegenheit, hinter die Kulissen zu sehen; und als ich erkannte, um wen und um was es sich bei diesem Krieg handelt, ging ich in Ruhe und Abgeschiedenheit." „Im Gegensatz zu Ihnen," erwiderte die Dame, „habe ich den Krieg von Anfang an für das Verdammungswürdigste der Welt gehalten, aber jetzt, wo es uns einmal getroffen hat, könnte ich nicht davonlaufen, das wäre ja Fahnenflucht." „Wie?" rief ich aus, „und das sagt die Anhängerin einer Lehre, deren Ziel doch die Flucht ist vor allen Fahnen, die das Leben zu unserer Täuschung schwingt?" Ich mag wohl in diesem Augenblick, vom Verdauungsfieber nach einer ungewohnt üppigen Mahlzeit angeregt, eine Importzigarre in der Hand, ein Gläschen Grand Marnier vor mir, nicht gerade als Buddhist überzeugt haben. „Wenn Sie das wirklich erkannt haben" erwiderte meine Partnerin, „dann wäre es nun Ihre Pflicht, gegen den Krieg zu *wirken*." „Das wäre ja wieder Krieg. Von außen ist der Welt nicht beizukommen. Wer Friede will, muß ihn im Innern schließen." Sie aber führte Stellen aus dem Baghavad Ghita an, um die Pflicht zur Tat zu beweisen. „Sehen Sie," erwiderte ich, „das ist das große Unheil der Deutschen, daß sie alles Geistige mit einem ungeheuren Ernst und Eifer zu ergreifen vermögen, aber es sofort beiseite stellen können, wenn die praktischen Anforderungen kommen. Vielleicht leben nirgends in Europa so viele Bewunderer Buddhas und Laotses wie bei uns, aber wenn ‚ihr Hindenburg' ruft, ist alles vergessen vor der Pflicht entweder ihm zu folgen oder, was genau so

viel wert ist, gegen ihn ‚Stellung zu nehmen‘ durch Proteste, Verbände, Gründung von Zeitschriften und Verlagen, wodurch die reinste Lehre in Papier erstickt wird.“ „Gut, also treten Sie für diese Überzeugung des Nichthandelns ein, auch das läßt sich vertreten,“ rief die Dame mit schwarzflammenden Judithblicken. „Nein, ich erkenne nicht einmal diese Pflicht an. Der Erleuchtete kann sogar, wenn er will, lächelnd, oder der noch Suchende kann voll Demut Soldat werden, wenn er sich diese Aufgabe aus irgend enem Grund wählt. Es gibt nur eine Pflicht, die Selbsterlösung — aber auch die gibt es eigentlich nicht; denn wer unerlöst im Leiden verharren will, ist auch dazu frei; wer sich aber erlöst, der erfüllt von selber die höchste Kantische Forderung des kategorischen Imperativs, man solle so handeln, daß jeder sich unser Handeln als Richtschnur nehmen könne. Handelte zur Zeit jeder wie ich, so wäre der Krieg morgen unmöglich. Der äußere Kampf fordert ja den Gegner nur desto mehr heraus, der innere überwindet beide Gegner zugleich. Der Selbsterlöste würde auch die Welt erlösen.“ „Aber Sie vergessen den anderen ethischen Maßstab Kants,“ erwiderte die kluge Frau, „daß es nicht sittlich ist, seiner Neigung zu folgen, daß das sittlich Wertvolle vielmehr der Neigung abgerungen werden muß.“ „Ja, dies sagt Kant und spricht damit den Grundirrtum des deutschen Denkens aus, das keinen Wert anerkennt, der nicht durch Quälerei und Schwitzen erreicht wird; daher auch unsere Überschätzung der Arbeit. Es handelt sich aber nicht um Schinderei, sondern um Seligkeit, nicht darum, daß jeder das ihm Unangenehmste, sondern das ihm Wertvollste tut (was auch zugleich immer das im höchsten Sinn Lustvollste ist) und nur deshalb im Einzelnen Quälerei und Entbehrung auf sich nimmt.“

Einer von den Herren trat zu uns. Es war ein bekannter Schriftsteller, der in der Kriegsgesellschaft meines Vetters sein Plätzchen hatte und dort den Krieg zu überdauern hoffte, übrigens ein sympathischer, weicher Mensch, etwas mondän, aber nicht eigentlich oberflächlich. Er verband eine freundliche Menschlichkeit mit scharfem Geist, der oft verblüffte, aber nie verletzte. „Sie sind ein sonderbarer Mensch," sagte er zu mir — unsere früheren Beziehungen gaben ihm ein Recht auf solche Vertraulichkeit — „daß Sie das fertig bringen, so einfach alles stehen und liegen zu lassen und davon zu gehen. Ist es denn in der kleinen Stadt nicht furchtbar langweilig, haben Sie da irgendwelche Anregung und Zerstreuung?" In seinem Ton lag eine Mischung von Staunen und Geringschätzung. „Zerstreuung nicht," erwiderte ich, „aber Sammlung". Der Schriftsteller lächelte zweifelnd und zugleich befriedigt. O, da hatte er es gescheiter angefangen. Auch er entging der grauen Zwangsjacke und durfte trotzdem in Berlin bleiben, ohne daß jemand fragte, warum er nicht diente. Er war ja als unentbehrlich wegen seiner Intelligenz enthoben. Mein Vetter, der auch heran getreten war, sagte, mir auf den Rücken klopfend: „Na, irgend einen Magnet wird der Seppel wohl in seiner geliebten Kleinstadt haben." Alle lachten und ich auch. So wurde die Unbegreiflichkeit einigermaßen annehmbar, daß ein heutiger an Stadt und Gesellschaft gewöhnter Mensch freiwillig in der Abgeschiedenheit lebte.

Nachdem die Gäste gegangen, zwang mich eine bleierne Müdigkeit, meinen anfänglichen Vorsatz aufzugeben, dem Oberst einen Höflichkeitsbesuch zu machen. Ich schlief in dem dämmernden Arbeitszimmer meines Vetters einige Stunden auf dem Liegesofa. Gegen Abend ging ich zu meiner früheren Wirtschafterin, einer alten Person, die mit ihrem Mann, einem pensionierten Postbeamten, zusammenlebte. Das mir anhängliche Paar hatte vor einiger Zeit meine Möbel in

einem Lagerhaus untergebracht. Dies besprach ich mit den zwei Alten, während ich bei ihnen an ihrem Kochofen saß. Der Mann, ein etwas kränklicher Sechziger, der im Alter aufs Denken verfallen war, sagte mit erstaunlicher Offenheit, sie dankten dem lieben Gott, daß er ihren Sohn schon vor dem Krieg zu sich genommen und ihm und ihnen die Leiden seiner Einrückung erspart hätte; so sei oft das, was im Augenblick ein Unglück scheine, vom lieben Gott gut gemeint. Mir gratulierten sie von Herzen, und die Alte sagte nicht ohne gutmütigen Spott: „Nein, nein, das Militär wäre nischt for Ihnen jewesen, Herr Joseph, das kann man sich ja gar nich vorstellen, wo Sie doch so eigen sind.“

Das Nachtmahl nahm ich wieder bei meinen Verwandten. Mein Vetter, der in eine Versammlung ging, begleitete mich zum Bahnhof und meinte unterwegs, ich solle es mir doch lieber noch einmal überlegen, ehe ich mich so ganz in Österreich vergrabe. Gewiß würde mir das später einmal „übel genommen werden“, irgendwie müsse man jetzt dabei sein. Außerdem berauschten die rumänischen Siege die Kriegspartei zurzeit wieder derart, daß in sechs Monaten das Morden nicht zu Ende sei, und ob ich dann wieder so leichten Kaufes davon käme, sei fraglich; in seiner Kriegsgesellschaft hingegen könne er mich unterbringen, und dort sei es für einen nicht gerade Frontdiensttauglichen in meinem Alter nicht schwer, immer wieder von Halbjahr zu Halbjahr enthoben zu werden. „Also überleg dir's,“ schloß er, während er mir vor meinem Gasthof die Hand schüttelte. „Wie dankbar wäre ich dir vor dreiviertel Jahr für ein solches Anerbieten gewesen,“ erwiderte ich, „aber heute ist nichts mehr zu überlegen. In sechs Monaten wird mir dieselbe Macht helfen, die heute geholfen hat. Ich reklamiere mich selbst, als für mich zurzeit noch unentbehrlich.“ „Ein bißchen verrückt warst du ja immer,“ sagte mein Vetter und fletschte die Zähne, „dir kann keiner helfen.“ „So ist es“,

bestätigte ich, dankte ihm nochmals für seine gute Absicht und ging in den Gasthof, um meinen Rucksack zu holen, während er in seinem hohen Pelz im Nebel des Platzes verschwand.

Obwohl ich im Schlafwagen fast zehn Stunden leidlich geruht hatte — dies war der Vorzug der im Krieg so langsam fahrenden Nachtzüge — spürte ich erst am Morgen in München, wie mich diese Tage heruntergebracht hatten. Kaum fand ich die Entschlußkraft, während des mehrstündigen Aufenthalts den Wartesaal zu verlassen, um einige Einkäufe zu machen. Beim Mittagessen kamen mir die Kinderfleischmarken jener freundlichen Reisegenossin zustatten. Als ich an sie dachte, schien mir, ich hätte mich vorgestern in der Hochspannung der Ereignisse viel wohler gefühlt. Selbst die Erfüllung meines höchsten Wunsches, die Erhaltung meiner Freiheit, war enttäuschend. Buddha hat recht: Es gibt keine Befriedigungen in der äußeren Welt, höchstens zeitweise Aufhebung gewisser Leiden. Die Nachmittagsfahrt war trübselig in einem kalten, schlecht erleuchteten Wagen.

7.

„Der Zweifel, das bangste aller Gefühle, löst sich durch die Verzweiflung, die oft zum wahren Heilmittel wird."
Feuchtersleben.

Körperlich erholte ich mich ziemlich schnell, aber die Nerven wollten nicht gehorchen. Die Übungen mißlangen immer; dagegen trieb ich mich voll Unrast in der Stadt herum. Das Wetter war so schlecht, daß ich die gewohnten Spaziergänge nach einigen Versuchen aufgeben mußte. Unaufhaltsam rieselte ein Gemisch von Schnee und Regen in die aufgeweichten Wege. Schwere Wolkenschwaden hingen an den Bergen bis tief ins Land hinein und versperrten jede Aus-

sicht. Die Stadt kauerte dunkel und scheu, wie unter einem Alpdruck. Ich, der ich mich gerade in Berlin des Gegenteils gerühmt hatte, fühlte nun ein unbeherrschbares Bedürfnis nach Zerstreuung, wie seit Jahren nicht mehr. Bald fand ich allabendlich den Weg in jene Weinstube, aus der nachts Musik tönte. In der Zeit meiner fortschreitenden Erkenntnisse hatte sie mich nie gelockt, jetzt fand ich dort Betäubung in einer Gesellschaft leicht zugänglicher Menschen, hauptsächlich Mitglieder des kleinen Stadttheaters. Hier wurde die halbe Nacht hindurch gezecht, zu Klavier und Laute gesungen und hinter einem Vorhang sogar verstohlen getanzt. Diese Menschen mochten wohl nicht immer so fröhlich sein, wie sie nachts schienen, aber sie besaßen die mir ungewohnte Fähigkeit ein Doppelleben zu führen. Der dadurch schon halb erschöpfte, etwa vierzigjährige Operettentenor mit den krankhaft glänzenden Augen, in die alle Frauen der Stadt vernarrt sein sollten, verbarg sichtlich unter dem meinen Beifall suchenden Zynismus eine ratlose, zerrissene Seele, und die hektische Soubrette, die noch Mitternacht in einer unheimlichen Tanzwut zu erglühen begann, schien jede Nacht die Lust einem ihr nahenden dunkeln Schicksal abzutrotzen. Um beide scharten sich die Jüngeren, ein harmloses, zu jeder „Hetz" aufgelegtes Völkchen, das vorläufig, trotz den beginnenden Enttäuschungen, dieses Dasein noch herrlich fand. Auch aus mir brach häufig jene Lustigkeit hervor, der alles gleich ist, aber noch im Rausch wußte ich, daß dies nur Selbstbetrug war. In Wirklichkeit wurde mir innerlich immer elender zu Mut. Ich schlief bis tief in den Vormittag, schlug die paar übrigen Tagesstunden mit der Arbeit an meiner Feldbibliothek tot, nachtmahlte früh, und sah mir dann die albernen Operetten an, in denen meine nächtlichen Genossen auftraten, die nach der Vorstellung immer wissen wollten „wie sie heute gewesen" waren.

Der Weihnachtsbesuch bei den Meinigen machte diesem verzweifelten Leben ein Ende. Ich schämte mich etwas, vor meinen Schwager zu treten, dem ich dieses Mal keine Fortschritte melden konnte, aber schon in der ersten Stunde unseres Zusammenseins, während Cilli für uns drei im Nebenzimmer den Weihnachtsbaum anzündete, beruhigte er mich vollständig. Er sah auch in meinem jetzigen Leben nur eine notwendige Stufe, die mich, wenn ich nur das Endziel stets im Auge behielte, genau so weiterführen würde, wie die äußerlich feststellbare Zunahme der Erkenntnis. Dies seien die Erfahrungen mit negativen Vorzeichen.

Cilli rief uns ins Nebenzimmer in die Kerzenhelle. Unter dem Baum, der den seit der Kindheit unwiderstehlichen, heißen Duft von Nadelwald und schmelzendem Wachs ausströmte, lagen für mich die Schriften des Mystikers Meister Eckhart. Ich schlug einen Band auf, und mir war, als atme mir aus den altertümlichen Worten der friedliche Schauer des ehemaligen deutschen Waldes entgegen mit all der schützenden Heimlichkeit und das Gemüt stillenden Vertrautheit weiser Einsiedler, die vor ihren Zellen ruhen, unberührt durch den Lärm gelegentlich vorüberziehender Kriegsknechte. Die ersten Worte, die ich las, lauteten: „Halte dich abgeschieden von allen Menschen, bleibe ungetrübt von allen aufgenommenen Eindrücken, mache dich frei von allem, was deinem Wesen eine fremde Zutat geben, dich ans Irdische verhaften und Kummer über dich bringen könnte, und richte dein Gemüt allezeit auf ein heilsames Schauen."

Im Nu fühlte ich alle die Spinnweben, die seit Wochen meinen Geist getrübt hatten, abfallen. Während ich, entrückt, das Buch in der Hand, unter dem Weihnachtsbaum stand, fühlte ich leise den Zustand schauender Versenkung wieder über mich kommen, aus dem mich erst das leise

Weinen Cillis in die Wirklichkeit zurückrief. Ich sah sie an Bernhard gelehnt, sie gedachte des gefallenen und des fernen Sohnes.

Wir nahmen dann ein stilles, aber keineswegs trübes Nachtmahl ein. Die unbedingte ruhige Heiterkeit, die Bernhard nun immer ausströmte, ging leise auf uns alle über. Cilli sprach von Kindheitserinnerungen und ich folgte ihr gern, aber ohne die Schwermut und Sehnsucht, die ich wohl in früheren Zeiten bei solchen Gelegenheiten gefühlt hatte, sondern froh, daß es jetzt so war und nicht anders.

Später gingen wir mit Laternen durch den Schnee zur Christmette in der engen, kerzenlichten Kirche, deren Schiff von den Bauern und Bäuerinnen der Umgegend wogte, und wohnten im Schatten eines gothischen Pfeilers der festlichen Feier bei.

Mein ganzer fernerer Aufenthalt bis tief in den Jänner war erfüllt von der Entzückung, in die mich die Schriften Meister Eckharts versetzten. Ich fühlte eine unbeschreibliche Sicherheit, das Wunderland, in das ich zuerst durch die östliche Pforte gedrungen war, nun, wie auf vertrauten heimatlichen Waldwegen, wieder zu betreten und unverändert als dasselbe zu finden.

In die kleine Stadt heimgekehrt, zog ich mich in die alte Einsamkeit zurück und nahm die buddhistischen Übungen wieder auf, diesmal mit Erfolg. Eine sonnige Zeit mit leichtem Frost und wenig Schnee begünstigte lange Gänge längs des Stromes mit Blicken in die purpurn erstrahlenden Berge, auf die nahen Anhöhen mit ihren weiß erstarrten Zauberwäldern oder in blaudämmernde Täler, über denen sich bald der eisigklare Sternhimmel spannte. Immer wieder tauchte die alte Frage auf, die Meister Eckhart so wenig wie Buddha beantwortet: Wer, wer ist das denn,

der sich hier versenkt, willentlich das menschliche Ich verneint, um dann wiederum in der Welt mit äußerster Willensspannung den Kampf auch um die äußere Freiheit des Ichs zu führen? Ich kam aus diesem Zickzack noch immer nicht heraus, und es war eine geteilte Genugtuung, zu sehen, wie mit der Kraft der Verneinung dieses Ichs, mit der Fähigkeit zur Versenkung, auch der Mut und der Trieb zu seiner Bejahung wuchs. So wurde man ja nie mit ihm fertig. Als Ziel schwebte mir ein Zustand vor, in dem mir das Ich so gleichgültig wäre, daß ich es ohne Zögern dem militärischen Moloch preisgeben würde. Aber wem sollte es denn gleichgültig sein, wer würde es preisgeben, wenn nicht wieder ein Ich, ein Über-Ich? Ich sah hier vorerst noch keinen Ausweg.

Eines Abends im Kaffeehaus las ich, meinen Augen kaum trauend, in einer lokalen Zeitung, alle in Österreich befindlichen militärpflichtigen Reichsdeutschen hätten innerhalb 48 Stunden heimzukehren und sich bei dem der Grenze nächsten Bezirkskommando zu melden. Nun war ja unsere Militärbehörde bekanntlich des deutschen Ausdrucks nicht mächtig. Nur selten gelangen ihre eindeutigen Erlasse, die jeder sofort hätte verstehen können. Dieser gehörte jedenfalls nicht dazu. Wer war ein militärpflichtiger Deutscher? Neben mir saß ein Maler in Oberleutnantsuniform, ein blasser blauäugiger Mensch mit blondem Schopf. Er hatte mich einmal angesprochen, nachdem er mich öfters in Reproduktionen von alten Bildern vertieft gesehen, die ich als Objekte der Konzentration mitten im Geräusch des Kaffeehauses vor mir liegen hatte. (Dies sind die sogenannten Kasinamübungen.) Ich zeigte ihm die Stelle in der Zeitung und bat ihn um Auslegung. Er lächelte und meinte mit der müden Erfahrung eines nach mehrjährigem Tragen der Uniform völlig resignierten Menschen, der zufrieden war, daß er

wenigstens im Hinterland bleiben durfte: „Genau genommen sind Sie natürlich ein militärpflichtiger Deutscher, da Sie aber bis Juni zurückgestellt wurden, sind Sie es natürlich auch wieder nicht. Ich würde mich einfach dumm stellen und abwarten."

Damit war mir aber nicht gedient, denn auf Ruhe kam es mir an, und die schien nun wieder fürs erste dahin. Obwohl ich auch an meiner Macht die Freiheit zu behaupten nicht mehr zweifeln konnte, graute mir doch vor der Wiederholung eines so anstrengenden Spiels, wie im Dezember. In der Nacht griff ich nach dem Meister Eckhart und versenkte mich Wort für Wort in das Kapitel „Von der Abgeschiedenheit: „Vollkommene Abgeschiedenheit kennt kein Absehen auf die Kreatur, kein Sichbeugen und kein Sicherheben, sie will weder darunter noch darüber sein, sie will nur auf sich selber ruhen, niemandem zu Liebe und niemandem zu Leide." Dies war so sehr, was ich wollte, daß mir schien, mein Ur-Ich, mein eigenster Wille lese sich selbst. In dieser Nacht wurde mir die volle Abgeschiedenheit zuteil. Besaß ich sie nun nicht auf jeden Fall? Trug ich sie nicht mit mir, sowohl wenn ich nach Deutschland zurückkehrte als auch, wenn ich, den Befehl mißachtend, hier blieb? Hatte ich mich nicht wiederum zu sehr an diese Stadt als ein geliebtes Etwas verhaftet, als hinge mein Heil irgendwie von diesem Äußeren ab? War es nicht gut, daß ich jene Notiz in der Zeitung gelesen? Öffnete sie mir nicht gerade die Augen dafür, daß ich mich von neuem in einer Sackgasse verlaufen hatte? Gleichviel, wo ich bin, ich bin bei m i r! Gegen Morgen schlief ich ein und erwachte völlig beruhigt.

Am Nachmittag berichtete ich meinen gestrigen Schrecken dem Arzt, der mich alle vierzehn Tage zu sehen wünschte. Wieder hatte er das mir so sympathische Spitzbubenlächeln

und fragte: „Verstehen Sie französisch? Es gibt ein Wort des bekannten Diplomaten und Oberhallodri Talleyrand: »pas trop de zèle«, nicht zu viel Eifer. Nirgends gilt dies mehr als beim Militär. Nicht immer da sein! Eine Ausrede findet sich immer."

Lächelnd ging ich heim. Meister Eckhart und Talleyrand! Gibt es einen größeren Gegensatz? Praktisch aber weisen der zynische Weltmann und der Gottfinder der Welt gegenüber, wenn auch aus verschiedener Ursache denselben Pfad: sie nicht ernst nehmen. Pas trop de zèle!

Jener Maler-Oberleutnant hatte mich inzwischen auf einen gewissen Gnadenbrot, einen reichsdeutschen Kaffeesieder, aufmerksam gemacht, der in militärischen Fragen ausgezeichnet unterrichtet sei; „ein Obertachinierer", sagte der Maler. Diesen Gnadenbrot suchte ich Abends in seinem kleinen gewölbten Kaffeehaus auf, das von den Stammgästen ganz braun geraucht war. Hier empfing ich nun eine höchst wertvolle Belehrung, die, wäre sie mir früher zuteil geworden, mir äußerlich vieles erspart hätte. Gnadenbrot war ein vierschrötiger, untersetzter Sachse, mit blondem, gescheiteltem Haar, das in der Höhe lockig, vorne mit Pomade auf die Stirn geklebt war. Seine Gesichtsfarbe war rosig, wie die eines wohlgenährten Säuglings. Bei oberflächlichem Hinschauen konnten seine blauen Kalbsaugen dumm erscheinen, im Gespräch aber erwies er sich als ein zwar gutmütiger, aber äußerst gewitzter Pfiffikus. Als ich ihn wegen jener Zeitungsnotiz befragte, lachte er selbstzufrieden und setzte sich zu mir mit den Worten: „Gestatten doch...", und nun erging er sich wortreich und strahlend in seinem Spezialfach. Mit den militärpflichtigen Deutschen waren die gemeint, welche bei Musterungen vor konsularischen Kommissionen in Österreich tauglich befunden waren und ohnehin täglich auf ihre Einberufung warteten. Mehrere in der Stadt wohnende Deutsche

waren voriges Jahr in falschem E i f e r — wie dieser kleine Talleyrand sagte — sofort über die Grenze gefahren, und wurden nicht mehr gesehen. „Aber wenn sie der Erlaß nicht betraf, dann hätten sie doch zurückkommen können?" meinte ich. „Sie haben 'ne Ahnung," sagte Gnadenbrot aufgeräumt, „glauben Se, wenn Se heute als Auslandsdeutscher an der Grenze erscheinen und fragen, ob ein Erlaß Sie betrifft, daß ein Feldwebel ‚nein' sagt? Vor einer solchen Verantwortung hat er doch viel zu viel Angst. Is' einer erst 'mal dabei, auch wenn irrtümlich, dann gibt's keen Loskommen mehr." Nicht wenige seien in der bekannten Angst der Deutschen, vor der Behörde etwas zu versäumen, ein bis zwei Jahre früher eingezogen worden als die Kategorie, zu der sie gehörten. „Die haben 'ne Wut, sag' ich Ihnen", bemerkte Gnadenbrot, vergnügt, daß er schlauer war. Die größte Erheiterung aber gewährte ihm meine letzte Musterungsfahrt nach Berlin, deren äußerlichen Verlauf ich ihm schilderte. Er ließ sich vom Pikkolo eine Flasche Bier bringen, aus der er mit der dicken roten Hand sein Glas füllte und rief: „Na prost!" Nachdem er getrunken, stieß er einen Seufzer des Behagens aus und sagte: „Jetzt will ich Ihnen aber was verraten, dafür werden Se mir ewig dankbar sein. Wenn Se damals schon zu mir gekommen wären, hätten Se ieberhaupt nich' nach Berlin zu fahren brauchen." Ich erfuhr nun, daß man als Auslandsdeutscher sich bei konsularischen Kommissionen mustern lassen konnte. Da ging es nicht militärisch, sondern höflich-menschlich zu. Niemand habe den Ehrgeiz, aus der Masse möglichst viele Taugliche herauszupressen. Im Gegenteil, diese seien eher überzählig und würden bald hier, bald dort, oft erst viele Monate nach der Musterung irgendwo eingestellt. Nicht selten wäre einer schon ganz vergessen worden. Jüngere Frontdienst-

taugliche seien wohl auch hier auf die Dauer nicht sicher, aber alle andern würden sehr leicht enthoben, da man aus politisch-wirtschaftlichen Gründen die Auslandsdeutschen möglichst zu erhalten wünsche. Ich brauchte mich nur bei der nächsten Kommission zu melden, ja dazu wäre ich sogar eigentlich verpflichtet. Der dortige Arzt sei stets derselbe, ein sehr humaner alter Herr.

Gnadenbrot glaubte an mir eine ausgezeichnete Akquisition gemacht zu haben. Er deutete auf zwei zusammengerückte Tische in der Ecke, wo sich Landsleute abends zu versammeln pflegten, vorwiegend Geschäftsinhaber, wie Hutmacher, Optiker, bessere Handwerksmeister, meist bärtige Männer, sauber und philisterhaft gekleidet, voll derber Lustigkeit und gelegentlich lauter Besserwisserei. „Lauter loyale Batrioten," versicherte der Sachse, „die sich nich' mausig machen. Sie gehen alle ruhig ihren Geschäften nach, und so läßt man sie in Ruhe." Gerade verabschiedete sich einer, und alle riefen ihm als offenbar gewohnten Gruß nach: „Heil und Sieg." „Alle Halbjahr," fuhr Gnadenbrot fort, „fahren wir zusammen zur Musterung und kommen dann immer sehr vergniecht zurück. Sie sollen 'mal sehen, wie gemietlich es da zugeht. Setzen Se sich doch n' bischen hinieber, die Herrn werden sich sehr freuen."

Ich verabschiedete mich mit einer Ausrede, Gnadenbrot zeigte mir hinter dem Ärmel seine Zigarettendose, die ein Scheinfach hatte, aus dem man das grellbunte Bild eines nackten Mädchens mit stattlichen Formen hervorspringen lassen konnte. „Orichinell! Was?" sagte er. Ich hielt die wertvollen Beziehungen zu diesem Sancho Pansa aufrecht, der mich immer wieder nach meinen bisherigen Kämpfen gegen Windmühlen fragte und sich nicht genug daran ergötzen konnte.

8.

„Der erste Schritt wird Blick nach innen, absondernde Beschauung unseres Selbst. Wer hier stehen bleibt, gerät nur halb. Der zweite Schritt muß wirksamer Blick nach außen, selbsttätige, gehaltene Beobachtung der Außenwelt sein." Novalis.

Der Frühling 1917 kam, sonniger und glückverheißender als je ein Frühling, dessen ich mich entsann. Ich wartete nicht den vollen Ablauf meiner Galgenfrist ab, sondern fuhr vorher, solange ich noch als freier Mensch auftreten und Auskünfte in Gestalt von Ratschlägen erbitten konnte, in die Stadt, wo sich die Musterungskommission befand. Mein Arzt hatte mir ein ausführliches Gutachten mitgegeben, in dem er darlegte, in was für einen bedenklichen Zustand mich die letzten Musterungen versetzt hätten, daß ich in meinen Jahren unmöglich alle sechs Monate solche Nervenerschütterungen ertragen könnte, ohne meine „Erwerbsfähigkeit" zu gefährden, und daß darum meine völlige Befreiung von allen militärischen Maßnahmen, und wären sie bloße Formalitäten, dringend erforderlich sei. Kurzum: ich begnügte mich nicht mehr mit der Feststellung der Dienstuntauglichkeit, sondern verlangte geradezu als musterungsunfähig anerkannt zu werden.

Einmal war ich mit Heulen und Zähneklappen, das andere Mal in magischer Exstase vor der Musterungskommission gestanden. Dieses Mal lockte es mich, mit einer gewissen weltmännischen Freiheit aufzutreten. Ein Nietzschewort fiel mir ein: „Oberflächlich aus Tiefe". Es war eine sonnige und heitere Reise.

In der Bahn fuhren Soldaten; um sie zu beobachten setzte ich mich eine Zeitlang zu ihnen. Mein Gegenüber hatte dicke Hände mit Silberringen an zwei blauroten Fingern. Diese gutmütigen Pfoten waren nun zum Morden abgerichtet. Er studierte ein russisches Wörterbuch. Von den andern des-

halb gefrozzelt, bemerkte er vielsagend in einem unbeschreiblichen weströsslichen Tonfall: „Kann man wissen, wozu is' gut?" Die andern lachten ihn aus, weil er so dumm sei, sich an die Front schicken zu lassen. Das Gespräch ging dann offen aufs Simulieren über. „Möglichst viel Kaffee und Zigaretten vor der Musterung" empfahl einer. „Kaffee oder Zigaretten", verbesserte ein genauer Unterrichteter, da sich die Wirkung dieser beiden Gifte gegenseitig aufhebe. Einer empfahl hundert Kniebeugen, die den ganzen Körper zum Zittern brächten und heftiges Herzklopfen verursachten; ein anderer erzählte, daß er zum selben Zweck mit übervoller Blase erschienen sei und einen C-Befund erhalten habe; Bier sei eben zu allem gut. Ein Dritter sprach von einem, der sich beim Zahnarzt eine Kanüle hatte in den Kiefer legen lassen, dann erklärte er, zu mir gewandt: „Wer net will, braucht net; von uns hier geht keiner mehr an die Front."

Ich übernachtete in einem Gasthof, wo ich unter Übungen einschlief und in einem Zustand traumartiger, aber ganz durchsichtiger und heiterster Weltentrücktheit morgens erwachte.

Gnadenbrot hatte mir sehr empfohlen, in der Stadt gleich seinen Freund und engeren Landsmann aufzusuchen, den „Haarkünstler" (früher Coiffeur) Pustkuchen, der durch seinen Beruf mit allen für mich in Frage kommenden Herren in Berührung sei, selbst immer wieder zurückgestellt werde und sicher wertvolle Winke geben könne. Ich fand einen kleinen, bocksbärtigen Menschen mit hüpfenden braunen Augen, ein wenig bucklig und sehr dienstbeflissen, in seiner Gesellschaftsschicht offenbar ein gewandter Weltmann. Er empfing mich in einem halbdunklen Hinterraum seines Ladens und schlug während des Gesprächs Seifenschaum für einen vorne wartenden Kunden. Er machte gleich ein schiefes Gesicht und berichtete, daß der freundliche alte Arzt seit vorgestern durch

einen strengen Preußen ersetzt sei. Einen Augenblick zuckte es mir in den Eingeweiden, aber sofort wußte ich: kommt es mir denn auf das Wie an? Gleichgültig, ob ich durch einen freundlichen oder einen schneidigen Arzt meine Freiheit bestätigt erhalte.

Ich besuchte nun den Zivilvorsitzenden bei der Kommission. Pustkuchen hatte ihn richtig charakterisiert als einen Mann, der lebt und leben läßt. Er war Österreicher und bekleidete die Stelle ehrenamtlich. Ich erkannte in dem kühlen Herrn mit dem scharf geschnittenen, grauen Spitzbart, den gescheiten Augen und der schönen Stirn einen Mann von Welt, mit dem man in einer gewissen Form auf alle Fälle vernünftig reden konnte. Ich fragte ihn also, unter Vorlegung der ärztlichen Zeugnisse, in einem gleichgültigen Ton, als sei mir dies alles gar nicht so sehr wichtig, ob es nicht vielleicht möglich sei, statt mich immer wieder alle sechs Monate kommen zu lassen, mich für dauernd untauglich zu erklären. Mit ebenso gleichgültiger Gebärde nahm er meine Zeugnisse und sagte so nebenhin: „Das wäre allerdings einfacher."

Ich traue ihm zu, daß er meinen Kunstgriff bemerkte, der darin bestand, daß ich den Wagen sacht auf ein ungefährliches Geleise schob, wo es sich überhaupt nicht mehr um die Frage handelte, ob ich zu irgendeiner Form des Dienstes tauglich sei, sondern nur darum, ob ich wieder auf sechs Monate oder für immer zurückgestellt werden würde. Mein Gegenüber gehörte offenbar nicht zu den ewig gereizten, kleinen Machthabern, die stets Angst haben, man könne sie irgendwie „hineinlegen", sondern zu den taktvollen, wohlerzogenen Menschen, denen nichts lieber ist, als daß man ihnen, falls man mit einem etwas heiklen Anliegen kommt, es in geeigneter Form vorbringt, so daß sie es weder schroff ablehnen müssen, noch sich eine Blöße geben, wenn sie es schnell erfüllen. So folgte er mir willig auf das von mir gewählte

Geleise, nicht ohne noch einen kurzen, aber eindringlichen Blick auf mich geworfen zu haben. Der Seppel wunderte sich nicht wenig, zu was für einem Diplomaten ihn der Weltkrieg gemacht hatte.

Schon glaubte ich gewonnenes Spiel zu haben, als ein fast zwerghaft kleiner Mann in deutscher Stabsarztuniform hereintrat. Er hatte einen ungeheuren, braunen Schnurrbart und schaute mich höchst furchtbar an, während ihm der Vorsitzende meinen Fall auseinandersetzte. Sein Gesicht verfinsterte sich, und er sagte halblaut: „Da muß ich erst 'mal allein mit Ihnen reden." Ich stand auf und bot an, draußen zu warten, aber der Vorsitzende bat mich, sitzen zu bleiben, reichte mir eine Zigarette und ging mit dem Zwerg ins Nebenzimmer.

Ich lächelte vor mich hin und dachte: „Der letzte Drachenkopf, den ich abzuschlagen habe. Zugegeben, daß alles wie verloren aussieht, und doch weiß ich: alles ist gewonnen." Es klopfte an die Tür, dann ein zweites Mal; mir blieb, da ich allein im Zimmer war, nichts anders übrig, als „Herein" zu rufen. Ein Oberstabsarzt trat ein, nach dem Zwerg ein Riese mit gut gepflegtem blondem Vollbart und Goldbrille. Als er mich mit der Zigarette sah, hielt er mich wohl für irgendwie hierher gehörig. Er stellte sich vor, und ich verstand den Namen des neuen preußischen Arztes, der die Musterungen vornahm. Er wollte den Vorsitzenden sprechen. Ich sagte, er habe im Nebenzimmer eine kurze Unterredung. Der Arzt zeigte sich ungeduldig, er müsse in einigen Stunden zu einer Musterung nach Mähren fahren. „O," rief ich, fast erschrocken, „darf ich mir dann vielleicht erlauben, schnell ein Anliegen vorzubringen? Ich bin nämlich hierher gereist, um mich Ihnen vorzustellen." Ich ergriff mein auf dem Schreibtisch liegen gebliebenes Attest und bat den Arzt, es zu lesen. Während er meine verschiedenen Papier prüfte, griff er nach meinem

Puls. Gleichzeitig brachte ich mein Anliegen vor. „Knöpfen Sie bitte auf!“ sagte er. Ich öffnete die Westenknöpfe. Der Arzt legte sein Hörrohr, das er aus den Rockschößen zog, auf meine Brust, und ich fühlte, daß mein Herz in diesem Augenblick der Entscheidung wie gelähmt war. Dies hielt ich für ungünstig, erfuhr aber später, daß gerade der verlangsamte Herzschlag dem Arzt viel mehr beweist als der beschleunigte, der ja leicht durch Kaffee oder Zigaretten herzustellen ist. Der Arzt sagte in amtlichem Ton: „Sie sind schon zweimal gemäß Anlage 1 U 15 für k. u. erklärt worden. Da hat es freilich keinen Zweck, das immer wieder zu erneuern. Ich werde Sie also für dauernd untauglich erklären. Kommen Sie nachher hinunter in die Militärabteilung.“ Während er mir dann gesprächsweise empfahl, bald aufs Land zu gehen, sein Hörrohr abwischte und in ein Futteral steckte, kam der Vorsitzende mit dem bösen Zwerg zurück. „Ah, Herr Oberstabsarzt, guten Morgen,“ rief der Vorsitzende, der Zwerg grüßte stramm militärisch. Um jede Auseinandersetzung abzuschneiden, sagte ich: „Ich brauche die Herren nicht länger zu belästigen, da der Herr Oberstabsarzt so freundlich war, mich inzwischen zu mustern.“ Der Zwerg sprühte böse Blicke unter seinen buschigen Brauen hervor. Der Vorsitzende reichte mir mit überraschtem, klugen Lächeln die Hand zum Abschied.

Ich saß etwa eine Viertelstunde auf einer Strohbank vor der Militärabteilung zwischen allerlei bresthaften Landsleuten, die meist aus der Umgegend zu einer Musterung hereingekommen waren. Mehrere hatten irgendeine Dummheit auf dem Gewissen, waren früher einmal einem Musterungsbefehl nicht nachgekommen, oder ihre Papiere befanden sich in Unordnung, so daß sie jetzt in großen Ängsten waren. Als der Oberstabsarzt kam, stand ich gleich mit einer Verbeugung auf. Er winkte mir in das Zimmer, wo an einem

langen Tisch drei Feldwebel saßen. Der Arzt gab einem Anweisungen, etwas zu schreiben und ließ dann durch einen anderen die zu Musternden der Reihe nach hereinkommen. Noch ein letztes Mal hatte ich den Anblick sich zitternd entblößender Menschen, die zur Schlachtbank getrieben werden. Als ich draußen meine Papiere ansah, fand ich den ersehnten Vermerk: „Dauernd kriegsverwendungsunfähig."

Die Welt erschien mir als ein Spiel dämonischer Kräfte, dargestellt durch Zwerge und Riesen, Hexen und Feen, die der Zauberer bannt, der ihre Namen kennt.

9.

Astra non imperant, sed inclinant.

Vor der Heimkehr fuhr ich auf einige Tage zu einem Pfingstbesuch zu Bernhard und Cilli, in der Hoffnung mir in ihrer Nähe eine Unterkunft für die Sommermonate zu sichern, da sie mich selbst nun nicht mehr auf lange verpflegen konnten. Am Tag vor meiner Ankunft war der alte Hofrat Zeller und mit ihm ein Stück besten Altösterreichertums beerdigt worden. Trotz seiner Blindheit war sein Lebensabend heiter gewesen. Bernhard, der durch ihn zu Buddha gekommen, hatte die feste Überzeugung, daß der Verstorbene zuletzt bis zu den höchsten buddhistischen Schauungen vorgedrungen war. In voller Verklärung hatte ihn der Tod mitten in einer Versenkung erreicht, so daß er seine leibliche Auflösung wohl als einen gleichgültigen körperlichen Vorgang schauend miterlebte. Noch kurz vor seinem Ende hatte er zu meinem Schwager geäußert, niemand könne sich einen Begriff machen, wie unsagbar herrlich das Leben sei, sobald man den Sinn seines Leids und der an sich ewig unbefriedigenden Lust erkannt habe. Dem Schauenden füge sich alles Getrennte, das Böse wie das Gute, der Irrtum

wie die Erkenntnis auch des eigenen ichhaften Daseins in einen goldenen Ring.

„Aber ist das denn das Ziel Buddhas?“ fragte ich Bernhard. „Wird in europäischen Köpfen und Herzen aus der Lebensflucht nicht schließlich doch Lebensbewältigung mit buddhistischen Methoden?“ „Das ist eben unsere Schwäche,“ meinte Bernhard, „daß wir ohne Konzessionen an den Schein nicht auskommen.“ „Ist es nicht vielmehr unsere Kraft, daß wir nun mitten in ihm leben können, ohne ihm zu erliegen? Hältst du wirklich die Seligkeit des alten Hofrats oder das Glück deines harmonischen Lebens für eine Schwäche, nicht vielmehr für das Zeichen, daß nun alles in Ordnung ist?“ „Aber es ist nicht alles in Ordnung, denn ich leide ja noch.“ „Ja, weil du dir dein Glück noch nicht verzeihen kannst. Verbirgt sich hier nicht ein Rest von Askese?“ „Vielleicht hast du recht,“ sagte Bernhard erstaunt.

An Hofrat Zellers Totenbett war, außer Bernhard und Cilli, ein Baron Eduard von Ferntha1 gestanden, der auf die Kunde von dem nahen Ende seines alten Freundes sich aus Steiermark hierher begeben hatte. Diesen merkwürdigen Mann traf ich als Gast im Hause der Meinen. Er war etwas größer als der Durchschnitt, hinkte fast unmerklich und fiel auf durch seinen starken Knochenbau. Das Gesicht wirkte wie ausgebrannt, die Haut wie gegerbt. Ich mußte an die von der Sonnenglut ausgetrockneten Flußbetten im Süden denken. Bernhard, der ihn behandelte, sagte, sein ganzer Körper sei mit Narben und Schrammen bedeckt, ob infolge von Wunden oder überstandenen Krankheiten hat er nicht zu unterscheiden vermocht. Die Materie, aus der dieser Mensch bestand, hatte etwas verwittertes, kaum mehr Menschliches, aber zähe Sehnigkeit hielt ihn zusammen, so wie eine aus alten Trümmern gefügte Burg, durch feste Eisenklammern gegen den Einsturz gesichert, manchen unver-

sehrteren Bau überdauert. Alle Leidenschaften hatten in das völlig zeitlose Antlitz mit den starken Backenknochen Falten gegraben, eine Hieroglyphenschrift vergangenen Lebens, der die Gegenwart längst nichts mehr hinzuzusetzen hat. Es war, als ob die starken, edeln Formen des Gesichts über diese Runen hinausstrebten, so wie das Wachstum von Baumstämmen die Buchstaben, die vor Jahrzehnten eingeritzt worden sind, verwischt. Stirn und Schläfen schienen sich gedehnt zu haben, seit der Zeit, da noch die Leidenschaften in diesen nun ruhig gewordenen Blicken rasten. Die Stimme klang gebrochen. Der Mund war dünn und nicht ohne Bitterkeit, aber der altösterreichische Backenbart ließ ein rundes, liebenswürdiges Kinn frei. Dazu besaß er unter buschigen Brauen die hellsten blauen Augen, die ich je bei einem Mann gesehen habe. Er hatte fast immer im Ausland gelebt, war vor etwa zwanzig Jahren in schwerem Siechtum, fast schon greisenhaft, auf Krücken gehend, plötzlich in Steiermark erschienen, um das Schloß Fels in Besitz zu nehmen, das ihm sein natürlicher Vater, ein in Polen verstorbener Fürst S., vermacht hatte. Erst seitdem trug er den Titel eines Barons von Fernthal. Bis dahin hatte er sich von Dorville genannt. Nach jenem Besuch in Steiermark war er sofort wieder verschwunden und erst im Jahre 1913 aus dem Orient nach Schloß Fels zurückgekehrt, und zwar vollkommen gesundet. Er lebte sehr zurückgezogen, besuchte nur wenige Leute, ritt oder schlenderte viel in den wilden Lärchenwäldern umher und sah hie und da auswärtige Gäste bei sich, die Wochen und Monate blieben. Die Wirtschaft war verpachtet, er behielt aber doch die Übersicht darüber. Alles dies hatte mir nachmittags Bernhard erzählt, und noch einiges mehr, nämlich daß der Baron sich seit Jahrzehnten mit den halb vergessenen Wissenschaften Alchymie, Kabbala und Astrologie beschäftige, die seiner Meinung nach, sobald man sich erst

über die gewiß wertvollen Entdeckungen der neuen Naturwissenschaft etwas beruhigt hätte, eine Wiedergeburt erleben würden. Vor allem halte er viel auf Astrologie, über die er ihm schon vieles Verblüffende gesagt habe. Schon 1913 pflegte er einen zirka fünfjährigen Weltkrieg mit vielen inzwischen eingetroffenen Einzelheiten und folgenden Staatsumwälzungen vorauszusagen. Um als österreichischer Staatsbürger davon nicht im Ausland überrascht zu werden, war er damals nach Steiermark gekommen.

Bei Tisch wirkte der Baron nicht, wie jemand, der in einem steirischen Schloß vergraben lebt, sondern es schien, als käme er gerade von einer neutralen Rundreise durch die Hauptstädte aller kriegführenden Mächte zurück. Über die Ursache des Kriegs sprach er ähnlich, wie mein Berliner Vetter, aber ganz ohne Schärfe, wie man etwa über die Vorgänge der Geschichte spricht. Von Sieg zu Sieg würde Deutschland ins Verderben rennen, in einer vollständigen Niederlage all das erleiden, was es jetzt den Feinden zugedachte. Eine Opposition von Saturn, der das erstarrte Alte, und Uranus, der das unverhofft kommende Neue darstelle, würde gegen den 1. Oktober 1918 unter großen Katastrophen den Beginn der Liquidierung des Krieges bringen.

Nach dem Essen, währenddessen ich mich von den klaren Augen des Barons oft scharf beobachtet fühlte, setzten wir uns in das Studierzimmer Bernhards, und dieser eröffnete mir, er habe dem Baron gestern meine Geburtsdaten übergeben, damit er mein Horoskop stelle. Da er von mir nicht das geringste wisse und ich in der letzten Zeit doch manches Merkwürdige erlebt, scheine ihm mein Fall besonders geeignet, die Wahrheit der Astrologie zu erproben. Meine Geburtsstunde kurz vor Mitternacht war in der Familie bekannt, da meine Mutter oft zu scherzen pflegte, wenn ich nur noch ein paar Minuten Geduld gehabt hätte, wäre

ich ein Sonntagskind geworden. Baron Fernthal sagte nun neben vielen verblüffenden Einzelheiten über meine Charaktereigenschaften, Anlagen, Schicksale und Gesundheit, die für den Leser ohne Belang sind, etwa folgendes: „Der auffallendste Zug Ihres Horoskops ist die gleichzeitige Stärke und Schwäche des Mars, des Symbols jener elementaren Kraft, die an sich ohne Richtung ist, weder auf gute noch auf böse Zwecke. Mars gilt zwar bei oberflächlichen Astrologen als Übeltäter, als Unglück; in seinem Wesen ist er dies nicht, kann es aber werden, wenn er durch ungünstige Stellung oder Aspekte auf das Böse geleitet wird. Kraft ist an sich nicht böse, wohl aber gefährlich. Keine Wertentfaltung ohne einen starken Mars als Triebkraft. Keine starke Liebe, kein hohes Werk ohne Hilfe des Mars, aber Mars selbst ist wertblind. Er drängt vorwärts in jeder ihm gegebenen Richtung. Krieg, Militär sind seine niedrigste Sphäre. In Soldatenhoroskopen finden sich stets ungünstige Marsaspekte; daneben müssen aber auch günstige helfen, wenn der Soldat es zu etwas bringen soll. Ohne einen guten Uranus- oder Merkuraspekt mit Mars ist kaum ein Generalstäbler, ohne gute Jupiter- oder Sonnenaspekte kein erfolgreicher Feldherr denkbar. Der Mars Napoleons I. z. B. war durch gute Jupiter- und Uranusaspekte ungemein auf Großes und Ungewöhnliches gerichtet, aber durch einen schlechten Saturnaspekt verfinstert, der die kalte Grausamkeit neben seiner Großmut erklärt. Auch bei Hindenburg ist Mars (im vierten Haus stehend, welches das Ende des Lebens bedeutet) durch Jupiter im siebenten Haus (öffentliches Wirken) auf große, aber späte Erfolge gerichtet. Verdorben aber ist sein Mars von vornherein durch die Stellung in dem sehr materialistischen Zeichen des Stiers. Nichts beeinflußt den ungestümen Mars schlechter als seine Fesselung an die Materie. Das macht ihn eng, eigensinnig, am plump Tat-

sächlichen haftend, ohne Verständnis für weitere Zusammenhänge. Dies erklärt Hindenburgs verhängnisvollen Irrtum, seine zweifellos großen Einzelerfolge könnten den Sieg im Weltkrieg bringen. Die Herrin des Stierzeichens, und daher in Hindenburgs Horoskop auch des Mars, ist die Venus. Sie steht bei ihm in ihrem eigenen Zeichen, was ebenfalls Erfolg verspricht, aber im Haus des Todes (acht), in Opposition zu dem großen Umwälzer Uranus, der zugleich den Merkur feindselig anblickt. So ist das Werk dieses Mannes nicht aufbauend, sondern zerstörend und wird selbst zerstört werden, wobei falsche Berechnungen eine Rolle spielen. Übrigens muß er Ihnen sehr unsympathisch sein, da Ihr Mars zu dem seinen in schärfster Opposition steht." „Ich gebe zu, daß mich der Anblick seiner fürchterlichen Bilder sowie der Stil seiner Äußerungen oft in Wut gebracht hat, obwohl ich doch genau weiß, daß nicht dieser biedere, viereckige Kopf, sondern Ludendorff der Verantwortliche für alles Böse ist." „Nun, Sie werden sich gegenseitig nichts tun", erwiderte der Baron lächelnd. „Ihrem Mars fehlen alle Möglichkeiten zum äußeren Wirken. Er steht zwar im Skorpion, das macht ihn besonders stark und zeigt eine große Aufgabe an; aber er ist rückläufig, das schwächt ihn physisch und verzögert sein ganzes Wirken. Vermutlich blieb er sogar lange bei Ihnen latent. Seine Zähigkeit dürfte mehr im Passiven liegen, im Festhalten und Verteidigen. Er empfängt selbst von keinem Gestirn eine Richtung durch Aspekte. So ist er führerlos, wird also zunächst vermutlich in die Irre treiben, aber sich dann vielleicht besonders rein auf sich selbst konzentrieren. Dagegen wirft er einen schlechten Aspekt auf den Aszendenten, das is die Stelle, welche den eigenen Charakter bedeutet. Ihr Mars quält also am meisten Sie selber. Wahrscheinlich führen Sie einen schmerzlichen Kampf um Konzentration Ihrer starken, an kein

äußeres Ziel gebundenen Kräfte. Fast eben so wichtig wie Mars, im späteren Leben vielleicht noch wichtiger, ist bei Ihnen Uranus, der Erkenner der außermenschlichen Weltzusammenhänge, der Planet der höheren Geistigkeit. Er macht Ihnen gewiß sehr viel zu schaffen, denn er steht nahe beim Aszendenten, beeinflußt also stark Ihr eigenes Wesen. Er befindet sich im zwölften Haus, das alles Geheime und Verborgene anzeigt, und erhält eine heftige Opposition durch den starren, am Alten, Gewohnheitsmäßigen haftenden Saturn aus dem sechsten Haus, das alle Kleinlichkeiten des Lebens umfaßt. Offenbar strebt in Ihnen ein starker Erkenntnistrieb über das Menschliche hinaus, kann sich aber aus den Saturnstricken nur schwer entwirren, gerät leicht auf schiefe Bahn und schwankt dann wieder zwischen gewaltsamem Vorwegnehmen des Resultats und völliger Lähmung. Da ein Dreieck zwischen Merkur (dem Verstand) und Uranus sowie eine Konjunktion von Sonne und Neptun, dem mystischen Planeten, auf einen innerlich sehr entwickelten Menschen schließen läßt, muß irgendwann einmal nach verzehrenden inneren Kämpfen eine Bahn jenseits der Täuschungen der empirischen Scheinwelt betreten werden, und zwar nicht in chaotischer, vager Weise, etwa als Medium oder Sonnambuler, sondern in geistig gesicherter Form. Nach Ihren Aspekten für 1918 und 1919 stehen Sie vielleicht dicht davor. Freilich ist, soweit ich dies flüchtig übersehen kann, das alles sehr gehemmt, zum mindesten verlangsamt durch noch andere schlechte Saturnaspekte, die Vereinsamung, Beängstigungen, Hinderungen aller Art anzeigen; indessen steht Saturn an sich sehr gut im Wassermann, dem einzigen Zeichen, in dem seine Pfeile nicht giftig sind. So gibt er auch Ausdauer, Gründlichkeit, Fähigkeit zum Alleinsein. Auch Venus ist bei Ihnen stark im Zeichen des Stiers. So schlecht dies materielle Zeichen, wie gesagt, für den rohen Mars ist, so ausgezeichnet ist es für die

von Natur zarte, seelische Venus. Im Stier gewinnt sie Kraft und veredelt das Materielle zu verfeinerter, oft künstlerischer Sinnenfreude. Sie dürften bei Ihren inneren Kämpfen doch auch viele Freuden und, wie ich aus dem Mond schließe, der in einem Jupiterzeichen steht, meist eine gute und angenehme Umgebung gehabt haben."

Der Baron erging sich noch ausführlicher über Sonne, Mond, Jupiter, die mir Gutes und Böses gemischt verliehen, aber dies ist für die hier zu schildernden Erlebnisse ohne viel Bedeutung.

Die nun erörterte Frage, ob die Astrologie nicht zum Fatalismus führe, besonders die progressive, welche das Eintreffen von Ereignissen vorausberechnet, verneinte der Baron sehr entschieden: „Das Selbst ist frei; das Horoskop zeigt nur die Umstände seiner derzeitigen inkarnierten Ichheit. Wie es diese bewältigen wird, vermag der Astrolog nur als Vermutung auszusprechen. Es gibt eine trotzige und eine demütige, eine heroische und eine weise Bewältigung. Natürlich finden sich auch für Trotz, Demut, Heroismus und Weisheit die Anzeichen im Horoskop selbst. Wie die aber vom Selbst benützt werden, das steht dort nicht." „Also auch hier", dachte ich befriedigt, „handelt es sich weniger um was und wie, als um wer!" „Ihre Saturnaspekte," fuhr der Baron fort, „werden Ihnen immer eine glänzende äußere Stellung versagen. Jagt nun Ihr führerloser Mars dennoch einer solchen nach, so werden Sie Katastrophen erleben; konzentrieren Sie aber seine Kraft auf sich selbst, so werden Sie zwar auch Hemmungen erfahren, die aber Ihrem inneren Werk durch Begrenzung nach außen am Ende förderlich sind und darum schließlich ohne Leiden hingenommen werden können."

„Gibt es Bücher über diese Dinge?" fragte ich hingerissen. „Aus den Büchern ist nicht viel mehr zu lernen als die Technik.

Wirkliche Erkenntnis gibt nur die Erfahrung mit dem eigenen Horoskop und den Horoskopen gut bekannter Personen, auch solcher, die der Geschichte angehören, falls uns ihr Wesen klar vor Augen steht. Die wirklich brauchbaren Bücher sind fast alle englisch geschrieben, einige auch französisch, also jetzt im Krieg kaum zu bekommen. Da in Deutschland die gebildete Intelligenz heute gänzlich der starren Schulwissenschaft verfallen ist, die trotz Kepler die Astrologie verpönt, liegt sie dort fast ausschließlich in den Händen von Menschen, die, wie schon der Stil ihrer Bücher verrät, weder die nötige geistige, besonders psychologische, noch Weltbildung besitzen, um über das rein Technisch-Mathematische und ein mechanisches Zeichendeuten wesentlich hinauszukommen. Hingegen will ich — falls Sie englisch lesen — Ihnen gerne die für den Beginn recht brauchbaren Bücher von Alan Leo sowie seine vorzügliche Zeitschrift ‚Modern Astrology‘ leihen, an der die ersten lebenden Astrologen Englands, Amerikas und Frankreichs mitarbeiten. Diese Schriften sind zwar für weitere, freilich psychologisch und in Weltdingen einigermaßen erfahrene Kreise, wie sie in England ja häufig sind, geschrieben, aber, da auf außerordentlicher praktischer Erfahrung aufgebaut, setzen sie Sie in den Sattel. Später müssen Sie dann Pearce, Simonite, Sephariel, Flambart und die Alten lesen. Aus dem Uranus in Ihrem Horoskop sehe ich, daß Sie zur Astrologie einen inneren Zugang haben. Darum stehe ich Ihnen gern zu Diensten.“

Während ich mich überrascht für die versprochene Hilfe bedankte, fragte Cilli: „Aber, wie ist es möglich, daß die Sterne überhaupt einen Einfluß auf uns ausüben?“ „Über das ‚Wie?‘ haben wir nur Hypothesen, genau so, wie bei allen Erscheinungen des Lebens. Wir wissen ja auch nicht *wie* es kommt, daß Luft- und Ätherschwingungen Gehör- und Gesichtseindrücke bewirken, aber wir wissen aus Erfahrung,

daß es so ist. Die exakte Wissenschaft, die nichts außer der Erfahrung gelten läßt, ist der Astrologie gegenüber höchst unwissenschaftlich. Weil sie das ‚Wie' nicht begreift, lehnt sie ab das ‚Was' zu prüfen. Übrigens ist die Astrologie keineswegs lückenlos. Beim Brand der Bibliothek von Alexandria sind wichtige Teile der babylonisch-ägyptischen Schriften zugrunde gegangen. In England und Frankreich ist man daher seit einem Jahrhundert ernstlich dabei, durch genaueste Beobachtung die Lücken auszufüllen. Die Aspekte sind für uns noch mehrdeutig, und erst, wenn man ein Horoskop, besonders das eigene, längere Zeit beobachtet hat, kann man mit einiger Genauigkeit sagen, was Merkurquadrate oder Saturndreiecke in einem bestimmten Leben bedeuten. Nachträglich ist jedes wichtigere Ereignis im Horoskop zu finden, vorher jedoch läßt sich nicht immer genau sagen, worin eine Hemmung, eine plötzliche Änderung oder ein Glück bestehen kann. Oft wird man zwischen zwei oder drei Auslegungen schwanken. Dagegen, ob etwas glückliches, unglückliches oder gemischtes, langsam oder plötzlich, stark oder schwach, hemmend oder zerstörend, überraschend oder vorbereitet, mühsam oder mühelos, vor allem, ob schnell vorübergehend oder lange andauernd kommen wird, ist eindeutig zu sehen; nicht aber, wie gesagt, wie der Betroffene in seiner Freiheit darauf reagieren wird."

Nachdem die halbe Nacht mit solchen Gesprächen hingegangen, lud mich beim Abschied am folgenden Tag der Baron ein, ihn im Sommer einige Wochen auf Schloß Fels zu besuchen, wohin auch Bernhard kommen würde. Nachdem ich mich durch die gesandten Bücher selbst etwas unterrichtet hätte, wolle er mich persönlich unterweisen. Die eigentlichen Erkenntnisse stünden, wie gesagt, nicht in Büchern, pflanzten sich vielmehr seit Jahrhunderten von Mund zu Mund fort. So war denn auch die Frage meines Sommeraufenthaltes überraschend gelöst, freilich sollte es noch viel überraschender

kommen, als ich ahnte. Voll Hoffnung und in der Meinung, nun endlich frei zu sein, fuhr ich in die kleine Stadt zurück.

Schon nach wenigen Tagen trafen zwei dunkle Leinwandbände in Lexikonformat aus Steiermark ein. Ich fand darin eine seit Urbeginn unseres Geschlechts angesammelte Menschenkunde, die auch in den Augen dessen, der der Astrologie den Glauben versagt, alles in den Schatten stellen muß, was die moderne Wissenschaft Psychologie nennt. Nur die Intuitionen der Dichter haben ähnliche Tiefblicke in Einzelfällen erreicht, aber natürlich nicht in ein zusammenhängendes System gebracht. Der Baron hatte mir eine Abschrift meines eigenen Horoskops mitgesandt, in das ich an der Hand der Bücher bald eindrang. Wie erkannte ich nun in meinem rückläufigen Mars die eigene Seppelhaftigkeit und doch in seiner skorpionischen Kraft die nicht auslassende Stetigkeit seines Kampfes! Ich begriff nun alle meine Kräfte und Schwächen, meine Befangenheit gegen das Weltleben und meine gleichzeitige Bewältigung dieses Lebens auf meine ängstlichkühne Art. Am wichtigsten waren mir die Offenbarungen über Uranus. Jetzt erst waren meine Erkenntnisse mehr als von dem Seppel zufällig aufgefaßte Lehren anderer. Ich glaubte den Paß für die persönliche Beschreitung der höheren Ebene der Erkenntnis nun in Händen zu halten.

Ich lernte bald Horoskope stellen, begann mit Cilli und Bernhard, verlangte brieflich die Geburtsdaten alter Freunde und studierte die Nativitäten Goethes, Shakespeares, Kants, Napoleons, Bismarcks, Wilhelms II., Hindenburgs, Wilsons, Clémenceaus. Ich sah die Grenzen der Größten und die ungehobenen inneren Möglichkeiten der Kleinsten, warum jene trotz oft furchtbaren Hemmungen „schlechter" Aspekte, ja gerade im Kampf mit ihnen groß geworden, und warum diese trotz ihren Möglichkeiten bisher klein geblieben waren.

Zu viele „gute“ Aspekte ohne „schlechte“ machen mittelmäßig.

Bernhard warnte mich brieflich vor zu viel Eifer, sei doch die Astrologie ein Außending wie jedes andere, an das sich zu verhaften Hemmung auf dem Erlösungsweg ist. In der Tat: meine inneren Übungen mußte ich zunächst wieder ganz aufgeben, denn ich war geradezu besessen von dem neuen Studium. In der Früh konnte ich kaum abwarten, bis ich wieder bei den Büchern und Tabellen saß (ich hatte mir inzwischen viele Jahresephemeriden kommen lassen), mit denen ich in die neue Wunderwelt eindrang. Oft mußte ich auf meinen nachmittäglichen Gängen plötzlich umkehren, so heftig trieb es mich zum Studium zurück. Der Baron hatte inzwischen fünf weitere Bände geschickt. An manchen Tagen arbeitete ich zehn Stunden, oft bis tief in die Nacht hinein, was der gemütliche Seppel in seinem Leben nie getan hatte, und draußen jubelte lachender Frühling.

10.

„Jedes wahre Geheimnis muß die Profanen von selbst ausschließen. Wer es versteht, ist von selbst, mit Recht, Eingeweihter.“ Novalis.

Unterbrochen wurde meine Arbeit einmal durch die Mitteilung meiner früheren Berliner Wirtschafterin, es sei wiederum ein Musterungsbefehl für mich eingelaufen. Ich erklärte mir das dadurch, daß man in Berlin wohl von der inzwischen erfolgten Musterung nichts wußte. Ich sandte dorthin eine Mitteilung von meiner erfolgten gänzlichen Befreiung und überließ mich wieder meiner Arbeit. Mein progressives Horoskop kündigte freilich für diese Zeit ein umwälzendes Ereignis an auf Grund eines starken Uranusaspects. Ich erwartete es jedoch auf der geistigen, nicht

auf der materiellen Daseinsebene. Nach einigen Wochen erhielt ich von Berlin einen Gestellungsbefehl „für nächsten Mittwoch“, den Tag, an dem ich nach Schloß Fels abreisen wollte. „Gestellungsbefehl“, las ich erstaunt, „das heißt also wohl nicht Musterung, sondern Einrücken?“

Ein Taumel überkam mich, zunächst noch durchzuckt von alten Angstbildern und wirren Trotzvorstellungen, aber aus dem Chaos gebar sich schnell die starke Gewißheit: „Von dieser Seite kann mir nichts mehr geschehen. Der Popanz ist durchschaut. Was ich äußerlich tue, ist gänzlich gleichgültig. Ich kann mich blind meiner Eingebung überlassen.“ Einen Augenblick dachte ich daran, den Zettel in den Papierkorb zu werfen und ruhig nach Schloß Fels zu fahren. Würde ich aber auch fähig sein, nach einer solchen Tat den dortigen Aufenthalt so zu genießen, wie ich wünschte? Nein, so weit war ich noch nicht. Keine selbstbetrügerische, verfrühte Überkühnheit! Zu etwas anderem aber fühlte ich mich jetzt fähig: Dem Popanz entgegenzutreten, d. h. nach Berlin zu fahren und mich freizuzaubern. Ich war des Wunders gewiß, daß ich mit Mars im Skorpion und Uranus beim Aszendenten vollbringen würde. Wer wollte mich wider eigenen Willen noch in irgend einen Dienst pressen, nachdem ich die Zauberformel meines derzeitigen menschlichen Daseins entziffert hatte, wodurch Ich und Welt unbedingt in Harmonie zu bringen waren. Die Zeit bis zur Abreise verbrachte ich in furchtbar seliger Frische. Ich spürte weder Trotz noch Angst, enthielt mich weder des Essens noch des Schlafes. So trieb ich, innerlich hochgespannt, in das Abenteuer, ließ mich vom einzelnen überraschen, während ich mich als wissender Meister des Ganzen fühlte. Am folgenden Tag, einem Dienstag, nahm ich, denselben Nachmittagszug wie im Dezember. Dieses Mal brannte die Julisonne über den schon gelben Feldern. Der Zug fuhr und fuhr ohne die Grenze zu erreichen.

Schließlich stellte der Schaffner fest, daß ich in falscher Richtung eingestiegen war.

Es war schon gegen Abend, als ich in einer mir flüchtig bekannten Mittelstadt ausstieg. Eine unbeschreibliche Zufriedenheit erfüllte mein Herz, mich ganz meinem „Dämon" überlassen zu haben, der mich nun sicher richtig weiter ins Unbekannte führen würde. Ich wanderte, wie in einen dünnen Schleier gehüllt, der mir aber unvergleichlich mehr Sicherheit gewährte, als der enge vorsichtige Ichpanzer von früher, durch die schattigen Abendstraßen, in die aus Seitengassen noch rote Sonnenbahnen fielen, und überließ mich einem seligen ungeahnten Freiheitsgefühl. Der Abend brachte wenig Kühlung, aber die Hitze tat mir wohl. Mein Sinne beobachteten scharf, mein Verstand erwog kühl, das Ich war völlig unbeeinträchtigt durch diesen fast erdentrückten Zustand. Von einem früheren kurzen Aufenthalt her erinnerte ich mich noch des Hauptstraßenzugs, der an das Flußufer führte, mit grünen Wegen zwischen Gärten und Anlagen an einer bewaldeten Berglehne. Dorthin lenkte ich den Schritt. Am Ende der abendroten Stadt rastete ich einen Augenblick in einem von den letzten schrägen Sonnenstrahlen durchleuchteten Wirtsgarten mit eben verblühenden Kastanienbäumen, um etwas zu genießen. Auf den Bänken der Anlagen saßen Soldaten mit ihren Mädchen. Mir fiel das zotige Gekicher auf im Gegensatz zu der dumpf-gemüthaften Liebe des Volks vor dem Krieg. Schließlich fand ich eine einsame Bank im Gebüsch. Ich wußte, daß ich jetzt nur still zu halten hatte; etwas würde kommen und meinem inneren Werk die Krone aufsetzen, der Kampf war beendet. Es überkam mich eine solche Müdigkeit, daß ich mich voll Lust auf dem warmen Holz ausstreckte, meinen Rucksack als Kopfkissen nehmend, und auf der harten Bank tief einschlief. Als ich erwachte, war es dunkel. Eine goldäugige Julinacht

spannte sich über mir, aus dem Gebüsche tönte Seufzen und Geflüster eines Liebespaares. Ich blieb ruhig liegen, geborgen in der tiefen Mitte dieser meiner unendlichen Welt; bald fühlte ich mit Wollust leise Frostschauer, als sei ich ein Instrument, an dessen zitternde Saiten unsichtbare Göttersinger rührten. Wie schwebend stand ich auf und ging ein wenig weiter durch den bebuschten Hohlweg. Ich fühlte Hunger, aber nicht wie einen menschlichen Zwang, sondern wie eine erwartungsvolle Dissonanz in dem kosmischen Spiel. Ich nahm etwas Brot aus dem Rucksack. Mir war, als esse ich Götterbrot, gegen das alles früher genossene Erdenbrot nur einen schalen Geschmack gehabt hatte. „Ja, das ist das wahre, echte Urbrot," dachte ich; aber plötzlich widerstand es mir, als müsse ich mich beim nächsten Bissen übergeben. Es war mir, als dürfte ich mich nicht zu tief in den Stoff einlassen, um nicht wieder seine Beute zu werden. Noch war ich ja kein Gott, der das Irdische wieder lieben konnte, aber auch nicht mehr Mensch, der noch gierig daranhing. Ich war eins mit meinem Dämon, dem ich mich gestern überlassen hatte. Die Welt um mich wurde gänzlich unkörperlich, gewebt aus Farben, Tönen und Düften; der Stoff verschwand nicht, wurde aber etwas anderes. Nun verstand ich: Götter- und Menschenwelt sind dieselbe; Götter aber sehen sie anders, als sie den Menschen scheint. Das Menschliche ist nichts als ein Irrtum des Sehens, ein Unwissen, besser ein Falschwissen, ein Krankheitszustand eines in Ich und Welt zersprengten Gottes, ein grauer Star in seinem Auge, der operierbar ist. Diese Erkenntnis in ganz nüchternen Sätzen berauschte mich. Immer wieder erprobte ich sie, den Stoff berührend, indem ich die Fingerspitzen aneinander rieb oder die Hand an Baumrinden und Blätter legte. Schließlich warf ich mich zu Boden, um die Erde zu versuchen, und ich wußte nun in unerschütterlicher Gewißheit: „Ja, alles dies

ist, ist wirklicher, als der Mensch je ahnt, aber es ist etwas ganz anderes, als der Mensch glaubt. Jetzt weiß ich erst, was Wirklichkeit, was Sein heißt. Ja, wie konnte man denn in den Wahnsinn verfallen, man erkenne etwas, was man nicht selber ist, eine Außenwelt? Das wäre die bare Unmöglichkeit. Nein, so phantastisch-doppelt, nämlich als Wahrnehmung in mir und als Objekt außer mir, ist die Welt nicht. Sie ist nur einmal da, und zwar in mir, ich bin sie selbst. Welch ein göttlicher Realismus! Und welch ein armseliger Phantast ist der Mensch, und gar der wissenschaftliche Mensch!

Am Horizont erglühte das erste Gelbrot. Als betrachtete ich dieses Schauspiel zum erstenmal, sah ich den dunkeln Sternenhimmel bläulich werden. Wo hatte ich nur früher meine Augen gehabt? Plötzlich erbebte ich noch einmal durch alle Glieder. Mir ging eine neue Erkenntnis blitzhaft auf: Ich war ja gestorben und auferstanden. Wunderbar erschien mir das Leben der Seligen. Mein Schrecken verwandelte sich sofort in Lust, und die morgenliche Natur erbebte mit mir. Der Frühwind kräuselte das Laub der wie ich zitternden Bäume, aus denen erwachte Vögel aufflogen. Da traf mich ein heißer Strahl im Rücken, wie die Liebe selber.

In wollüstiger Mattigkeit setzte ich mich auf eine besonnte Bank und wunderte mich, daß für Götter alles Seligkeit ist. Ich spürte dieselbe Müdigkeit und Schwere, wie ich sie einst als Mensch kannte, aber sie war nicht mehr Not, sondern nur die andere Seite der Frische und Leichtigkeit und ebenso selig. Die Sonne stieg prachtvoll hinter der Berglehne auf. „Ob es wohl jetzt auch noch Regen und Trübheit gibt?" fragte ich mich. „Freilich," antwortete ich mir selbst, „und das wird dumpf, aber ebenso süß sein." Im Tal lag die noch schlafende Stadt mit den leeren düsteren Gassen. „Ob ich wohl auch jetzt in Häusern wohnen, in Betten schlafen werde?" Sofort

wußte ich: äußerlich wird alles sein, wie einst, ich werde auch in dieser Form essen, trinken, lieben, hassen, arbeiten, ruhen, ja wieder sterben und in anderen Formen auferstehen in alle Ewigkeit."

Etwas unterhalb meines Sitzes bemerkte ich einen gepflegten Garten mit regelmäßigen Wegen. Er grenzte an ein schloßartiges, weißes Gebäude in maßvoll großlinigem Barockstil. Ich sah, wie sich ein Tor öffnete und ein Zug weißgekleideter bärtiger Männer mit seltsamen Gebärden hervortrat und sich wandelnd in die Wege verteilte. Mir war, als blicke ich in ein orientalisches Kloster. Und warum nicht? War nicht die Unendlichkeit ohne die starren Grenzen von Raum und Zeit? Die letzten gewohnten Begriffe zerbrachen. Ich schwebte auf das Gebäude zu. Noch erinnere ich mich des blanken Messingknopfes an einer braunen Eichentür. Die Morgenstrahlen ließen das Metall erglühen. Während ich auf der kleinen Steintreppe zusammensank, verließen mich die Sinne.

II.

> „Ehemals war alles Geistererscheinung, jetzt sehen wir nichts als tote Wiederholung, die wir nicht verstehen. Die Bedeutung der Hieroglyphe fehlt. Wir leben noch von der Frucht besserer Zeiten." Novalis.

Ich wurde zu Bett gebracht. Menschen bewegten sich um mich; sie erschienen mir wie die Werkleute, die gerufen worden waren, um mir meinen Götterpalast einzurichten, in dem ich künftig, einsam und doch die ganze Welt besitzend, zu wohnen gedachte. Ich lag eine Zeitlang in seliger Ruhe. Eines Abends trat mein Schwager Bernhard an mein Bett und sagte mir, noch seien einige Förmlichkeiten der Entmenschung zu erfüllen, ehe ich ganz in das göttliche Dasein eingehen könnte, von dem ich bis jetzt nur einen Vorgeschmack besäße. Ich ließ mich von

dienenden Händen, deren Zugehörigkeit zu Körpern mir nicht bewußt wurde, ankleiden, in Decken hüllen; schließlich saß ich mit Bernhard in einem schnell durch die Nacht sausenden zweisitzigen Wagen mit einem falben Pferd. Bernhard, der selbst die Zügel führte, erzählte, daß man auch ihn nun als Arzt an die Front gerufen habe. Sie brauchten übrigens jetzt wiederum 500 000 Mann. „Wir aber lassen uns nicht vermannen," sagte ich ruhig, während eine ferne Erinnerung meiner einstigen Menschlichkeit in mir aufstieg.

Der Wind, der über die einsamen Felder strich, trug abgerissene Töne einer wilden Czardasmusik zu uns. „Eben haben wir die ungarische Grenze überschritten," sagte Bernhard. Einige zerlumpte Soldaten mit funkelnden Augen traten hinter einem Gebüsch hervor auf unsern Wagen zu. Bernhard warf ihnen seine glühende Zigarre zu, ich tat desgleichen. Unter Eljengeschrei fuhren wir in Ungarn ein. Der bleiche Mond stieg hinter kahlen Hügeln herauf. Eine Viertelstunde landeinwärts hielten wir vor einem einstöckigen Bauernhaus. Eine uralte Frau mit schnabelähnlicher Hakennase öffnete und führte uns an einem verglühenden Kochöfchen vorbei, das ich erst für einen Altar hielt, in einen wenige Stufen tiefer gelegenen dreieckigen Raum. In den spitzen Winkel der äußersten Ecke gelehnt saß eine Magd am Boden und schnarchte, die Beine längs der Wände ausgestreckt. Die Alte leuchtete ihr mit einer Stalllaterne in das gerötete Gesicht und redete sie unsanft in einer unverständlichen Sprache an. Mit einem tierischen Stöhnen wachte sie auf, erhob sich schlaftrunken, band sich den locker sitzenden Rockbund fester um die weite Hemdbluse, ergriff mißmutig, aber ergeben, die Laterne und ging uns voraus. Durch eine Falltür am Boden gelangten wir in den Keller und folgten der Magd über eine sich in unzähligen Drehungen windende Steintreppe in die modrig riechende Schwärze hinab zwischen feucht sinternden

Steinwänden, auf die unsere Schatten fielen. Wir vernahmen durch die dicken Mauern eine dumpf dröhnende Musik von irgendwoher, die sich zu immer wilderem Lärm steigerte. Die Magd schloß endlich eine Eisentür auf, streckte uns ihre dicke Pfote entgegen, in die wir einige Kronenscheine legten, und dann tappte sie breitbeinig mit ihrer Laterne wieder die Treppe hinauf. Wir aber betraten, von welk blumigem Duft berührt, einen purpurrot tapezierten, dämmerig beleuchteten Gang, wie man sie noch bisweilen in alten Theatern findet. Eine orgiastische Musik tönte hinter den nun dünnen, zitternden Wänden, und schließlich befanden wir uns in einem hochgewölbten Saal, in dem die sonderbarsten Gestalten auf und nieder wogten: Dämonen mit vermummten Köpfen, während die Unterkörper in formlose Wülste von Fleisch ausliefen; dies war teils nackt, ja aufgerissen, wie blutige Wunden, teils notdürftig mit bunten erlesenen Tüchern verhüllt, die aber vielfach mit gemeinen Fetzen geflickt waren. Überall blitzte Gold, flatterte Purpur, aber alles verstaubt, eine uralte, höchst kostbare Verlumptheit. Das Sonderbarste war wohl, daß der ungeheure Raum an verschiedenen Stellen verschieden stark beleuchtet war, obwohl man weder Lichtquellen noch Ursachen von Schatten wahrnahm. Die Wände bestanden aus fleischfarbenem Marmor, in dessen bläulichpurpurnem Geäder böse drohende und traurig blinzelnde Augen, spitze räuberische Krallen und riesenhafte, sich preisgebende Frauenglieder in dauernder Verwandlung sichtbar wurden.

Ein mächtiger Orkan mit seinen zwei feisten rotbäckigen Söhnen, alle drei mit nackten muskelstarken Oberkörpern über regenbogenfarbigem Lendenschurz, jagte quer durch den Raum in eine dämmerige Ecke, wo in grauen Schattengewändern die Erdbeben zitterten. Die kaum Widerstehenden wurden wild umfaßt und im Tanz durch den Wirbel des Saales gerissen.

Anders verfuhren rotgelbe Blitze, die, schlank und hochgewachsen, in eine dunkle Ecke zickzackten zwischen üppige, blauschwarze Wolken, die sich in Krinolinen bauschten; bei der Berührung der Blitze barsten sie unter donnerartigem Getöse; Sturzbäche von Wasser troffen hervor, die sofort ein ungeheures Becken füllten, worin rätselhafte vorweltliche Ungeheuer auftauchten, mit viehischer Gewalt gegen die Fluten ankämpfend, die bis an die Wölbung spritzten. Jetzt erst bemerkte ich, daß Röhren, welche wie Heizkörper die Wände vom Boden bis zur Decke wellenförmig bedeckten, Riesenschlangen waren mit ungeheuren Stierköpfen. Sie umzingelten den ganzen Saal wie ein Käfig, der mir immer enger zu werden schien und strebten mächtig zu dem sich allmählig zum See erweiternden Wasserbecken hin, wo sich etwas Außerordentliches vorbereitete. Die Fluten teilten sich, die Ungeheuer wichen zur Seite, und ich sah ein Kriegsheer mit goldenen Wagen, purpurn aufgezäumten Kamelen und Elefanten auf mich zuschreiten. Während hinter mir sich der Schlangenkäfig um den Saal immer mehr verengte und das Gestaltengewirr zu erdrücken begann, dehnte sich der Raum vor mir ins Unendliche. Das Heer verteilte sich vor meinen Augen. Unter einem roten Baldachin trugen gänzlich nackte Mohren mit übermenschlichen Gliedern das goldene Bild einer Göttin mit drei Kränzen von Brüsten über dem Oberkörper. Alle die Krieger stürzten plötzlich nieder. In Qualen sich windend, brüllten sie: „Warum hast du uns geboren, warum hast du uns zu Männern für den Mord gemacht, wir geben dir dein Unglücksgeschenk zurück. Wir sind müde, wir wollen nur noch als Kinder der großen, schützenden Mutter im Schatten kauern und ihre heiligen Sohlen küssen. Wir wollen keine Männer, keine Männer mehr sein." Und einer nach dem andern entriß sich die Mannheit und bot sie ihr blutend dar. Sie ergriff das Dargereichte mit

Gnadenlächeln und befestigte es an ihrem Gürtel, wo es sich in Brüste verwandelte, die allmählig auch ihren ganzen Unterkörper bedeckten. Dabei lächelte sie beständig mit zauberhaften Lippen, grausam und gütig zugleich, und mir schien es höchste Seligkeit, in diesem Lächeln zu ertrinken. Mich erfaßte eine namenlose Sehnsucht nach diesem furchtbar schönen Weib, ich wollte mich durch das blutige Getümmel zu ihr stürzen, bereit, meine neu erworbene Göttlichkeit hinzugeben, und ließ mich von unsichtbarer Macht unter die Opferer ziehen, während ich hinter mir das Knirschen zermalmter Knochen und das Fauchen zusammengepreßter Lungen vernahm, um die sich die Schlangengitter dicht geschlossen hatten. Da sah ich plötzlich Bernhard, den ich ganz vergessen hatte, in weißem priesterlichem Gewand auf einer Lotosblume um das Haupt der Muttergöttin schweben und mir sanft zulächeln. Er winkte mir, und ehe ich noch meine Göttlichkeit geopfert, fühlte ich die Kraft, durch die Luft zu ihm zu schreiten. „Die Form ist erfüllt," sagte er, „nun wird dir der göttliche Blick ganz aufgehen."

Wir schwebten zusammen über die Urgründe des Werdens, durch lange schattenhafte Täler, wo embryonale Gebilde, verpuppte Tier- und Menschenbruchstücke an den Hängen lagerten, sich konvulsivisch wie Würmer bewegend. Einige entwickeltere, fast schon menschliche Wesen, doch noch in Larven, waren um dunkle Gruben beschäftigt, von denen sie bisweilen Holzdeckel hoben, um uns ihren Inhalt zu zeigen. „Hier wird der Urkot gebraut," sagte Bernhard, „aus dem sich die stoffliche Welt formt." Mir schauerte. Dann sahen wir absterbende Formen, die schon teilweise in Nichts aufgelöst waren. Unter ihnen glaubte ich einen Augenblick die linke Hälfte meiner früheren Geliebten Marie-Louise zu sehen. Sie war grau und durchsichtig, wie aus blindem, an einigen Stellen trübfarbigem Glas. Ihr halbes Lächeln verlor sich im Leeren.

Dann überflogen wir weite, düstere Eisflächen, die in fast geometrischen Formen gesprungen waren. Darunter schienen in Krümmung erstarrte Menschenlarven den Schlummer der Jahrtausende zu schlafen, um dann zu neuer Leiblichkeit zu erstehen. Zwei Sonnen, eine aschfahle und eine schwefelgelbe, rangen knapp über dem Horizont um den Aufstieg. So erschöpften sie sich gegenseitig in kranken Dämmerungen, und keine konnte sich zum reinen Tag emporringen. Gegenüber auf der Westseite des fahlen Himmels hing ein schwarzes Netz, in dem Menschenköpfe, -hände und -füße verstrickt waren, darunter Formen von unfaßbarer Häßlichkeit und Gemeinheit, andere aber ebenso unsagbar schön. Sie schienen sich krampfhaft durch das Netz arbeiten zu wollen, ihre Kraft aber erstarb immer wieder, solange der Kampf der Sonnen gegenüber ihnen Licht und Wärme versagte. Dann kamen wir in grüne, taubeglänzte Frühlingslandschaften, in denen baumhohe Blumen zwischen riesigen Blätterschäften standen. Sie erwachten gerade aus dem Schlaf, und aus den sich knisternd öffnenden Kelchen blickten geheimnisvolle Köpfe hervor, weibliche von Haar umflossen, und männliche mit dunklen Bärten, alle mit schimmernden Geisteraugen. Sie schienen in den Blumen ein still sinnendes Leben zu führen.

Langsam wurde es wärmer und heller. Wir schritten nun am Boden und begegneten in den Wiesen wandelnden Paaren, die unbekleidet, aber von Baumwurzeln und Gestrüpp umwachsen waren, als gingen sie in Käfigen. Eine tiefe, aber von Zärtlichkeit verklärte Trauer lag über ihren in der Farbe jungen, aber im Ausdruck uralten Gesichtern, die allwissend schienen.

In der Ferne stieg der Rauch von Brandopfern in die morgendliche Luft und zwischen den Wolken des Himmels erschienen, durch den duftenden Boden angelockt, erhabene, aber freundliche Göttergesichter. Aus den Hütten traten

Menschen und gingen an ihr Tagewerk, das im Formen und Brennen von tönernen Menschen- und Tierfiguren bestand. Ganze Gruppen solcher rötlich-braunen Gestalten standen umher, und wenn auf eine ein Götterblick aus den Wolken fiel, wurde sie lebendig und ging davon, die Menschen gedankenvoll schweigend, die Tiere laufend oder springend, schreiend, brüllend, grunzend, blökend, je nach ihrer Art.

Hinter den Hütten erhob sich eine hohe Bergwand, die mehrere Schichten der Erdformation im Querschnitt zeigte. Ich erkannte die versteinerten Umrisse menschlicher und tierischer Formen. Es schien mir, als ob die Tonbildner häufig von ihrem Werk emporblickten und sich jene Formen als Vorbilder nahmen. Dann sah ich in einen tiefen Abgrund, in dem mißglückte, bräunliche Figuren kunterbunt durcheinander lagen, Schultern, halbe Gesichter und Gliedmaßen, Gesäße und Bäuche.

Schließlich gelangten wir an eine ins Gebirge gebaute Säulenpforte mit mächtigen Steinfiguren von Fabeltieren mit Hörnern, Schuppen und Flügeln. Wir traten in den Vorraum, wo uralte Bildnisse hingen von Männern und Frauen einer göttlich jungen, längst ausgestorbenen Rasse mit schwarzem, buschigem Haar, gebräunten Gesichtern und funkelnden Dämonenaugen von kaum glaublicher Größe. Ich verlor mich im Innern des Bergs, Bernhard folgte mir nicht. Eine endlos scheinende, dämmerige Straße führte, immer enger werdend, zwischen Reihen unzähliger Götter- und Tierbilder aus dunklem Stein hindurch bis in eine letzte, enge Zelle.

Was dort geschah, läßt sich nur andeutungsweise sagen. Mir ist, als hätte ich irgendwo geloben müssen, mich darüber nicht zu genau auszusprechen. Natürlich wollte ich das später wenigstens vor mir selbst tun, ja, ich versuchte einmal meine Erinnerungen niederzuschreiben, aber die Worte ver-

sagten, oder, wenn sich Worte bildeten, so bedeuteten sie, wenn ich sie durchlas, nicht, was ich beim Schreiben gemeint hatte. Nur einmal, als ich mir vor dem Einschlafen die Selbstsuggestion gab, ich müsse im Traum wieder in jenen Berg zurückfinden, bei der Rückkehr sofort erwachen und auf einem auf dem Nachtkästchen bereit liegenden Zettel das im Traum Gesehene sofort niederschreiben, fand ich am andern Morgen ein Papier, das mit meinen Schriftzügen folgendes enthielt:

Ich traf das, was ich bin seit Zeiten Anfang,
voll Grauen stund es da in halber Finsternis,
zuerst grotesk bedeckt mit dunkeln Zotten bis zur Erde,
voll Milde aber in den großen, dummen Lamaaugen,
dann sacht sich läuternd
wie ein Erdenkloß, deß' Inneres leise kristallinisch glimmt
und immer heller trüben Stoff durchleuchtet,
im Wunsch sich völlig zu entschlacken.
Gewandelt in Tierformen aberhundert,
zeigt' es viel schlimmen Fall und kühnen Anstieg:
den Molch, den Zwerg,
den Geist aus Brahmawelt in Menschenleib,
ein Götterwesen, dann den Pilger,
der ich gewesen vor dem Werdenden von heut,
zuletzt den Eremiten, dessen Sinn ich nicht verstand.
Gefragt, sprach es voll Müdigkeit:
„Ja lebend nicht an Schattenreiche rühren,"
und warnte also vor sich selbst.
Inzwischen war es ganz in meine Hand gegeben
und bat um Urlaub.
Voll Dank entließ ich es. —

12.

„Wer sich selbst fehlt, kann nur dadurch geheilt werden, daß man ihm sich selbst verschreibt." Novalis.

Jene Traumschrift entstand einige Tage nach meinem ersten Erwachen. Dieses fand an einem späten Nachmittag statt. Ich lag in einem weißen Zimmer im Bett, ein Fenster stand offen zum Garten, aus dem ich das explosive Zischen einer Wasserspritze vernahm. Wundervolle Frische von feuchter Erde und Gras, wie der Duft einer eben geschaffenen Welt, drang herein. Als ich mich regte, trat eine Klosterfrau in schwarz und weißem Gewand mit großer heller Haube auf mich zu. Sie war bisher, in ein Gebetbuch flüsternd, auf einem Sessel am Tisch gesessen.

„Was ist denn? Wo bin ich?" fragte ich verwundert. „Das ist die Heilanstalt des Herrn Doktor Anton Reichenberger... Ich will den Herrn Doktor gleich rufen." Sie redete fast ängstlich, ihre Worte mühsam der mundartlichen Befangenheit entringend. Ich machte einen Versuch zu denken, dämmerte aber schnell wieder ein. Schritte weckten mich von neuem. Vor mir stand der Arzt mit der Schwester. Dieser Mann, der nun eine wichtige Rolle in meinem Leben zu spielen begann, hatte etwas geradezu Majestätisches. Er war groß, das weiße ärztliche Hausgewand umfloß ihn talarähnlich. Die hoch gewölbte, glänzende Stirn mit dem runden, schwarzen Käppchen über der Glatze, um die sich ein noch dichter Kranz silbergrauen Haars ordnete, gab ihm etwas priesterliches, ja kirchenfürstliches. Das Gesicht war glatt rasiert, um die sehr kräftig geschnittenen Lippen und unter den großen graublauen Augen schon ziemlich gesackt, aber die kühne gerade Nase wirkte gegen dieses beginnende Greisentum, wie ein mächtiges Gegengewicht. Astrologisch war dieser Mann der echte Jupitertypus des priesterlich-seherischen

Weisen. Das merkwürdigste waren die braunen Augen, deren Blick eine bestrickende Verbindung durchgereifter Männlichkeit mit einer — wie soll ich sagen? — zweiten Unschuld verriet, eine wissende Frömmigkeit, anmutig und streng zugleich. Wie der Baron Fernthal schien auch er in einer eigenen Atmosphäre zu wandeln, in die er den ihm Begegnenden leise zog. Aber welch ein Unterschied! Herrschte um den Baron eine geradezu polare Klarheit, so schien den Arzt, je mehr man ihn kennen lernte, eine warme schimmernde, opalisierende Tropenzone zu umgeben, die ihn unwiderstehlich machte. Seine große Hand legte sich mir sanft auf die Stirn, und ich empfand es wie einen Segen.

„Wo bin ich?" fragte ich wieder. „Sie waren krank, jetzt aber ist alle Gefahr überstanden. Ich bin der Arzt." „Krank?" fragte ich. „Aber mir ist ganz wohl. Ich möchte aufstehen und ans Fenster gehen." „Sie werden wohl noch etwas schwach sein, aber ein paar Schritte können sie ruhig versuchen."

Die Schwester hüllte mich in einen Schal. Ich stand auf, aber so leicht schwebend ich mich innerlich fühlte, so schwer kamen mir nun meine Glieder vor. In wollüstiger Schwäche ging ich, mühsam auf die Schwester gestützt, bis zu dem Sessel, in dem sie vorher gesessen war. Ich verlangte, daß er herumgedreht würde, so daß ich sitzend in die schaukelnden Baumkronen des Gartens blicken konnte. Es kam Lindenduft herein.

„Ich bin vom Tod auferstanden," sagte ich, „was war denn nur mit mir?" „Haben Sie keinen Appetit?" fragte der Arzt. „Ach ja, Appetit," erwiderte ich, mich des stofflichen Lebens plötzlich erinnernd. Die Schwester ging, um Tee zu holen.

„Ja, was war mit Ihnen?" fragte der Arzt, „das möchte ich gern von Ihnen wissen. Wir haben Sie ohnmächtig vor unserer Tür gefunden und gleich ins Bett gebracht."

„Ja… ich erinnere mich… heute Morgen… ich wollte in das indische Kloster gehen…, die Holzpforte…, der Messingknopf glänzte in der Sonne." „Ganz recht, das war unsere Haustür." „Bin ich denn im Kloster?" „Nicht gerade im Kloster, es ist eine Heilanstalt." „Ach so…, ja…, ja…" Ich strengte mein Gedächtnis an. „Es war übrigens nicht heute morgen", begann der Arzt wieder vorsichtig, „sondern vor acht Tagen." „So lange habe ich geschlafen?" „Nicht immer. Sie waren in einem Dämmerzustand, manchmal haben Sie mir unverständliche Sachen geredet, gelegentlich auch ganz willig Nahrung genommen, dazwischen freilich meist geschlafen." Ich überlegte. Da kam mir plötzlich Bernhards Name auf die Lippen. „Sie meinen Ihren Schwager? Der ist hier, nur gerade auf einem Spaziergang. Er wird bald zurückkommen." „Er kommt?" fragte ich erfreut.

In diesem Augenblick brachte die Schwester Tee mit Weißbrot und Butter herein. Mit unbeschreiblichem Wohlgefühl kostete ich davon.

„Wenn Sie müde sind, bringen wir Sie wieder zu Bett," sagte der Arzt, nachdem ich mich gestärkt hatte. „Nein, nein, erst muß ich wissen, wie das alles ist." „Gut, wenn Sie lieber plaudern wollen… Falls Sie es gewohnt sind, können Sie auch eine Zigarette haben." „Ach ja, eine Zigarette."

Bernhard trat hinter mir herein. Als ich seine Stimme hörte, wollte ich vor Freude aufspringen, konnte es aber aus Schwäche nicht. Er trat um den Sessel herum zu mir.

„Wo bist du denn hingekommen? Ich war in dem Berg…, denke dir nur!" „So, warst du darin?" fragte er, auf meine Gedankengänge eingehend. „Warum bist du denn nicht mitgekommen?" „Mir war der Eintritt verboten." „Weißt du, die Geschichte ist ausgezeichnet gelungen. Ich bin gerettet. Jetzt sollen sie nur kommen. Ich fürchte sie nicht

mehr." Ich lächelte. „Wen denn?" fragte der Arzt vorsichtig. „Nun alle, die andern Buben, Hindenburg und Ludendorff." Ich lachte laut, fühlte aber bei diesen Namen doch noch ein leichtes, wenn auch mehr wollüstiges, als gequältes Grauen, wie bei der Erinnerung an einen längst vergangenen Schrecken. „Ja, mit diesen hast du allerdings nichts mehr zu tun!" bestätigte Bernhard.

Ich erfuhr nun allmählich, daß der Arzt in meiner Tasche den Einrückungsbefehl und einen Brief Bernhards gefunden, den er sofort telegraphisch hatte kommen lassen. Dieser begriff gleich den Zusammenhang, setzte sich als Arzt und mein nächster Angehöriger mit der Musterungskommission in Verbindung und erhielt den Bescheid, die Berliner Behörde habe offenbar nicht gewußt, daß ich bereits in Österreich gemustert war. (Da ich es ihr ausdrücklich mitgeteilt habe, hat sie es vermutlich nicht wissen wollen.) Übrigens unterstände ich jener Behörde überhaupt nicht mehr, etwaige weitere Befehle von ihr wären der hiesigen Musterungskommission zur Erledigung einzusenden, deren Entscheid unwiderruflich sei. Dies alles berührte mich weniger, als der Arzt und Bernhard angenommen hatten. Mir war, ich sei von einer viel höheren Instanz frei gesprochen, als alle Behörden der Welt. Diese erfüllten gewissermaßen nur noch die Formalität der Urkundenausstellung. Ich fühlte mich bald sehr müde, wurde wieder zu Bett gebracht und schlief ein.

Im Laufe des nächsten Tages stellte sich mein Gedächtnis wieder vollständig her, und ich vermochte dem Arzt sogar die während meines Dämmerzustandes gehabten Visionen stückweise zu berichten. Bald setzten sie sich mir wieder zu einem einheitlichen Ganzen zusammen. Nur vor dem Eintritt in den Berg machten die Erinnerungen immer wieder halt. Ich habe schon berichtet, wie ich sie schließlich durch Selbstsuggestion in einer symbolischen Form wiederfand.

Mein seelischer Zustand war indessen ausgezeichnet. Ich saß oder wandelte in stiller Heiterkeit, als hätte ich alle Zusammenhänge der Welt durchschaut, meist im Privatgarten des Arztes. der mir anfangs verheimlichen wollte, daß sein Haus eine Irrenanstalt war. Ich kam aber sehr bald darauf, da ich jenseits des Gartenzaunes, über den ich an einer verborgenen Stelle schauen konnte, im Anstaltspark häufig die Geisteskranken auf- und abgehen sah, wie an jenem Morgen, als ich in ein indisches Kloster zu blicken geglaubt hatte. Diese Beobachtung aber beunruhigte mich nicht im geringsten. Der Unterschied zwischen einem Irrenhaus und der Welt ist ja nur der, daß in ihm die Irren nicht befehlen dürfen, der Verständige vielmehr, vor ihnen geschützt, ihr sonderbares Wesen still betrachten kann. Ich hatte nur den einen Wunsch, immer hier bleiben zu können. Wie dies geschehen könne, darum sorgte ich mich so wenig, wie ich mich vorerst über den Zufall wunderte, daß ich gerade vor einer solchen Anstalt zusammengebrochen war. All dies, wußte ich, mußte notwendig so kommen, wie es kam.

Dr. Reichenberger hatte ich inzwischen die Erlebnisse der letzten Jahre anvertraut. Für mein Streben, die buddhistische Methode statt zur Weltflucht zur Weltbemeisterung zu benutzen, zeigte er ein überraschendes Verständnis. Eines Tages setzte er sich neben mich auf die weiße Gartenbank und sagte: „Lassen Sie uns einmal etwas über Ihre Philosophie reden. Sie erklären, die Welt sei Ihnen nicht mehr real, nur noch Schein. Warum fürchten Sie dann die Rückkehr in sie? Solche Weltverneinung setzt die Welt gerade so real voraus, wie die Weltbejahung, nur mit negativem Vorzeichen. Ich schätze den Wert Ihrer inneren Erlebnisse sehr hoch, aber Sie verstehen sie noch nicht ganz. Sie besitzen sich selbst noch nicht sicher genug, und darum müssen Sie fürchten, sich wieder in der Welt zu verlieren. Wie aber, wenn es gelänge, die Welt

wiederum zuzulassen, eben weil sie nur Schein, d. h. nichts an sich ist? Ich möchte versuchen, den geistig-seelischen Gewinn Ihrer Erkrankung zu sichern."

„Also, Sie sehen ein," sagte ich erstaunt, „daß meine Visionen nicht einfach pathologischer Unsinn waren?"

„Keineswegs waren sie das. Ihre Erkenntnisse sind persönlichste Urerkenntnisse. Pathologisch ist nur die falsche Verwendung, die auf unvollständiger Entzifferung der Symbole beruht."

Ich horchte verwundert auf. Das war freilich nicht die hilflose Sprache eines modernen Nervenarztes oder billigen Schulpsychologen.

„Ich begreife Ihr Staunen," sagte der Arzt, während wir auf den Gartenwegen hin- und hergingen. „Ich bin freilich auf einem nicht gewöhnlichen Umweg zur Psychologie gekommen. Ich war, ehe ich Mediziner wurde, katholischer Theologe und kam von der christlichen Symbolik zu der heidnischen und zu der der Naturvölker. Angeregt durch die psycho-analytischen Forschungen von Jung in Zürich, der seinerseits auf den Schultern des Wiener Professors Freud steht, habe ich mich überzeugt, daß die heute so verbreiteten, abnormen Seelenzustände die Folge davon sind, daß die schöpferischen Urkräfte des Menschen, welche sich einst durch Gestaltung äußerten d. h. in Religionen und Kulturen objektivierten, und die dann das mechanistisch-rationalistische 19. Jahrhundert mit seiner Zivilisation verdrängt zu haben glaubte, nun zum subjektiven Bewußtsein drängen und den Weg durch die sogenannte Aufklärung versperrt finden. Der einzige moderne Denker, der diese Urkräfte in sich wieder erkannte, Nietzsche, zerschellte an der entgötterten Zeit, der er das Symbol des Dionysos entgegenhielt. Von Nietzsches Wahnsinn müßte die gesamte neuere Seelenheilkunde ausgehen, um den Weg zu finden, wie seine letzte Er-

kenntnis gerettet werden kann, ohne daß das Hirn dabei zerbirst. Hier taucht zuerst das Problem monumental auf, um das es sich bei allen ringenden Menschen von heute handelt: Wie kann das Göttliche in dieser vom Verstand ernüchterten Welt wieder bewußtseinsfähig werden? Seiner früheren Objektivierungsweise in Bildern und Ideen von der rechnenden Wissenschaft beraubt, wühlt es im Unbewußten der Menschen und bringt sie dauernd in Gegensatz zu ihrem vernünftigen Bewußtseinsleben. Dies ist das ewige Thema aller sogenannten Neurosen und vieler Psychosen. Sobald das Göttliche heute subjektiv bewußt zu werden beginnt, verwirrt es das Ichbewußtsein meist derart, daß Zustände entstehen, die bald dem Kleinheits- bald dem Größenwahnsinn ähneln. Wie aber, wenn das Gottbewußtsein erhalten werden könnte, ohne zum Wahnsinn zu führen? Nietzsche, der Totengräber Gottes, hat ihn zugleich wieder erweckt, aber dies ertrug sein doch auch von der materialistischen Wissenschaft befangener Geist nicht. Noch faßte er nicht, daß durch die dionysische Erkenntnis sich an dem menschlichen Ich gar nichts ändert, als das Bewußtsein, daß es nichts an sich ist, sondern Form eines göttlichen Ichs, wodurch es eigentlich bescheiden werden müßte, aber der Professor Nietzsche glaubte, er sei als Mensch Dionysos, und dies ist in der Tat Wahnsinn. Nietzsche erfaßte nicht, was Sie aus dem Buddhismus wissen, daß das Göttliche selbst nicht „etwas" ist, nur als „etwas" erscheint. Wird sich der Mensch dessen bewußt, so erfährt er allerdings, w e r in ihm wird und vergeht und sich erkennt, nämlich Gott selbst. Wer dies erfaßt, ist dem Größenwahn so fern wie möglich, gibt es doch keine Höhe, von der aus der Mensch an sich so klein erscheint in all seiner Göttlichkeit." „Dieses Nichts, das zugleich alles ist, kenne ich wohl," sagte ich, „es ist das indische Nirwana." „Ganz recht, nur mit dem Unterschied, daß Buddha, dorthin aus der unerträglichen Ent-

zweiung der Scheinwelt zurückgekehrt, das Werden und Vergehen wegen seiner leidvollen Vergänglichkeit stauen, d. h. den Lebensdurst ersticken will, während Dionysos, sich selber als Quell, Sinn, Wert, Qual und Lust aller Dinge erkennend, nun erst recht vor und rückwärts zu strömen, ewig zu leben und zu sterben beginnt in tragischen Daseinsrausch, der auch noch den Tod ins Leben einbezieht als seine Kehrseite, nicht als Ende, so wie die Nacht die dunkle, nicht weniger erwünschte Hälfte des Tags ist. Der geläufige Name des Dionysos aber, den wir täglich ahnungslos im Munde führen heißt: Ich; nicht Ich als Mensch freilich, sondern Ich als Subjekt alles Menschlichen und Maske alles Göttlichen, also gerade das, was der Buddhismus unterschlägt. Nun ist Ich nicht länger gieriges Suchen und ängstliches Fliehen der isolierten Pole, woraus bisher nur der Zufall Wert und Zerstörung, Raub und Opfer, Ergänzung und Entfremdung, Darben und Überfluß hervorbrachte, sondern Ich ist göttliche Mitte zwischen den gemeisterten Polen, der ihr Geschöpf nicht länger über den Kopf wächst, sondern sich fügt, wie der Marmor der Hand des Künstlers."

Ich war erschüttert. „Das ist ja genau das, was ich immer gesucht habe," rief ich aus, „ich verstehe nun, was mich von Anfang an über den Buddhismus hinausdrängte, während mir Nietzsches Übermensch vorerst nur Dichtung blieb; denn an das Menschliche, das sich da emporsteigern will, habe ich nie glauben können, aber an das Göttliche, das im Endlichen erscheint, kann ich glauben." „Es handelt sich aber um mehr als Glauben an etwas, vielmehr um ein Selbstsein des Göttlichen. Er muß sich seines Wesens wieder erinnern, das es bei dem Schöpfungswerk vergessen hat. Es identifiziert sich ja mit seinem eigenen gebrechlichen Geschöpf. Wer ‚Ich' sagt, meint den Menschen, aber nur Gott ist Ich, der im Menschen erscheint." Ich war sprachlos.

„Die wissenschaftliche Formulierung dieser dionysischen Weltanschauung," fuhr Dr. Reichenberger fort, „verdanken wir einem Berliner Philosophen, Dr. S. Friedländer. Ich werde Ihnen sein Büchlein über Nietzsche geben und einige Aufsätze in Zeitschriften über die göttliche Indifferenz und das Polaritätsgesetz."

Ich wäre nun am liebsten in die Welt gestürzt, um ein neues Leben zu beginnen.

„Ich habe Ihnen doch gar nichts Neues gesagt", erwiderte der Arzt lächelnd. „Alles dies haben Sie doch schon selbst während Ihrer buddhistischen Übungen gefunden, als Sie wie Mahadö als Gott auf Erden zu leben wünschten. Werden Sie sich doch einmal klar darüber, woher in diesem Augenblick Ihre Erregung kommt." „Daher, daß ich das Selbstgefundene, eigentlich mehr Geahnte, als Gefundene, nun von einem anderen, Älteren, bestätigt und wirklich begründet sehe." „Das heißt, daß Sie es sich selbst nicht glaubten. Hier liegt Ihre letzte Unfreiheit. Sie brauchen noch solche Bestätigungen, weil das Selbst noch nicht wagt, den Erkenntnissen das eigene Siegel der Gewißheit aufzudrücken. Solange dies nicht geschieht, werden Sie sich immer wieder an fremden Lehren begeistern, sich stark fühlen und, allein gelassen, doch immer wieder in die alte Ohnmacht zurückfallen. Noch brauchen Sie Mittler, die Ihnen helfen. Bisher war Ihr Schwager ein solcher oder die Astrologie, eben sind Sie im Begriff, mir eine ähnliche Autorität zu übertragen, und dabei haben Sie doch im Kampf gegen das Militär bewiesen, daß Sie im Notfall ganz gut selbst mit Ihrer Welt fertig werden, nur mit einem unnötigen Aufwand von erregter Anspannung, der schließlich endigte mit einem Zusammenbruch vor meiner Tür."

„Sie scheinen da eine psychische Kur beginnen zu wollen? Das empfahl auch jener Arzt in meiner Heimat, der meinen

ersten Zusammenbruch beobachten konnte. Ich habe daraufhin einige psycho-analytische Schriften von Freud gelesen. Gewiß interessant, aber philosophisch doch sehr flach. Alles scheint darauf hinauszulaufen, den Patienten zu überreden, seine sogenannten „Komplexe" aufzugeben, um ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden; das wäre bei mir verlorene Mühe." „Für mich ist die Psycho-Analyse nur Behelf. Ich benutze sie, um den Einzelnen zu seinem Selbstzweck zu führen, wodurch er für die Welt ein größerer Segen wird, als durch das Bestreben, ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu werden. Nutzen kann niemals Ziel, wird aber meist eine der Folgen der Selbstverwirklichung sein. Auf diesem Weg ist bereits der Züricher Arzt Jung weit über Freud hinausgegangen, aber, mit dem Rüstzeug Buddhas und Nietzsches versehen, kann man noch unendlich viel weiter gehen, nämlich wie Friedländer das Menschliche überhaupt als ein Draußen objektivieren. Damit dies aber nicht nur philosophisches Wissen bleibt, sondern auch tatsächlich mit dem e i g e n e n Menschlichen gelingt, muß eine tiefere Bewußtseinsschicht geweckt werden. Dazu sehe ich keinen anderen Weg, als mit Freudschen Methoden das wegzuräumen, was den freien Verkehr mit der eigenen Tiefe verstopft. Wir müssen zurückfinden bis zu der Stelle, wo das menschliche Ich aus frühesten Erlebnissen der Kindheit entstand. Dann hört es auf, mit seinen Gefühlen und Gedanken etwas an sich zu sein und dadurch eigenwillig den liebenden Verkehr des unendlichen Ichs mit dem ewigen Du der Welt zu stören. Nur so kann die große Täuschung, die Buddhas Auge zuerst durchschaute, von modernen Intellektualmenschen erkannt werden, und die Welt ersteht neu und morgenfrisch, als etwas ganz anderes, so wie Sie sie sahen in dem Tiefenerlebnis, bevor Sie meine Tür fanden. In diese Tiefe will ich Sie zurückführen,

so daß sie Ihnen künftig frei offen steht, statt daß Ihre gehemmte Menschlichkeit von ihr in mystischer Ekstase überfallen wird."

12.

> Faust: Wohin des Wegs?
> Mephisto: Kein Weg! Ins Unbetretene,
> nicht zu Betretende; ein Weg ins Unerbetene,
> nicht zu Erbittende. Bist du bereit?
>
> Goethe, Faust II.

Am Abend nach diesem Gespräch merkte ich wieder einmal, daß mit der bloßen Aufnahme begeisternder Wahrheiten in das Bewußtsein nur wenig für das Praktizieren selbst gewonnen ist. Ich fühlte mich abgespannt und träge. Der Reiz in die Welt hinauszustürmen war wieder dem Wunsch gewichen, in der Anstalt zu bleiben und mit dem Arzt geistige Fragen zu erörtern. Daraus bestand in der Tat die folgende psychische Kur, die sich aus einstündigen täglichen Gesprächen zusammensetzte. Meist saß Dr. Reichenberger auf der Gartenbank, während ich in einem Liegestuhl ausgestreckt lag, um meinen Gedankenassoziationen ganz ungestört nachgehen zu können.

„Ist Ihnen nicht aufgefallen," sagte der Arzt, „wie merkwürdig es doch ist, daß Sie geradenwegs in diese Anstalt eilten? Von Ihrem Herrn Schwager weiß ich, daß Sie früher öfters durch unsere Stadt gekommen sind. Waren Sie nicht auch einmal in der Nähe dieser Anstalt?" „Ich bin allerdings hier auf den Anhöhen über dem Fluß gerne spazieren gegangen, kann mich aber nicht erinnern, die Anstalt gesehen zu haben." „Sagen Sie mir einmal die Assoziationen, die Ihnen durch den Kopf gehen in Verbindung mit solchen Anstalten." Ich assozierte: „Asyl, Zuflucht von Stürmen des Lebens, Kloster, weltabgeschiedener Garten,

Garten beim Elternhaus, Mutter." „Merken Sie, daß dies alles Symbole sind für Ihre Minushälfte, deren Sie sich aber offenbar nicht frei genug zu bedienen verstehen? Sie haben mir neulich von einer Kasernenhofszene in Ihrer Kindheit erzählt. Schon diese Szene zeigt die frühe Störung Ihres Plus an. Eigensinnig, d. h. unfrei vergruben Sie sich seitdem in die Minuswelt des Seppel und damit forderten Sie selbst die stets dumpf geahnte Katastrophe heraus, bei der Ihr unterdrücktes Plus einmal in den Kampf mußte, und jetzt, wo der Kampf gewonnen, wollen Sie wieder in jenes Minus, als Ihren angeblich wahren Ichwert zurückkriechen, statt daß das Ich nun frei zu beiden Polen das Gleichgewicht aus der Mitte wahrt. Daß der Eindruck des Kasernenhofs das Kind so überempfindlich fand, beweist, daß noch früher ein entscheidender Zusammenstoß mit der Welt stattgefunden hat, der Ihre Seele verwirrte, denn so abscheulich eine Kaserne ist, seelisch unverletzte, auch fein organisierte Knaben nehmen solche Eindrücke doch ruhiger hin." „Ein solcher Vorgang ist mir nicht bekannt", erwiderte ich etwas ablehnend. „Daher die Bezeichnung ‚Unbewußtes'."

Ich fühlte einen angstvollen Schauer, wie einst, wenn ich in früher Kindheit an der Hand meines mich schützenden Vaters abends durch einen dunklen Wald ging.

Eines Morgens, als es gar nicht vorwärts gehen wollte, fragte mich der Arzt, ob ich in der letzten Zeit vielleicht einen Traum gehabt hätte. „Nur einen belanglosen." „Erzählen Sie und schrecken Sie nicht vor den größten Albernheiten zurück. Gerade die verbergen oft das Wichtige, indem sie es dem Bewußtsein als unbedeutend erscheinen lassen." „Warum treibt aber das Unbewußte ein solches Versteckenspiel?" „Weil der Mensch sich fürchtet vor der Überwältigung durch Gott oder, von der anderen Seite gesehen, weil Gott, sich identifizierend mit dem ängstlichen Menschen-Ich sich

scheut, zu erfahren, w e r er ist. Indem er sich in der Erscheinung offenbart, verhüllt ihn doch auch die Erscheinung. Seine Erkenntnis bleibt daher immer symbolisch, seine in der Welt erscheinenden Symbole werden nie mehr als durchschimmernd, nie ganz durchsichtig sein."

Ich erzählte nun meinen Traum: Ich sah mich in einer verworrenen Landschaft mit Vulkanen am Horizont. Zwar wußte ich, daß sie längst erloschen waren, dennoch aber fürchtete ich, daß einer wieder ausbrechen und seine Lava mich einholen könnte. (Hier erkannte ich von selbst die Angst, aus einem der für erloschen gehaltenen Vulkane des Unbewußten könne doch wiederum etwas heiß hervorbrechen und mein geordnetes Bewußtseinsleben mit seiner Lava überfluten.) Ich wollte mich im Traum zu einem Einsiedler flüchten, den ich einmal an den Abhängen des Vesuv besucht, und der mir mit vertrauensvoller Heiterkeit erzählt hatte, daß seine Hütte stets von den Lavaströmen verschont geblieben sei. Dieser Einsiedler, dessen wirklichen Namen ich nicht kannte, hieß im Traum Woretzky. Obwohl er in Wahrheit eher einem kleinen grotesken Wurzelmann geglichen, hatte er im Traum ein priesterlich-seherisches Äußere, so daß ich in ihm leicht Dr. Reichenberger erkannte, zu dem ich mich vor den Lavaströmen des zurzeit tobenden Weltvulkans (sowie vor den eigenen) geflüchtet hatte. Als mich der Arzt an den Namen Woretzky assoziieren ließ, fiel mir ein, daß ich ihn in Zeitungsanzeigen gelesen hatte, und nun stellte sich heraus, daß der Vorgänger des Dr. Reichenberger ein Professor Woretzky gewesen war, dessen Nervensanatorium ich mir gelegentlich einer Anzeige einmal hatte merken wollen, für den Fall, daß ich doch noch vor dem Militär in einer Anstalt Schutz suchen müßte. „Ich habe jedoch unter dem Wachsen meines Selbstgefühls den Gedanken aus einer gewissen Scham bald wieder fallen lassen." „Aber unbewußt

schließlich doch verwirklicht", erklärte der Arzt, „Ihr Einsteigen in einen falschen Zug, statt nach Berlin zu fahren, war eine der meist gefährlichen sogenannten ‚Fehlhandlungen', die blindlings das verdrängte Wünschen hervorbrechen lassen, dabei aber manchmal gerade das Richtige treffen." „Das Richtige war also, nicht nach Berlin zu fahren?" rief ich erstaunt. „Jedenfalls war dies Ihr wahrer Wille, der sich durchsetzte gegen alle Kühnheit Ihrer bewußten Entschlüsse. Wieso aber landeten Sie gerade vor meiner Tür?" „Jetzt fällt mir ein, daß ich doch einmal an dieser Anstalt vorbeigekommen bin; aber ich hatte früher vor Irrenhäusern ein ähnliches Grauen, wie manche Leute vor Friedhöfen, und darum eilte ich schnell vorüber, ohne die Erinnerung festzuhalten. Heute aber ist mein Abscheu vor der jetzigen Welt so groß, daß ich Klöster, ja Irrenhäuser und das Grab als Orte des erlösenden Friedens betrachte." „Übrigens haben Sie nicht auch meinen Namen irgendwie gekannt — vielleicht im Zusammenhang mit Psycho-Analyse?" Mir fiel der jüdische Arzt mit dem Zäsarenkopf in meiner Heimat ein, der mir zuerst die Psycho-Analyse empfohlen hatte. „Ja, ja," rief ich aus, „als er hörte, daß ich nach Österreich ging, nannte er mir einen Namen, der mich an Reichenbach erinnerte, den Entdecker der Odstrahlen, und an diesen dachte ich wieder, als mir Baron Fernthal eine Schrift mit einem ähnlichen Namen empfahl über die Gründe, warum der Buddhismus bei europäischen Menschen in seiner reinen Form unmöglich ist." „Ich bin in der Tat der Verfasser einer solchen Schrift." „Baron Fernthal riet mir einmal in einem Brief, Sie zu besuchen, aber ich wollte nicht, ohne Sie zu kennen, auch scheute ich mich, in eine Irrenanstalt zu gehen. Jetzt aber fühle ich, daß mir Ihre Person mit Ihrer Anstalt stets wie ein letzter Helfer in der Not vorschwebte und, von allen Hemmungen befreit, bin ich nun tatsächlich bei Ihnen ge-

landet. Mein Daimonion hat mich gut geführt." „Und nun wollen Sie in der Anstalt und der seelischen Krankheit bleiben?" „Nur um nicht diensttauglich zu werden." „Das ist bloß das derzeitige Symptom. Sie wollten überhaupt nicht recht lebenstauglich werden." „Das stimmt." „Wenn ich Ihnen nun aber beweise, daß Sie durch die Heilung erst recht Ihre Militärnöte, ja alle inneren Lebensnöte los würden?" „Wenn Sie mir dieses Kunststück zeigen, werde ich schnell gesunden." „Nur weil Sie sich selbst noch etwas fraglich scheinen, können andere Sie in Frage stellen. Das ohne Zweifel an seiner Unverlierbarkeit in Erscheinung tretende Selbst wird die ihm angemessene Form der Erscheinung wählen. Sie wären dann frei ohne die geringste Beeinträchtigung persönlichen Wertes und Wesens die Dienstpflicht anzunehmen oder abzulehnen, je nachdem es Ihnen gemäß ist. Mehrere meiner Patienten sind nach anfänglichem Widerstreben ruhig in die Kaserne gegangen." „Und Sie haben ihnen den letzten Star nicht gestochen, daß ein solches Opfer überhaupt sinnlos ist?" „Subjektiv ist nichts sinnlos. Ich heile Leidende, löse Dissonanzen des Willens auf dem nächsten Weg, und zeige jedem, wie er sich seines Willens bewußt werde. Welche Lebensform er dann als die seine ergreift, muß ich seinem Entscheid überlassen. Militär ist an sich weder etwas Gutes noch etwas Schlechtes, sondern eine Form, wie jede, die dem einen paßt, dem andern nicht. Ist sie eine Ihren Werten nicht passende Form, so kann sie Ihnen auch niemand aufzwingen, wie Sie ja bereits erfahren haben. Nur sollten Sie das im voraus wissen, dann brauchen Sie nicht mehr vor dem Leben in stille Gärten oder vor dem Krieg in Anstalten zu flüchten, um Ihre Werte zu wahren, die vor lauter Schutz zu gar keiner rechten Auswirkung kommen. Werden Sie sich, ein Mahadô, Ihrer Göttlichkeit oder, philosophisch gesprochen,

Ihres transzendenten Subjekts bewußt, und Sie können durch alle Lagen des Lebens wandeln, ohne Gefahr einer Zumutung gegen Ihr wahres Wesen. Vielmehr wird sich die ichhafte Erscheinung wie ein Lederhandschuh Ihrem Selbst anpassen. Die Zeit scheint gekommen, da das Göttliche, aller Objektivierung in Religionen und Idealen müde, sich zum letzten höchsten Aufschwung rüstet: zur Offenbarung im Inneren der Person, welche die vielfältige Welt als ihren Mantel trägt."

In dieser Stunde erwachte mein Genesungswille. Mit Einwilligung des Arztes mietete ich mich bald darauf in der Nähe ein und besuchte ihn anfangs täglich, später jeden zweiten Nachmittag. Meine berufliche Tätigkeit nahm ich wieder auf.

14.

„Wenn ihm der Schlüssel nur zum besten frommt,
Neugierig bin ich, ob er wieder kommt."

Goethe, Faust II.

Verhältnismäßig schnell fand ich nun jenes seelische Grunderlebnis wieder, das der Arzt als Ursache vermutete, warum die Ereignisse des Kasernenhofs das Kind so sehr erschüttert hatten. Vielleicht erscheint das Folgende zunächst als eine subjektive Krankheitsgeschichte, aber es handelt sich dabei um die Krankheit des modernen Menschen überhaupt, in dem sich fast nie mehr der Erwachsene organisch aus dem Kind entwickelt hat. Vielmehr gibt es in fast jedem solch ein Erlebnis, durch welches das Kind von außen einen Stoß bekam, und nun entwickelt sich jene Persönlichkeit, die krampfhaft erwachsen sein will ohne die Kindheit ganz erledigt zu haben. Der moderne Mensch ist ein sich selbst quälender Gernegroß mit Rückfällen ins ganz und gar Kindische. Das erklärt die Zickzacklinie seines Lebens zwischen

intellektueller Hochspannung und oft hemmungsloser Preisgabe an jede Affektwallung.

In meinem vierten Lebensjahr war ich einmal unfreiwilliger Zeuge, wie zwei ältere Dorfbuben an der Hecke unseres Landgutes miteinander einen kindlichen geschlechtlichen Unfug trieben. Als sie mich bemerkten, luden sie mich zur Teilnahme ein, ja sie wollten mich gewaltsam festhalten, und nur mit Mühe entkam ich ihnen. Ich eilte wie wahnsinnig ins Haus, wo ich meine Eltern beim Nachmittagskaffee in der Veranda fand. Diese Geschichte erschien mir so unwesentlich, daß ich bisher gar nicht darauf gekommen war, in ihr könne das vom Arzt gesuchte Erlebnis liegen. Ganz nebenbei teilte ich sie eines Tags mit. Bis hierher verlief meine Beichte ohne Hemmung. Nun aber trat ein plötzlicher Widerstand ein. Dr. Reichenberger redete mir zu, und, während ich ein äußerst peinliches Schamgefühl überwand, erinnerte ich mich nun der maßlosen Leidenschaft, mit der ich mich an den Hals meiner Mutter warf und in Tränen ausbrach. Dann schämte ich mich plötzlich, daß mein Vater das sah; als er mir freundlich besorgt die Hand an die Wange legte, fühlte ich zuerst eine feindselige Regung, die ich aber „aus Bravheit" schnell unterdrückte. Diese halbvergessenen Affekte waren das, was der Arzt suchte. Was war da geschehen? Es ist jetzt in ein paar Sätzen gesagt, aber es dauerte einen Winter, bis ich es damals ganz erkannte. Bei jener Szene war der Mann in mir erwacht. Vor mir selbst erschrocken, floh ich zur Mutter, nicht ahnend, daß in der Leidenschaft, mit der ich mich nun an sie und ihre Welt klammerte, mit der ich künftig meine eigenen Werte aufbaute, mit der ich meine heimlich persönliche Zone zeitlebens bedingungslos gegen die „fremde" Welt der „Anderen", zuletzt gegen das Militär, verteidigte, daß in dieser Leidenschaft der zu früh erwachte, sich selbst fürchtende und darum in sein Gegenteil um-

schlagende Mann verborgen war. So entstand ein Ich von höchst gesteigerter Bewußtheit und zähestem Willen — Mars im Skorpion, aber rückläufig — auf krankhaftem Abweg in sich selbst zurückgeworfen, gewissermassen eingerollt, frühreif, künstlich erwachsen und zugleich voll ewiger Sehnsucht nach der Kindheit. Darin bestand die Seppelei. Mit angespannter Manneskraft hatte ich mein Leben lang eine Kinderei als Wert gegen die Welt, gegen das Militär verteidigt. Ich war anfangs entsetzt über dieses verfehlte Leben, aber bald erkannte ich lächelnd, daß das Umgekehrte, das, was die anderen taten, ihr Drauflosgehen auf nicht minder kindischer Voraussetzung beruhte, nur mit entgegengesetztem Vorzeichen. Die ganze Welt mit ihren Idealen ist eine Kinderstube, in der man Erwachsensein spielt, sei es durch Übersteigerung, sei es durch Unterdrückung der Triebe. So erscheint dem einen Draufgängertum, dem andern Askese als Inbegriff ihres krampfhaft festgehaltenen Wertes.

„Um Gottes Willen," rief ich zuerst erschrocken, „dann stürzt ja meine ganze menschliche Persönlichkeit zusammen." „Freilich tut sie das," erwiderte der Arzt mit einer eisigen Ruhe, die mir in die Seele schnitt wie ein Wintersturm in das Gesicht; „aber war denn das nicht auch das Ziel Ihrer buddhistischen Übungen?" „Allerdings," flüsterte ich kleinlaut, „aber jetzt wird es zum ersten Male ernst." Ich sann eine Weile nach. Der Arzt fuhr fort: „Die sittliche Persönlichkeit ist genau so ichhaft wie der Triebmensch, nichts anderes als eine Sicherung gegen ihn, der im Kind noch ungehemmt lebt, also ein Protest gegen das Kind in uns, das sofort wieder hervorkommt, wenn z. B. Alkohol den sittlichen Wächter unaufmerksam macht. Bei Ihnen hat sich jene Sicherung infolge eines Schreckens vor dem zu früh bewußt gemachten eigenen Trieb nur etwas gewaltsamer vollzogen als bei den sogenannten Normalen. Wie aber, wenn der

Mensch nun endlich überhaupt abdankte?" „Aber was bleibt denn dann noch übrig," fragte ich hilflos, „nach dem Abbau der sittlichen Persönlichkeit müßte doch das kindliche Trieb-Ich hervorbrechen, und zwar nun ausgestattet mit männlicher Kraft." „Lassen wir es nur einmal heraus," erwiderte der Arzt, „die Analyse Ihres großen Traums nach der Ankunft bei mir wird Ihnen bald zeigen, was aus jenen Trieben inzwischen in der Verdrängung geworden ist und daß sie längst nicht mehr gefährlich sind. Alles in Ihrem Leben Erworbene bleibt erhalten, nur nicht mehr der Wahn einer sittlichen Persönlichkeit, welche die aus ihren Neigungen oder dem Kampf gegen ihre Neigungen gewonnenen Grundsätze für allgemein gültige Gesetze hält, ein verhängnisvoller Irrtum, aus dem aller Unfriede der Menschen entsteht." „Aber was ist denn das Ich dann noch?" rief ich entmutigt. „Es ist Kreatur, d. h. eine der abertausend Formen, in denen das Göttliche erscheint. Jede Form beruht, wie Sie von Plato wissen, auf einer göttlichen Idee, die sich verwirklichen will, wobei ich die Frage offen lasse, ob diese Idee der Form präexistent ist oder sich erst im Werden der Form als Entelechie entwickelt. Jedenfalls gelingen dem Schöpfer die Formen auf den ersten Wurf sehr unvollkommen; die Idee, auch die des einzelnen Menschen, muß sich zu immer reinerer Form durchringen bis zur Vollendung. Das ist der Sinn aller Entwicklung. Nur ist dies kein sittliches, sondern sagen wir metabiologisches Problem, und es ist sehr wahrscheinlich, daß viele Wiedergeburten erforderlich sind bis jede Idee ihre reine und dann ewige Form gefunden hat. Ihre Entwicklung hat bisher den Weg des Widerspruchs gewählt, einen sehr schweren, aber an Erfahrungen besonders reichen Weg. Die Kräfte, die Sie dabei entwickelt haben, bleiben Ihnen, vor allem auch der weite Umfang Ihres geistigen Lebens, nur werden Sie nun die Angst- und Trotzvoraussetzung

gegen die Welt der andern, als sei sie ein Hindernis für Ihre Form, allmählich schwinden sehen. Statt sich ethisch gegen sie zu sichern, werden Sie Ihr Trieb- und Gefühlsleben sich frei mit der Welt verflechten lassen, da es ja keine sittliche Person mehr zu wahren gibt. Ebensowenig aber werden Sie dem rohen Trieb verfallen, da der ja längst durch Ihr Bewußtsein eingedeicht d. h. geformt und durch das Gefühl sublimiert ist. Sie werden ihn bald ebenso klar durchschauen wie jetzt Ihre ‚sittliche Persönlichkeit‘."

Ich erhob mich einen Augenblick von der Bank, auf der ich saß, als müßte ich eine Last von mir abschütteln; aber als ich einige Schritte gemacht hatte, taumelte ich auf die Bank zurück, von einem unnennbaren Entzücken erfüllt. Kann man von einem visionären Gefühl sprechen? Nicht drohend fremd mehr, sondern ein vertrautes Du erschien mir die Welt, genau wie in jener verfrühten Extase auf dem Weg zur Anstalt. „Wahrhaftig," rief ich in tiefster Überzeugung aus, nachdem ich mich wieder etwas gesammelt hatte, „das menschliche Ich ist an sich nichts, mag es Seppel oder Goethe heißen, aber innig verflochten mit dem Du der Welt erscheint es als Pol des in Mensch und Welt gespaltenen göttlichen Subjekts, dem allein der majestätische Name Ich gebührt." „Und dieses göttliche Ich", sagte der Arzt, seine großen, klaren Augen auf mich richtend, „sind Sie selbst, bin ich selbst, ist jeder, der sich aus der menschlichen Ichisolierung befreit, sich mit dem Du der Welt angstlos verschmelzend." „Also doch Pantheismus?" fragte ich enttäuscht. „Aber mit dem göttlichen Subjekt in der Mitte, dem Urheber jenes sich ewig fliehenden und suchenden Ich und Du; kein verworrenes Aufgehen der menschlichen Person im All, sondern umgekehrt: ein Wiederfinden der polar in Ich und Du gespaltenen Welt in der Einheit der göttlichen Person." „Aber wie nun weiterleben?" fragte ich, noch etwas unsicher. „Sich resolut zu diesem

auch menschlichen Ich bekennen, damit es immer reibungsloser nach seiner inneren Gesetzmäßigkeit sein Du findet, denn nur in dieser Einung — Liebe nennt es die Religion — ist es göttlich. Aber dies „Wie" ist durchaus intimste Privatsache des einzelnen ohne jede ethische Gültigkeit für andere." „Also lehnen Sie eigentlich jede Ethik ab?" „Ich lehne gar keine Ethik ab. Jede Form hat relativen Wert, indem sie auseinandertretendes Chaos bändigt, — und das heißt: schaffen — aber keine Form hat absoluten Wert, als besäße nur sie die Fähigkeit der Bändigung. So besitzt die katholische Moral den höchsten Formwert, den Europa überhaupt erreicht hat. Wer dies fühlt, wird sie frei anerkennen und sich auch nicht scheuen, sie der chaotischen Masse als Gesetz aufzuerlegen; aber jeder einsichtige Katholik weiß, daß es auch außerhalb der katholischen Welt hochentwickelte Menschen gab und gibt. Was von der Moral gilt, gilt von jedem Gesetz, jeder Konvention. Die göttliche Freiheit ist schöpferisch, und dadurch bindet sie sich an die selbst geschaffene Form, die stets zugleich gewollte Begrenzung ist. Erst dadurch erhält die göttliche Freiheit Inhalt im Gegensatz zu diesem abstrakten, durchaus inhaltlosen „freien Menschentum" unserer Zeit, das die Freiheit als äußeres Gesetz einführen will und dadurch das Erhalten oder Werden jeder Form als Reaktion hemmt." „Also soll man sich doch irgendwelchen äußeren, wenn auch frei gewählten Formen unterwerfen?" „Auch nicht ganz und gar. Der Erkennende ist frei von und damit auch zu allen Formen, die er durch Herkunft, Erziehung, Nation und sonstige Lebensumstände vorfindet. Weder beugt er sich starr, als seien sie absolut, noch zerstört er sie freventlich, als seien sie wertlos, vielmehr balanciert er sein Ich mit ihrem Du, und eben dadurch trägt er zu ihrer lebendigen Entwicklung bei. Das sich in seinem relativen So ohne ethisches Angstpathos und ohne triebhafte Re-

volte erkennende Ich findet mit magnetischer Gewalt in der Umwelt sein Du, und es wird immer wissen, wann es diesem Du Ja, wann Nein zu sagen hat, aber das Du an sich wird immer bejaht. Nichts ist, was nicht sein sollte, wie die Moralisten meinen, aber vieles ist, was meinem Ich nicht entspricht, und zu dem sage ich resolut nein, ohne damit ein absolutes Urteil zu fällen." „Also würden Sie niemals einen Verbrecher verurteilen?" „Im absoluten Sinn niemals, denn dies steht bei Gott, vor dem alle Formen gleich gelten, der allein weiß, wie weit jede schon ihre Idee vollendet oder verfehlt. Aber als Richter im Namen eines von mir in seiner Relativität anerkannten Menschengesetzes Recht sprechen, das würde ich natürlich tun, wenn es meine Sache wäre. Die dionysische Freiheit hat nichts zu tun mit humanitärer Willkür. In ihrem äußersten Ja zum Leben liegt dasselbe furchtbare Nein zum Individuellmenschlichen wie im Buddhismus. Freilich ist dem Menschen ein weiter Spielraum gelassen, in dem er scheinbar lange das Polargesetz individuell übertreten kann. Er kann wie Sie als Ethiker gegen seine Instinkte wüten, er kann als Verbrecher sich gegen sein eigenes Formprinzip empören, beides muß schließlich scheitern. Die „Normalen" sind die, welche einen vorsichtigen Mittelweg wählen, als zahme Lüstlinge oder sittlich laue Spießbürger. Die Schwerkraft ihrer eigenen Trägheit korrigiert bei ihnen meist von selbst jedes einseitige Ausweichen in einen Pol, und so finden sie das Leben erträglich, weil sie seine Abgründe nicht gewahren. Was ich Sie jedoch lehren möchte, ist, den furchtbaren Reichtum der Abgründe zu besitzen und zwischen ihnen wissend die sichere Mitte zu finden, von der aus Sie das Ich frei mit dem Du der Welt spielen lassen können. Nicht aus dem Sieg eines Pols über den andern, sondern aus dem Gleichgewicht der beiden Pole entsteht

lebensfähige Form, die dem Ansturm der Welt immer sicherer standhalten wird. Die göttliche Gerechtigkeit ist nicht ethisch, sondern dynamisch." „Wenn aber das Ich in einer Welt lebt, die das Gleichgewicht nicht zuläßt, so daß es kein ihm entsprechendes Du findet?" „Hier müssen Sie ganz anders sehen lernen. Das Ich lebt immer in seiner Welt und würde immer sein Du finden, wenn es unablässig sich selbst weiterschüfe, d. h. formte, statt von äußeren Formen abzuhängen. Man muß sich endlich mit dem Urgrund des Werdens identifizieren, aus dem jeder Augenblick jung und frisch aufsteigt; die Welt um uns mit ihren Formen ist ja das Gewordene und eigentlich schon tot und erledigt im Augenblick, wo wir sie gewahr werden. Dem ewig Werdenden gestaltet sich die Welt von selbst immer neu, und er wird auch mit dem Gewordenen stets ein vorläufiges Gleichgewicht finden; aber die Menschen basteln in falschem Reformeifer an dem Gewordenen herum, als könne die Welt objektiv je besser werden. Solche Forderungen beweisen nur, daß man zu schwach ist zur Einordnung wie zur Freiheit. Der sie stellt, ist ein Kranker, der sich von einer Seite auf die andere wirft, in der Hoffnung, besser zu liegen. Die Leiden des Ichs beweisen nur, daß in uns etwas nicht stimmt, sie geben keinen Maßstab für den Wert der Welt. Was das Ich fühlt, mag schön, was es denkt, mag interessant sein, niemals lassen sich damit Forderungen an die Welt begründen. Erkenntnis strömt erst ein, wenn das Ich sich rein als Gefäß betrachten und Gott gegenüber still halten lernt. Aus sich vermag es nichts zu erkennen noch zu bewirken, aber mit Gottes Hilfe kann es ungeahnte Werke und Taten vollbringen." „Aber das ist ja genau wie die Gnadenlehre der Kirche?" „Genau so, nur daß Gott sich selbst begnadet, und die Erbsünde ist jene kindisch-blinde menschlich-gnadenlose Ichheit, ob sie sich nun triebhaft-empörerisch entblößt

oder pharisäisch-sittlich verhüllt. Alle dem Menschen offenbarten, d. h. intuitiv oder visionär gefundenen Religionen oder Erkenntnisse enthalten, mehr oder weniger verschleiert, dieselbe Wahrheit. In die Irre geht alles Zentrifugale, Protestantische, Liberale, Modern-Wissenschaftliche, Fortschrittliche, mag es sich Gewissensfreiheit, freies Menschentum, freie Forschung, Zukunftsstaat nennen. Ist aber erst die Mitte, die wahre Ichheit, gefunden, dann wird Gewissen, Gefühl, Verstand immer helleres Transparent des Göttlichen."

15.

„Die Mütter, Mütter — 's klingt so wunderlich!"
Goethe, Faust II.

Wir gingen nun zu der Ergründung der Symbole jenes Traums über. „Der einzelne Mensch", sagte Dr. Reichenberger, „macht für sich noch einmal die ganze Entwicklung der Menschheit durch. Der Traum führt meist in die tieferen Triebschichten zurück und — dies ist eine unschätzbare Entdeckung Freuds — wunderbarerweise sind ihre Symbole dieselben, die wir in jenen primitiven Religionen finden, deren Götter gestaltete Triebe sind."

Führer im Traum war Bernhard, der Eingeweihte; auch er erscheint in einer Lage, in der er sich der angemaßten Autorität profaner Weltansprüche entzieht. Natürlich brauchte er nicht mehr die niederen Grade der Einweihung in die Geheimnisse durchzumachen, wie jene armen Kriegsknechte, deren geringe Entwicklungsstufe auf einen grausam-molochitischen Kybelekultus vor der Großen Mutter hinwies, welcher sie das zweideutige Geschenk der Mannheit blutend zurückgaben, um einer Welt voll Männermord zu entgehen. Auch ich war im Begriff, mich dieser Göttin zu opfern, der Urmutter mit tausend Brüsten, die Leben liebend gab und grausam wieder

einschlang. Das war der blutig-lebendige Stoff in seiner heiligen Gewalt, dem ich bisher entflohen war und dem ich nun im Traum büßend das Opfer meiner sittlich-geistigen Scheinwerte bringen wollte. Ihretwegen schienen mir Irrenhäuser einst unheimlich, nun hatte ich mich in eines getastet, um sie abzuwerfen. Ich hatte die Urmutter anerkannt, nun fühlte ich ein sanfteres Wehen von oben. Über mir schwebte Bernhard, der erkennende Buddhist, auf einer Lotosblume. Nun „schaute" ich das bisher Gefürchtete, das verdrängte dämonisch-feurige Chaos der durcheinanderwirbelnden, noch ungeformten Triebe, die Gestalt erstrebten und auf kurze Zeit gewannen, aber aus noch ungemäßigtem Überschwang sie selbst immer wieder zerstörten: das noch ganz unpersönliche Sein, den apollinisch noch nicht verklärten Dionysos, den von den Titanen zerrissenen Zagreus; mitten in diesem chaotischen Brausen von Orkanen, Blitzen, Donnern, Erdbeben und Fluten versank wieder in barbarischer Goldpracht die von mir, dem Manne, als Weib „erkannte" und dadurch als Drohung wie als Lockung überwundene Urmutter, die blind Werden und Vergehen zeugt, in dem Blutgetümmel ihrer sich zerreißenden Söhne.

Nun fühlte ich mich frei und „berechtigt", Bernhard auf die höhere Ebene der Erkenntnis zu folgen, der mein Streben so lange vergebens gegolten, weil die Triebseite der Welt nicht kühn erkannt, sondern ängstlich gemieden wurde. Nun überschauten wir das gesamte kreatürliche Sein des Werdens und Vergehens. Wir überflogen schattenhafte Täler, in denen verpupptes Leben noch im Halbschlaf, in Halbform lag. Ich sah die schauerliche Verkotung des Weltursprungs, aber aus der braunen Nacht erglänzte ein taufrischer Morgen, den sie eben ausgeatmet hatte; Menschen erwachten, in denen sich die Schöpferkraft wirksam tätig zerteilte, aber, noch unwissend, unterschieden sie sich

von Gott als Geschöpfe, statt ihn in sich schaffend zu fühlen. So stellten sie Götter auf neben sich, böse und gute.

Wie von der Mutter, galt es nun auch noch von dem väterlichen Führer frei zu werden. Um den Schlüssel meines eigenen Rätsels zu finden, mußte ich in den Berg steigen durch die assyrisch-ägyptische Tempelpforte. Hier begleitete mich Bernhard nicht länger. Das Selbst trat in seine schrankenlose Welteinsamkeit, in sein letztes Geheimnis. Jetzt war Alleinsein Bedingung, ja das Ereignis selbst. Nicht länger brauchte ich den Schutz von irgend jemand gegen irgendeine fremde, schreckende Welt, keiner liebenden Mutter, keines weisen väterlichen Führers, denn die Welt, jene feindliche Welt der andern (der Buben an der Hecke) hatte nur ein Schein-Ich bedroht, das selbst nicht Welt sein wollte. Nun aber unterschied sich sofort das wahre Ich in außermenschlicher Einsamkeit von diesem eben entstandenen Welt-Ich als unverlierbar, und es war gleich, wie sich das Menschliche, selber nichts als Welt, zum Du seiner Umwelt in jedem Fall äußern würde, sei es durch ein Ja oder ein Nein. Das Gelübde zu schweigen über das, was ich in dem Berg schaute, hält sich von selbst, denn das Geheimnis offenbarte sich nicht durch eine aus Worten gefügte Formel, die man ausplaudern könnte, sondern dadurch, daß es wie das Bild zu Sais bei seiner Entschleierung in „Nichts" zerrann. Der Irrtum des Menschen ist, daß er das Sein für wißbar hält, für ein zu erratendes Rätsel. Hier verbirgt sich noch das unbefriedigt fragende Kind, das hinter den Eltern ein ihm verborgenes Geheimnis wähnt. Das Geheimnis der Mutter ist der Schoß des Werdens, und der Schauer vor dem Werden ahnt dessen polare Kehrseite, das Vergehen. Das alles aber ist dem Erwachsenen kein Geheimnis mehr, indessen nur wer es auch schaut, hat es wirklich „erkannt". Es ist kein Geheimnis außer uns,

sondern ein Wunder in uns. Ein Wunder aber ist nicht wißbar, sondern schaubar. Es kann hier gar nichts verraten und ausgeplaudert werden, und deshalb ist man immer so enttäuscht von den Mitteilungen über das, was eigentlich bei den antiken Mysterien vorging.

„Ich traf das, was ich bin seit Zeiten Anfang", so lauteten die ersten Worte jener in der Nacht niedergeschriebenen Zeilen. Keine Götter erschienen mehr, nichts Übernatürliches wurde sichtbar. Das Wunder ist das Innewerden der Person selbst, welche, selber eins oder keins, die Welt polar erlebt, von diesem ihrem eigenen Geschöpf überrascht, erschreckt, ja oft zermalmt, bis sie plötzlich in alledem sich selbst erkennt und sich selber stille hält. Hier im eigenen Innern erklingt nun die Sphärenmusik aller Gegensätze: tierisch und göttlich, jesuhaft-milde und neronisch-böse, dumm wie ein Lama und tausendäugig wie Argus jede Abtönung der Welt leiblich und seelisch erspähend; kritisch wie ein alles zerdenkender Talmudist und kindlich gläubig wie die evangelische Einfalt, gierig gemein und priesterlich geläutert; dumpfer Erdenkloß und vom Urfeuer glühender Kristall, Einsiedler und eitles Weltkind; von alledem seppelhaft erschreckt, die eigene Urheberschaft vergessend, aber sich langsam wieder erinnernd, den göttlichen Thron der eigenen Welt endlich einnehmend, um von hier aus lebend und sterbend sich selber zu erfahren. Mir war wie Gott am siebenten Tag nach der Schöpfung: „Und er sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut."

*

Eines Tages sagte Dr. Reichenberger: „Nachdem sich Ihnen der Inhalt des Unbewußten in den Bildern des Traumes offenbart, werden Sie leicht begreifen, warum Sie bisher nicht in den Abgrund des Trieb-Ichs zu schauen

wagten. Fällt Ihnen nicht die Beziehung zu einer stofflichen Urmutter auf? Hier stoßen wir endlich auf das, was Freud allzu befremdend und sensationell den Ödipuskomplex nennt, wodurch er so viele feinfühlige Menschen abgestoßen hat.“ Ich blickte den Arzt beunruhigt an, denn auch mir war dieser Teil der Freudschen Lehre ungeheuerlich erschienen. „Richtig ist,“ sagte der Arzt „— und das ist wieder eine der genialen Freudschen Entdeckungen — daß die Gefühle des Kindes zur Mutter triebhaft-animalisch und voll ausgesprochener Sinnlichkeit sind. Das Kind löst sich allmählich von dieser Muttergebundenheit und entwickelt ein selbständiges Triebleben im Spiel und Wetteifer mit andern Kindern und Genossen. Sie hingegen wurden von den andern durch jenen verfrühten Anblick des Ziels unserer Triebe erschreckt und zur Mutter zurückgescheucht. Von jetzt aber war die Welt Ihnen nur Du, wenn sie mütterlich-freundlich entgegenkam, und es ist nicht zu leugnen, daß Sie sich dies mit bemerkenswerter Kraft erzwungen haben im Kampf mit den „Andern“. Bei der Mutter aber wurde Ihr wahres Triebleben ins Unbewußte verdrängt, denn wenn es sich entwickelt hätte, wäre es in Kollision geraten mit den Gefühlen zur Mutter. Freud spricht nun hier etwas plump von einem Inzestkomplex, und es kommt auch gewiß vor, daß in schlechter oder nur sorgloser Umgebung ein zu muttergebundenes Kind zu Inzestregungen kommt, aber das Gewöhnliche ist es nicht.“ „Gott sei Dank,“ rief ich erleichtert, „mir ist, als hätten Sie mich dicht an einer furchtbaren Gefahr vorbeigeführt.“

Am nächsten Tag sagte ich: „Vielmehr als von einem Inzestwunsch könnte man von Inzestangst sprechen.“ „Ganz recht, aber auch die hätten Sie weder mir, noch sich selbst so spontan zugegeben, wenn ich Ihnen, wie die Freudschule oft tut, das Geständnis eines Inzestwunsches zugemutet

hätte." „Und wenn ich ihn wirklich unbewußt gehabt hätte," erwiderte ich, „wäre das nicht jetzt ganz gleich?" „Jetzt allerdings, und aus dieser Bemerkung sehe ich, daß wir nun mit der Kur zu Ende sind. Merken Sie nun, daß die ‚sittliche Person' nichts anderes war als eine Sicherung gegen das infantile Trieb-Ich?" „Ja, ja, ja", rief ich befreit, „und was mir immer gefehlt hat, war ein Vater, dem ich dies alles anvertrauen könnte und der mir die Bedeutung des Vorgangs an der Hecke erklärte. Dann hätte ich mich nicht so gewaltsam gegen die Buben, gegen die Welt, gegen das Militär zu sperren brauchen und wäre doch frei gewesen zu unterlassen, was mir an den andren gemein oder ungemäß erschien. So aber habe ich mich an die Mutter geklammert und alle Störer ihrer Welt als Feinde gehaßt." „Erinnern Sie sich noch der ersten unfreundlichen Regung selbst gegen den Vater, als Sie von der Hecke in die Arme der Mutter flüchteten?" „Ja, ja... aber das ist ja tatsächlich Ödipus, der Rivale des eigenen Vaters!" „Oder vielmehr der Mann in Ihnen, der aus Angst vor der Ödipussituation Seppel wurde, die Mutter durch Rückkehr zu kindlicher Bravheit gewann und auf dieser Voraussetzung seine Traumwelt bis 1914 tatsächlich durchsetzte." „Da hätte ich freilich zehn Jahre buddhistische Übungen machen und zu dem unbekannten Ich sagen können: ‚dies bin ich nicht', und doch wäre es immer wieder gekommen. Mit dem durchschauten Ich aber, mit seinem triebhaftsittlichen Januskopf aber traue ich mich nun fertig zu werden."

In diesen Tagen (Frühjahr 1918) erfuhr ich, daß der deutsche Generalstab seinem verlorenen Spiel neues Blut opfern wollte. Auch die „dauernd Untauglichen" und nicht mehr zu Kontrollierenden sollten noch einmal gemustert werden. Wo war nun die verheißene Allmacht über das

22*

Schicksal? Der Arzt lächelte und sagte: „Sie haben sich offenbar schon als Magier gefühlt, vor dessen Blick der Gegner zu Stein erstarrt ..." „Oder vielmehr als heiteren Weisen", erwiderte ich, „dem auch das Militär willkommen ist als Maske, die er lachend durchschaut." „Da haben Sie sich wieder einmal moralisch nach der Plusseite übernommen, was Sie nun durch Ihre Mißstimmung büßen. Nie habe ich behauptet, daß Sie so leicht Ihre menschlichen Neigungen und Abneigungen ändern werden, was nur allmählich möglich ist. Noch nehmen Sie das Menschliche viel zu ernst. Es ist ja ganz belanglos, reine private Angelegenheit Ihres kleinen Ichs, ob Sie zum Militär Ja oder Nein sagen, und darum bekennen Sie sich doch resolut zu dem Entscheid, den Ihr Ich in diesem Augenblick seinem Wesen nach wählt. Daß Sie mit den Buben an der Hecke nichts zu tun haben wollten, war Ihr gutes Recht, nur war Ihr Nein nicht frei, sondern angsthaft, später trotzig. Genau so lehnen Sie noch das Militär ab. Ich sage gar nichts gegen Ihre Argumente. Sie sind gut, aber die entgegengesetzten Argumente der freiwilligen Helden sind auch gut. Haben Sie doch nun das gute Gewissen zu sich selbst und sagen Sie: ‚ich mag nicht', meinetwegen aus den und den Gründen. Jedes Ich ist begrenzte Form, d. h. ein Nein zu dem, was in seine Form nicht eingeht. Erscheint dies Nein angst- und trotzlos aus dem wahren Wesensgrund dieses Ichs, dann fügt sich das Du der Welt von selbst. Scheitern müssen die verworrenen Ichformen, die auf glückliche Zufälle hoffen, um dem Entscheid ausweichen zu können. Noch immer scheint Ihnen ein ‚Ja' mehr wert als ein ‚Nein', es sind gänzlich gleichwertige Pole. Im Augenblick wäre, schon vom gewöhnlichen Standpunkt des Arztes aus, nichts falscher, als Ihr neu gewonnenes Gleichgewicht sofort zu überlasten durch ein zu starkes Ja-sagen zu etwas Unge-

wohntem.“ „Aber worüber haben wir denn da eigentlich einen ganzen Winter philosophiert?“ rief ich lachend, „das ist ja das Ei des Kolumbus.“ „Freilich, nachdem man erkannt hat“, sagte der Arzt lächelnd.

Wenn man auch Launen der Frauen, auch der „Frau Welt“, nie ernst nehmen darf, so muß man sich doch wohl hüten, sie durch falsche Behandlung zur Hartnäckigkeit anschwellen zu lassen. Ich ging also sorgfältig auf die formalen Spielregeln ein, bat einen Beamten der Musterungskommission schriftlich um Aufklärung, zugleich aber unmißverständlich erklärend, daß ich mich auf keinen Fall einer achten Musterung unterziehen könnte, auch wenn sie nur eine Formalität sei. Ich hätte gerade eine sehr mühsame und kostspielige Nervenkur durchgemacht, die mir meine Arbeits- und Erwerbsfähigkeit zurückgeben würde; diesen Gewinn könne ich nicht durch neue Erregungen wieder aufs Spiel setzen, zumal in meinem Alter eine zweite Kur kaum gelingen dürfte. Ich brauchte nun endlich Gewißheit, daß ich mit diesen Dingen überhaupt nichts mehr zu tun hatte; im Falle neuer Musterungen könne meine Angelegenheit ohne mein persönliches Erscheinen leicht erledigt werden, da ja die Akten meine völlige Untauglichkeit hinreichend bewiesen. Dr. Reichenberger legte ein Zeugnis bei, worin er auf meine Bitte das Wort musterungsunfähig offen aussprach. Ich war mir natürlich der in einem solchen Antrag verborgenen leisen Herausforderung bewußt, aber darin lag ein prickelnder Reiz, in dem sich die eigene Macht erprobte. Nach wenigen Tagen lief der ohne eigentliche Unruhe, nur mit neugieriger Spannung erwartete, günstige Bescheid der Musterungskommission ein. „O du Welt!“ rief ich aus, „wie gut will ich mich nun mit dir vertragen, die du mir aus einer bei aller Liebe mich einengenden Mutter zur Geliebten geworden bist, zu der ich frei Ja und Nein sagen darf.“

Zum Abschied sagte mir Dr. Reichenberger: „Was Ihnen auch künftig geschehen mag, zerbrechen Sie sich nie den Kopf, wie Sie es wohl äußerlich ‚einrenken' werden, sondern suchen Sie stets die innere Mitte — nichts anderes tut der Gläubige im Gebet — und stärken Sie sich im absoluten Vertrauen, daß das Gleichgewicht Ihres Selbsts im wildesten Brausen stets gesichert ist, daß das sich immer wieder anschmiegende Du der Welt vom Ich höchstens vorübergehend vergessen werden kann. Bei jeder Drohung der Welt müssen Sie, während Sie ruhig alle Vorkehrungen treffen, wissen: Entweder sie verwirklicht sich nicht oder sie ist der dissonante Umweg zu einer noch tieferen Harmonie. So wird schließlich die Dissonanz selber zur Lust. Es kann uns in der Tat nichts geschehen. Jedes Ich ist eine Gleichung, die im Unendlichen mit ihrem Du aufgehen muß, sobald es nur dem persönlichen Rhythmus seines Plus und Minus still hält. Still halten, aber nicht nur negativ, wie es der Buddhist übt, sondern auch unserem Ja gegenüber, ohne es europäisch zu einer den Zusammenbruch in sich tragenden, einseitigen und darum disharmonischen Scheinleistung aufzupeitschen. So sind wir schwebende Götter der beiden Abgründe, des Dunkels und des Lichts. Wer dies weiß, wird die Ursache jedes Leids, das ihm noch so ‚ungerecht' widerfährt, im eigenen Innern finden, in einer Gleichgewichtsstörung zwischen seinem Ja und Nein, seiner Kraft, die sich gern übertreibt, und seiner Schwäche, die sich oft als „zu große Gutheit" verlarvt, und schnell das Zünglein an der Wage wieder in die neutrale Mitte rücken, wenn die Pole zu sehr ausgeschlagen sind. Alles Rechten mit Gott und der Welt hört auf. Wenn man den ‚Sinn' hat, sagt Laotse, werden alle Dinge von selber recht." „Aber es erleben doch viele gut ausgeglichene Menschen äußerlich alles mögliche Unheil?" „Ich sage nicht, daß kein Unheil geschieht. Äußerlicher

Optimismus ist nur eine Ausgeburt der Angst, die nicht wagt, in den Minusabgrund der Welt zu blicken. Der ist in der Tat so furchtbar, daß die ärgsten Pessimisten recht behalten, so lange man noch im Menschlichen lebt. Das hält nur ein Blinder aus, der das ihn dauernd umlauernde tödliche Verderben nicht sehen kann oder will. Das Übel wird nicht menschlich beseitigt, sondern durch göttliche Indifferenz in Schach gehalten."

Was aber nun tun als Herr der eigenen Welt und ihrer endlichen Möglichkeiten? Ich blickte um mich, da lag das begonnene, verworren geführte Seppelleben. Nun, dachte ich, so will ich es denn zunächst in seiner immer reiner erscheinenden persönlichen Gesetzmäßigkeit einmal vollenden, äußerlich bewußt gar nichts ändern, aber seine Kräfte frei schwingen lassen, gespannt, was daraus noch werden kann, um mich dann auf dem Zaubermantel des Dr. Faustus durch abertausend Tode in eben so viele neue Leben in unzähligen Welten zu stürzen!

II

Dichter, Spielleiter, Schauspieler, Zuschauer zugleich

„Ihr höheren Menschen, es geht gen Mitternacht."
Nietzsche.

1.

„Das ist das Wahrzeichen, wodurch der gemeine und höhere Mensch sich unterscheiden; daß jener sein Glück nur dann findet, wenn er auf sich selbst vergißt, dieser, wenn er zu sich selbst wiederkehrt; jener, wenn er sich verliert, dieser, wenn er sich besitzt."
Feuchtersleben.

Ich hätte hier die Erzählung beenden können, aber vielleicht ist es gerade von Bedeutung, noch zu zeigen, wie mit solcher Erkenntnis das Leben äußerlich verläuft. Ich wurde kein Heiliger, eher noch ein Weiser. Jeder Tag beginnt und endet mit der buddhistischen, gegen das Menschliche gewendeten Übung: „dies bin ich nicht"; denn wenn man ihn nicht immer wieder objektiviert, versucht der Mensch beim geringsten Auslassen der inneren Aufmerksamkeit sich wieder als Subjekt aufzuspielen. Nicht nur der Leib ist „draußen", auch alles Psychische: Seele (Empfindungen und Gefühle) und Verstand (Gedanken und Vorstellungen). All dies beherrscht mich nicht mehr. Ich vermag es von innen anzuschauen. Die Seele wird zum ausgleichenden Gegengewicht der Triebe, ohne sie zu bedrücken. Das Innere aber ist nicht seelisch, kaum geistig, sondern — nichts, aber ein Nichts in steter

Bereitschaft durch Ja oder Nein „etwas" hervorzubrechen zu lassen. Von hier überwache ich meine Gefühle und Vorstellungen und schicke sie, wohin ich mag, so wie ich meinen Füßen befehle, mich hier- oder dorthin zu tragen. Natürlich bin ich durch ihre Leistungsfähigkeit gebunden so wie durch die Grenzen meines Verstandes und meines Herzens. So weit lebe ich menschlich, als ein Fahnenflüchtiger, den keine Fahnen mehr verpflichten, der sie aber alle grüßt und frohlockt, wenn sie sich in ihrer Buntheit vor ihm aufrollen. Das Subjekt von alledem aber, das wahre Ich, ist nicht mehr menschlich, sondern das Unendliche selbst mit seinem Schöpferdrang; ihm folgt immer stiller haltend das menschliche Schein-Ich in seinem Spiel mit dem Welt-Du, seine Idee zu immer reinerer Form vollendend.

Ich war nun gefeit gegen das Leid. Das Gleichgewicht konnte schwanken, aber nie mehr verloren gehen. Bald darauf erlebte ich Glück, großes Glück, und nun galt es, auch dagegen gefeit zu sein, d. h. es anzunehmen, aber ohne Störung der Mitte und es mit einigen Körnern Bitterkeit zu würzen. Ich lebte dem Augenblick, förderte vormittags meine Arbeiten und streifte nachmittags in der Umgegend der kleinen Stadt umher. Auf eine Sommerreise hatte ich der wachsenden Verpflegungsschwierigkeiten wegen verzichtet. Da erhielt ich eines Tages einen Brief vom Baron Fernthal, mit dem ich seit meiner vorjährigen mißglückten Reise in loser brieflicher Verbindung gestanden war, meist anläßlich astrologischer Fragen. Er erneuerte seine Einladung für diesen Sommer.

An einem sonnigen Juliabend stieg ich an der kleinen Station in Steiermark aus, von wo wir in einem Wägelchen Schloß Fels in einer knappen halben Stunde erreichten. Der Baron trug die steierische Landestracht, einen grauen Lodenanzug mit waldgrünen Borten auf Rock und Hose, ein ebensolches,

breites Seidenband um den kantigen Filzhut mit Gemsbart. In der nervigen, edel geformten, braunen Hand hielt er eine kleine Holzpfeife. Niemand hätte geahnt, mit was für seltsamen Dingen sich dieser äußerlich ganz die Art der Umgebung annehmende Mann beschäftigte und mit was für sonderbaren Gestalten er lebte.

Schloß Fels war eine geschickt wieder hergestellte Burg auf einem überragenden, bewaldeten Felsen oberhalb eines alten Marktfleckens mit etwa 2000 Einwohnern, der sich bemühte, ein Städtchen zu werden. Als wir über den Hauptplatz fuhren, saß die kleine Zahl der zugelassenen Sommerfrischler, die Damen in bunt geblümten Dirndlkostümen auf Bänken vor dem altsteierischen Gasthof zur goldenen Ente, auf die Glocke zum Nachtmahl wartend. Noch ahnte ich nicht, daß sich sehr bald hier mein neues Schicksal entscheiden würde, das mein Horoskop für den Hochsommer anzeigte. Hinter dem Flecken stiegen wir ab, um bei dem ziemlich steilen Anstieg auf den waldigen Felsen die Pferde zu schonen. Wir erreichten das gotische, licht umgrünte Burgtor vor dem Wagen und traten in den Hof, den altes, efeubewachsenes Gemäuer mit Wachtürmen und Zinnen dreieckig umgab.

Braunes, gelbes und graues Moos bedeckte Dächer und Steinbänke. Die Läden schienen von Jahrhunderte altem Regen wurmstichig. Ganze Fensterreihen waren vernagelt. Eine verödete Terrasse mit rostigem Geländer, von Unkraut bewachsen, war von Eidechsen bevölkert und Feuersalamandern, die man in der Gegend „Wegnarren" heißt. Überall lagen Steinhaufen und im Lauf der Zeit herabgefallene Ziegel. Der Baron erklärte diese Unordnung durch die Unmöglichkeit, im Krieg Arbeiter zu bekommen. Weiße Simmenthaler Kühe weideten im Park und brachen gelegentlich wie Einhörner zwischen den Zweigen hervor, Ziegen fraßen vom wilden Wein der Hecken.

So unwirtlich sich der Bau von außen ausnahm, so behaglich entgegenkommend war er im Innern. Die roten Ziegel des Vorhauses und die Steinfließen der gewundenen Treppen waren mit Matten belegt. Mächtige grüne Kachelöfen verrieten, daß es auch im Winter unter diesen spitzen Steinwölbungen wohnlich sein müsse. Alle Räume waren reichlich mit orientalischen Teppichen und Vorhängen ausgestattet. Mir wurde ein bequemes Zimmer im obersten Stock angewiesen, von wo ich über das Städtchen blickte, das ein in weißen Schaumstufen zwischen Felswänden durchbrechender Gebirgsstrom in zwei durch Holzbrücken verbundene Hälften teilte, eine mittelalterliche zu Füßen der Burg, eine neuere mit Miet- und Landhäusern jenseits. Die Berge, von graugrünem Nadelwald bedeckt, standen sehr nahe, ließen aber nach Westen den Blick in das weite grüne Flußtal offen, in dem jetzt die Abendsonne über vereinzelten Bauernhöfen zwischen Feldern und Waldstreifen brütete. Im Gegensatz zu dem schroffen, zackigen Kalkgebirg, das mich die letzten Jahre umgeben hatte, fand ich hier die sanfteren, an meine Heimat erinnernden Formen des Urgebirgs, dessen nahe Höhen auf bequemen Pfaden ohne Geröll zwischen Lärchen und Zirbelkiefern leicht zugänglich waren.

Die Mahlzeiten wurden in einer offenen Halle auf der dem Gebirg zugekehrten Seite genommen, das vor unseren Blicken, von zahlreichen einsam liegenden Bauernhuben belebt, entzückende, sich mattblau im Abendhimmel verlierende Überschneidungen formte. Wir bildeten zurzeit eine Gesellschaft von etwa acht Personen, später wurden es gelegentlich zehn bis zwölf, dann schmolz der Kreis auch wieder auf drei bis vier zusammen. Baron Fernthal genoß von seiner astrologischen Voraussicht der Ereignisse zum mindesten den Vorteil, daß er sich rechtzeitig auf viele Jahre hinaus mit aller Art haltbarer Nahrung versorgt hatte. Dazu kam der laufende

Ertrag seiner Jagd und Landwirtschaft wie der reichliche Gemüsestand. Offenbar hatte er auch ziemlichen Einfluß in der Beamtenschaft, so daß die Ablieferungspflicht nicht allzu hart auf ihn drückte. Manchmal mochte man an Zauberei glauben, wie ihm die Rehe, Hasen, Schweine und jungen Kitzen — wie er sich ausdrückte: zuliefen. Nie machte er sich Sorge darum und lud Freunde ein, ohne noch recht zu wissen, wie er sie verpflegen würde, von dem Grundsatz ausgehend, daß ihm von selbst um so mehr Nahrungsmittel zugebracht würden, je mehr Gäste sich in seinem Haus befanden. Das größte Wunder war übrigens sein wie ein Gelehrter aussehender chinesischer Koch, der behauptete, von der alten Mingdynastie abzustammen und Mister Yang genannt wurde, ein kleiner, dicker Mensch mit einem großen, stets lächelnden, bebrillten Mondgesicht, in einem dunklen, einst wohl himbeerfarbenen Kaftan, der nicht gerade chinesisch, aber auch nicht europäisch wirkte. Auffallend waren seine schlanken, edlen, immer äußerst reinen Hände. Bisweilen wurde er ad audiendum verbum nach Tisch in den Speisesaal gerufen und nahm geschmeichelt sein Lob entgegen. Er besaß eine große Anzahl chinesischer Würzen von überraschend mildem, angenehmem Geschmack, die er in immer anderen Verhältnissen mischte, so daß sie einen nie ermüdeten. Dadurch verlor in gelegentlichen Notfällen, wie sie die Kriegszeit bedingte, Qualität und Geschmack der Nahrungsmittel etwas an Bedeutung. Es genügte, daß sie bekömmlich und nahrhaft waren. Aus jedem Fleisch und jedem Kraut konnte Mr. Yang ein feines Haschee machen, dem er mit seinen Würzen den Charakter von Leckerbissen gab. Magen und Darm der Gäste waren stets in bester Ordnung.

Der Kreis bestand aus Leuten in mittleren oder auch schon vorgerückteren Jahren, darunter zwei Damen. Diese Menschen waren Okkultisten, Mystiker, Astrologen, zwei nannten sich

Anhänger des bekannten Anthroposophen Dr. Rudolf Steiner. Sie waren sehr genau mit den indischen und chinesischen Lehren vertraut. Von dilettantischer Schwärmerei oder gar Halbbildung, wie sie sich so oft bei den sogenannten Okkultisten findet, war übrigens nichs zu spüren. Alle schienen mir gründlich und umfassend gebildet, einige ausgesprochen gelehrt. Sie kannten auch die Welt sehr wohl und waren erst nach erheblichen Kämpfen mit ihr in ihr jetziges Fahrwasser geraten. Zwei hatten als Seeoffiziere, einer als Forschungsreisender die Erde umsegelt. Ein dritter war als Sprachgelehrter nach Indien gekommen und hatte dann mehrere Jahre in einem buddhistischen Kloster auf Ceylon als Bikkhu gelebt. Der eine der beiden Steineranhänger war ein ausgebildeter Naturwissenschaftler und hatte Jahre lang als Tiefseeforscher in den Polarregionen zugebracht. Am Anfang des Krieges war er eingerückt; unter den Entbehrungen und den Kugeln der Isonzofront gingen ihm die Steinerschen Lehren auf. Sein Kamerad war ein reicher Grundbesitzer, dem österreichischen Hochadel angehörend. Bisher hatte er sein Leben zwischen Frauenjagden in Europa und Löwenjagden in Afrika geteilt. Auch er fand aus dem geistreich durchdachten, konsequenten Zynismus seiner bisherigen Weltanschauung am Isonzo einen neuen Weg. Er war der andere der beiden Steineranhänger jenes Kreises. Von den beiden Damen war die eine eine verwitwete Aristokratin gegen Fünfzig von noch sehr anmutigem Wesen, in Wien der Mittelpunkt eines okkultistischen Zirkels, der aber nicht für so ausgesiebt galt wie der Kreis um den Baron Fernthal; die andere war eine wie erstorben aussehende magere Amerikanerin, die, was sachliche Gründlichkeit und Gedächtnis betraf, selbst die gelehrten Männer des Kreises übertraf. Sie nannte sich eine Rosenkreuzerin und hatte auf einer in Kalifornien bestehenden Rosenkreuzerakademie alle Grade

erreicht. Sie war ein Genie in astrologischen und kabbalistischen Einzelberechnungen. Dagegen fehlte ihr jede Intuition in der Auslegung. Überhaupt war ihr Gespräch etwas dürftig, wenn sie sich nicht auf Mitteilung erlernter Tatsachen beschränkte. Darin freilich war sie verblüffend, eine lebende Enzyklopädie des okkulten Wissens.

Alle diese Menschen zeichnete eine sehr hohe, vorurteilslose, gänzlich unfanatische Geistigkeit aus, die ihnen so selbstverständlich war, daß sie sich niemals, wie es unter sogenannten Intellektuellen üblich, aufdringlich betonte, sondern auch leichte, behagliche Gespräche über alle Fragen des Lebens, besonders bei Tisch, gerne zuließ, woraus sich dann aber stets ganz von selbst, namentlich beim abendlichen Zusammensein, tiefere Erörterungen entwickelten. Einige verfügten über eine ansehnliche Erzählungsgabe, und da sie alle etwas erlebt hatten, waren die Gespräche sehr reizvoll. Ein ausgezeichneter Klavierspieler sowie ein Geiger und ein Cellist befanden sich in dem Kreis und erfreuten uns an Regentagen durch Sonaten und Trios. Der Gastgeber selbst, der zwar den ganzen Kreis mit seinem eigentümlichen Wesen durchdrang, hielt sich bei den Gesprächen gewöhnlich etwas im Hintergrund. Fragte aber jemand um seine Meinung, dann fesselte er stets durch seine von Welt- und gelehrtem Wissen in gleicher Weise genährte, klare Rede.

In dieser Umgebung verbrachte ich fast zwei Monate. So sympathisch mir alle diese Menschen, die — wie gesagt — gelegentlich wechselten, auch waren, und so wohl ich mich unter ihnen fühlte, ihre Überzeugungen und Theorien gewannen keinerlei Einfluß auf mich, und darum habe ich mich hier mit deren allgemeiner Beschreibung begnügt, ohne auf Einzelheiten einzugehen. Ich fühlte nun deutlich, daß ich kein Suchender mehr war, sondern mich selbst gefunden hatte. Lehren und Philosophien anderer interessierten mich wie alle

Erscheinungen des Lebens, wie Landschaften oder Ereignisse, als gewordene Form, aber Antworten auf ungelöste Fragen gaben sie mir nicht mehr. Auch das Interesse an der Astrologie, von dem ich vor einem Jahr noch wie besessen gewesen war, trat in jenen Abstand zu mir selbst, in dem ich alles gelten und mir „gefallen" ließ, aber ohne mich daran zu klammern. Überall gewahrte ich das Wunder desselben sich persönlich in abertausend Formen bewußt werden wollenden Göttlichen.

Der Merkwürdigkeit halber will ich noch mitteilen, wie die Astrologen des Kreises, besonders Baron Fernthal, der ein ebenso genialer Ausleger von Horoskopen war wie die Amerikanerin eine sorgfältige Berechnerin, die furchtbaren Ereignisse des nun unmittelbar bevorstehenden Herbstes 1918 voraussahen. Ebenso wie für den Augenblick der Geburt einer Person kann man für einen Ort an einem neu beginnenden Zeitraum das Horoskop stellen. Astrologische Zeiträume beginnen mit der Tag- und Nachtgleiche im Frühjahr und Herbst, wenn die Sonne auf 0 Grad Widder oder auf 0 Grad Wage steht. Die Konstellation dieses Augenblickes ist zwar für die ganze Welt dieselbe, aber je nach dem Länge- und Breitegrad eines Ortes wirkt sie anders in verschiedenen astrologischen „Häusern", d. h. auf verschiedenen Gebieten des Lebens, genau wie bei gleichzeitigen Geburten an verschiedenen Orten dieselbe Konstellation in einem Fall den Charakter, im anderen den Besitz, im dritten die Gedankenwelt beeinflußt und so fort. Für den Herbst 1918 nun stand (wie man sich aus allen astronomischen Tabellen überzeugen kann) eine Opposition, d. h. ein Kampf zwischen Saturn (dem großen Hemmer) und Uranus (dem rücksichtslosen Neuerer) bevor, die zu einer Weltkatastrophe führen mußte. Was nun die örtliche Wirkung betraf, so würde sie für Deutschland (und dann für Österreich) bei weitem am unglücklichsten ausfallen.

Die Massen würden nicht etwa als Träger des Neuen, vielmehr nur durch ihren jähen Druck das gänzlich morsche Bestehende stürzen. Bedeutend verschärft wurde die Gefahr durch ein Quadrat des Mars, des astrologischen Herrn von Deutschland, zu Saturn und Uranus. Niederlage und Revolution waren mit Sicherheit zu erwarten. Eine katastrophenhaftere Konstellation wie diese Quadratur der drei Übeltäter Saturn, Uranus und Mars ist nicht auszudenken. Das Schrecklichste aber war dies, daß nach kurzer Trennung Ende Jänner 1919 sich dieselbe Opposition zwischen Saturn und Uranus wiederholen würde. Es war also eine zweite Revolution zu erwarten. Dieses Mal trat Mars aus der Quadratur in Konjunktion zu Uranus und dadurch ebenfalls in Opposition zu Saturn, und kurz darauf gelangte die Sonne an diese empfindliche Stelle. Dann folgten Wochen lang schlechte Saturnaspekte aufeinander bis Ende Mai. Die Sonne (Staatsgewalt) in Opposition zu Neptun (Chaos) deutete auf eine vollkommene Verwirrung bei den Vertretern der Macht. Zu beiden stand der Mond (das Volk) in schlechtem Aspekt. Des Volkes würde sich ein vollkommener Taumel der Verblendung bemächtigen mit herber Enttäuschung am Ende. Jupiter trat in Opposition zu Merkur. Dies deutete auf falsche Berechnungen, Denkfehler, Verkennung von Recht und Unrecht. Der Frühsommer 1919 versprach einige Beruhigung, ja vermutlich den Frieden, aber der Sommer brachte jene Opposition des Saturn und Uranus zum drittenmal, freilich in milderen Zeichen und auf kürzere Zeit. Das Winterhalbjahr 1919/20 begann mit einer Opposition zwischen Uranus und Mars, was wiederum auf heftige revolutionäre Kämpfe oder Streiks schließen ließ. 1920 würde zum vierten Mal, von Mai bis Juli, jene Saturn-Uranusopposition bringen, die neue Umstürze oder

Erschütterungen anzeigte, wohl als Vorbereitung einer haltbareren Ordnung.

Niemand in dem Kreis sah in der kommenden Revolution — etwa in den Ideen des russischen Bolschewismus — selber einen fruchtbaren Keim. Vielmehr unterstanden diese Strömungen nicht weniger dem starren, entgeistigten, bösartig-egoistischen Saturneinfluß als die militärisch-kapitalistischen Regierungen selbst. Dies entsprach durchaus meiner Polaritätslehre. Nach dieser war es ganz unmöglich, daß etwas Neues durch Verneinung des Alten entstehen könne — damit blieb man ja in derselben Pendelschwingung. Mit dem Sturz der Autorität ist gar nichts für die Freiheit gewonnen. Die Welt selbst muß ihre Autorität über das Innere verlieren. „Was will denn das Weltchen?" sagt ein russisches Bauernsprichwort. Nur dann wird man fähig, die Schwingungen der Welterneuerer Uranus und Neptun in sich zum Heil werden zu lassen, während sie in unreifen Naturen vorerst nur Zerstörung und Verworrenheit bewirken. Mehrere Konjunktionen zwischen Jupiter (Religiosität und Weisheit) und Neptun (Mystik) sollten in den nächsten Jahren den Reifen große Erkenntnismöglichkeiten bringen, während sie in der Masse den niederen Okkultismus (Spiritismus, Hypnotismus, Gesundbeten u. dgl.) begünstigen.

Aus solchen Überzeugungen heraus erwarteten die Gäste auf Schloß Fels das nahende Weltgericht mit großer Gelassenheit. Die Kenner Indiens fügten hinzu, daß die dortigen Erleuchteten, die sogenannten Mahatmas, in dem Weltkrieg den beschleunigten Untergang des verirrten europäischen Menschen begrüßten, der sich bisher in seinem Maschinendasein nur allzu langsam aufgerieben hätte. Sie erwarteten ein Zurücktauchen Europas in den Mutterschoß asiatischer Erkenntnisse. Auch dies erschien mir als einseitige Befangenheit. Nicht um Asien oder Europa konnte es sich

handeln, sondern um Harmonisierung dieses Gegensatzes: aus der asiatischen Konzentration heraus nicht im Nirwana zu versinken, sondern gerade die europäische Bewegtheit bejahen, nicht mehr freilich als Wert an sich (Zivilisation, Wohl der Menschheit, Pflicht, Tüchtigkeit, Idealismus), sondern als ewig lebendige Form des sich proteisch aber polar gesetzmäßig immer neu gebärenden und in seinem Geschöpf erlebenden und erkennenden Schöpfers, der da heißt: Dionysos. Die beiden Steinerschüler stimmten mir lebhaft bei. Die Erweckung der Individualität, wenn auch vorläufig in trübster materialistischer Verschlackung, sei die große Aufgabe Europas gewesen, die erst die asiatischen Erkenntnisse vollende, während sie sich zugleich an ihnen zur wahren Selbstheit läutern müsse, ohne welche der Relativismus der Werte form- und gestaltlose Willkür wäre. Weder die Gruppenseele des europäischen Demos noch der ent-Ichte Heilige, sondern die von und zu der Welt freie vergeistigte Person ist der heraufkommende Typus.

2.

> „Von jener Höhe der Freude, wo der Mensch sich selber und sich ganz und gar als eine vergöttlichte Form und Selbstrechtfertigung der Natur fühlt, bis hinab zu der Freude gesunder Bauern und gesunder Halbmensch-Tiere: diese ganze lange, ungeheure Licht- und Farbenleiter des Glücks nannte der Grieche, nicht ohne die dankbaren Schauder dessen, der in ein Geheimnis eingeweiht ist, nicht ohne viel Vorsicht und fromme Schweigsamkeit — mit dem Götternamen: Dionysos."
>
> Nietzsche.

Etwas oberhalb des Schlosses lag eine Einsiedelei, bestehend aus ein paar holzverschalten Felsenkammern mit Fenstern gegen Süden über dem Tal. Davor war auf einer schmalen Terrasse ein wohlgepflegtes Blumen- und Gemüsegärtchen angelegt, an dessen Ende eine kleine Kapelle stand. Dieser nur auf einem steilen Pfad zugänglichen, ganz in Lärchen und

Kiefern versteckten Stelle näherte ich mich einmal auf einem Spaziergang, als ich plötzlich in der tiefen Stille des Waldinnern schrille Stimmen vernahm. Ich hörte, wie jemand mit ausgesprochen preußischem Tonfall aufgeregt rief: „Is' ja 'n ganz jemeiner Schwindel." „Wundert Sie das in diesem verkommenen Land?" sagte ein anderer ruhig. „Was, das will 'n Einsiedler sein? Da läuft man bei der Hitze 'n Berg 'rauf, bis einem die Zunge aus dem Halse hängt, um 'mal so 'n Fatzke zu sehn, un' da is' es 'n ganz jemeiner Armenhäusler."

Um die Ecke des schmalen Pfades bogen ein deutscher Hauptmann und ein Leutnant in Uniform, die vermutlich auf der Durchreise von oder zum Balkankriegsschauplatz die Gegend berührten. Der Hauptmann war ein vollblütiger, eher korpulenter Mann, der die Mütze heruntergenommen hatte und sich mit dem Taschentuch die von Hitze und Zorn gerötete Stirn wischte. Der Leutnant war mager und trocken und hatte ein kleines böses Vogelgesicht. Sie musterten mich in meinem blauen Leinenjanker, etwas überlegen lächelnd, während ich sie vorüberließ.

Nach wenigen Minuten stand ich vor der Einsiedelei. Auf der Holztür hatten Bubenhände mit Kreide die Worte geschrieben: „Der Einsiedel is' a saudummes Viech!" Ich klopfte mehrmals an, ohne daß geöffnet wurde, ging dann einige Male in dem schmalen Terrassengärtchen hin und her, als ich plötzlich oben an einem Fenster einen von lichtem Haar und Bart umrahmten kleinen Kopf erblickte. Eine Stimme fragte: „Hat der Herr vielleicht geklopft?" Als ich bejahte, verschwand der Kopf schnell. Ein kleiner dünner Mensch in einer Art Kutte öffnete kurz darauf das Pförtchen. Um den schmalen Schädel wuchs wildes weißes Haar, das an den Wurzeln noch rötlichblond erschien. Mich fesselten sofort die tiefen, lichtblauen Augen von geradezu himmlischer

Sanftheit, die klare Stirn, die feine Nase und die liebenswürd
geschwungenen schmalen Lippen. Der Mann entschuldi
sich, weil er nicht gleich geöffnet hatte, aber, wenn es klop
dann seien es meist Bauernbuben, die ihn zum besten hielte
und obendrein seien gerade eben so schlechte Leut' da gewese
daß man sich verwundert fragen müsse, woher den Mensch
so viel Böses ins Herz komme. Er geleitete mich über ei
enge Treppe zwischen dem Felsen und der Holzwand. I
Gestein sah man Nischen, in denen allerlei Krüge und Gefäß
offenbar mit Vorräten, standen. Es roch nach einer fette
süßen Mehlspeise. „Bei Ihnen riechts aber gut," sagte i
„Ja", erwiderte der Mann stolz, „morgen is' mei' Namen
tag, da moch i' mir grad an Kirschenstrudel zum Nachtmahl
Er hieß nach dem heiligen Vinzenz von Paola.

Wir gelangten in einen engen sauberen Raum, in de
durch kleine Fenster das Abendlicht fiel. Man blickte gera
hinab auf den bewaldeten Hügel, den Schloß Fels krönt
Darunter lag der Marktflecken und der Strom. An der de
Fenstern entgegengesetzten Wand aus nacktem Stein befan
sich ein Altar mit der Muttergottes auf schöner, alter Spitzen
decke. In einer Nische mit Holzwänden stand ein wurmstichige
Bauernbett mit buntkarierten Kissen. Eine alte Holztruhe
ein Tisch und drei Stühle bildeten die übrige Einrichtung
In der Ecke brannte ein Kochofen, auf dem der festlich
Kirschenstrudel stand. „Wenn Sie den jetzt nicht gleich essen
wird er zu resch", sagte ich, „lassen Sie sich durch mich nich
stören. Ich setz' mich ein bißl zu Ihnen." „Also wenn der Her
erlaubt," sagte er und stellte den Strudel auf den Tisch. Mi
Behagen überließ er sich dem Genuß. Natürlich bot er mi
„zum Verkosten" an, ich beschränkte mich aber darauf, ei
Glas von seinem Rotwein zu trinken, wofür ich ihn mi
einigen Zigarren überraschte. Strahlend erklärte er mir, daß e
die nicht so, sondern zerkleinert in seiner Pfeife rauchen würde

Ich bewunderte das stille Behagen, das dieser Mensch,
ch selber genug, um sich verbreitete. Er erzählte mir, daß er
llerdings ein Armenhäusler sei, was ihm vorhin die bösen
enschen zum Vorwurf gemacht hatten. Aber aus dieser
nklage hörte ich nur Verwunderung, nicht Haß oder Ge-
änktheit. Übrigens sei er darum doch ein rechter Einsiedel.
ie Gemeinde wollte, daß jemand die Einsiedelei bewohne,
e alte Kapelle in Stand halte und das Glöcklein dreimal
n Tag läute. Da habe er sich, nachdem er zwei Jahre im
rmenhaus gelebt, um die Stelle beworben. Früher sei er
chneider gewesen, nun war er zu schwach auf der Brust,
m noch viel in gebückter Stellung arbeiten zu können. Hier
ben die gute Luft tue ihm aber wohl, so daß er sich viel besser
ihle als im Armenhaus. Er mache daher wieder ab und zu
lickarbeit für die Bauern, und dafür brachten ihm die from-
ten Weiber Mehl, Butter, Eier und Milch. So erklärte sich
as Wunder des fetten Kirschenstrudels im vierten Kriegsjahr.
r versicherte, daß es unter den Leuten über vierzig Jahren
och viele gute Seelen gäbe, aber in der Jugend wohne der
eufel. Ihm könnte es ja gleich sein, aber es käme eine arge
elt herauf. Freilich, wer nicht mit ihr zu tun haben *wollte*,
em könne sie nichts tun. Drohen, ja! aber wirklich etwas
un, nein! Bis an seine Klause kämen die bösen Menschen
nd zeigten ihm ihr Gift, und die Bauernbuben schrieben
m täglich Schimpfwörter an die Tür. „Aber was liegt
aran? Nur wer sich mit der Welt einlaßt, über den hat sie
ewalt. Der Mensch is' doch akkurat das, was er is', und daran
nn niemand was ändern, net a mal mehr der liebe Gott."
ieses letzte Wort fiel mir auf, und nun merkte ich erst, daß
er Mann sich bei der Entwicklung seiner Gedanken keines
us der Kirche stammenden Ausdruckes bediente. Offenbar
atte er sich in seinem Erkennen unmerklich von dem Dogma
efreit, ohne aber sich im mindesten damit in Widerstreit

zu fühlen. Mit der unfehlbaren Sorgfalt eines kindlich frommen Menschen betreute er seinen Hausaltar und die Kapelle, die er mir zeigte. Dort befand sich eine sogenannte Kummernustafel, von einer Unmenge Ex-votos umhängt, wächsernen Augen, Ohren, Fingern, Zehen. Rührend waren die mit ungelenker Hand geschriebenen, an roten Seidefäden aufgehängten Briefe an die Muttergottes, in denen die Schreiber oder Schreiberinnen ein Gelübde taten. Die wundertätige Tafel selbst stellte in derber Bauernmalerei eine gekreuzigte Frau mit einem Vollbart dar, vor der ein Mann geigte, wofür sie ihm von ihrem Fuß einen goldenen Schuh zuwarf. Dies war die Sage von einer Königstochter, die von ihrem Vater zur Ehe mit einem Heiden gezwungen werden sollte. Um dies unmöglich zu machen, betete sie zur Muttergottes, sie möge sie durch einen langen Bart entstellen. Der Wunsch wurde ihr erfüllt, aber zur Strafe dafür ließ sie der Vater kreuzigen. Die Bedeutung des Geigers blieb nach der Erzählung des Einsiedlers unklar. Er deutete ihn als einen frommen Mann, der durch Geigenspiel die Gekreuzigte erfreuen wollte, und dem sie ihre goldenen Schuhe gab, um mit ihrem Erlös ein Bekehrungswerk unter den Heiden zu beginnen.

In stiller Freude verließ ich die Einsiedelei. Abends bei Tisch bemerkte ich, daß alle, besonders der Baron Fernthal, mit großer Hochachtung von dem einfachen Menschen sprachen. Der Baron erklärte, sehr wenige Menschen in solcher Zurückgezogenheit auf das eigene Innere getroffen zu haben, so daß das Äußere ganz automatisch und fast reibungslos abläuft. Besonders rühmte er auch die vollkommene Freiheit, mit der der Einsiedler seinen kleinen Lebensfreuden gegenüber stand, daß er niemals unter seiner Knappheit litt und dabei dennoch, wenn man ihm einmal etwas Gutes zukommen ließ, sich geradezu als Fein-

schmecker erwies. „Dieser Mensch lebt auf seiner Daseinsstufe absolut vollkommen, er gibt sich nicht den geringsten Selbst- täuschungen über die Gemeinheit der Welt hin und bleibt mitten darin ohne jedes Haß- und Rachegefühl.“ „Aber warum leben Sie dann nicht wie er?“ fragte die Amerikanerin. Ich bewunderte die Großmut, mit der sich der Baron nun zu dieser geistigen Armut herabließ und ihr erklärte, nur die Vollendung des Einsiedlers habe er vorbildlich genannt, ein äußerer Typus sei nie vorbildlich, da jeder eine andere Form zu vollenden habe. Die Amerikanerin aber versteifte sich darauf, wenn Armut und Einfalt gut seien, so seien sie für alle gut.

Etwa vierzehn Tage nach meinem Besuch in der Einsiedelei erhob sich eines Abends ein Föhn, der heiß durch das Tal fauchte. Vergeblich harrte man auf eine Gewitterentladung, obwohl der Himmel sich immer schwärzer bezog. Als sich die Gäste auf Schloß Fels gegen elf Uhr in ihre Zimmer zurück- zogen, herrschte drückende, schwere Hitze, die einem die Schleim- häute austrocknete. Sie erinnerte an einen Chamsintag in der Wüste, die uns diese Südstürme bis über die Alpen schickt. An Schlafen war nicht zu denken, besonders da der Wind dauernd Fensterläden auf- und zuschlug. Immerhin dämmerte ich nach Mitternacht etwas ein, als ich plötzlich durch das Läuten der Torglocke geweckt wurde. Durch das offene Fenster schien mir der Himmel gerötet. Kein Zweifel: irgendwo im Wald mußte eine Bauernhube in Brand geraten sein. Aus dem Innern des Schlosses hörte ich Geräusche von Menschen, die plötzlich ihr Lager verlassen hatten. Ich kleidete mich not- dürftig an und ging hinunter. In der Eingangshalle sah ich den Baron Fernthal im Schlafrock, sein alter Kammer- diener hielt eine Stallaterne, und vor ihm stand in dünnem Rock, am ganzen Körper zitternd, aber mit unbeirrt ruhiger Stimme redend — der Einsiedler. Er schilderte, wie er,

durch eine plötzliche Hitze in Schweiß gebadet, aufgewacht sei; die Holzwand der Einsiedelei stand in Flammen. Er hatte gerade noch nach ein paar Kleidern greifen können, die eine Hand war noch fest um ein altes Gebetbüchel gekrampft, und nun bat er für die Nacht um ein Unterkommen, da er sich plötzlich so schwach fühle und eiskalt. Morgen werde er schon wieder in das Armenhaus zurückkehren. Der Baron führte ihn selbst in ein Fremdenzimmer, das an das meine stieß und stellte bei dem Ankömmling hohes Fieber fest. Offenbar hatte sich der lungenschwache Mann, aus dem unfreiwilligen Schwitzbad in der brennenden Einsiedelei ins Freie tretend, stark verkühlt. Der Baron legte ihm einen Priesnitzumschlag an und gab ihm heiße Limonade zu trinken, die der lächelnde Mr. Yang brachte. Nach einer halben Stunde fühlte er sich wohler, das Frostgefühl hörte auf und er erklärte schlafen zu können. Draußen ging endlich ein erlösender Gewitterregen nieder. Der Kranke wünschte, daß das Fenster geöffnet würde, das wir während seines Frostanfalles geschlossen hatten. Da das Bett an einer Holztür stand, die zu meinem Zimmer führte, konnten wir es wagen, ihn allein zu lassen, nachdem wir ihm eingeschärft hatten, daß er, falls er sich schlecht fühle oder irgend etwas zu haben wünsche, nur an die Tür zu klopfen brauche. Dies tat er freilich nicht, aber gegen Morgen hörte ich ihn doch öfters recht bedenklich husten. Ich ging hinüber und mischte ihm noch eine stark gesüßte Limonade.

In der Früh kam der Arzt, den der Baron sehr schätzte, als einen auf allen Gebieten seines Fachs viel erfahrenen Mann mit offenem Kopf, mehr ein Heilkünstler als ein Gelehrter, stets geneigt, die Natur selber walten zu lassen und sie lieber mit natürlichen Mitteln zu unterstützen, als zu Chemikalien zu greifen. Ausgezeichnet gelang es dem weißbärtigen alten Herrn in der landesüblichen grauen Joppe mit grünen

Aufschlägen, mit den Leuten des Volkes zu reden. Als er an das Bett trat, ergriff er die Hand des Kranken wie zum Gruß und verstand es, sie festhaltend, ihm dabei den Puls zu fühlen, ohne daß er es merkte. „Ja, was macht mir denn der Vinzenz für G'schichten?" fragte er. Der Kranke lag wie ein heiter lächelndes Kind im Bett und sagte ruhig: „Danke der Nachfrag', Herr Doktor, es geht auf die Letzt'." „Aber gar keine Spur," erwiderte der Arzt, „halt a bißl verkühlt ham ma uns." „Mir brauchen's kein Trost zu geben, Herr Doktor, i woas wie's mit mir steht. I stirb gern, so wie i gern gelebt hab'." Obwohl ihm der Umschlag längst abgenommen worden war, lag er in Schweiß. Bis auf die entsetzlichen, aber kurzen Hustenanfälle, bei denen er blau im Gesicht wurde, fühlte er sich körperlich wohl. Aber auch diese Anfälle schienen sein Inneres nicht zu berühren. Ein völlig weltentrückter, seliger Mensch schaute aus diesen blauen, großen Augen heraus, völlig gleichgültig gegen den Zerfall seines leiblichen Gehäuses. Der Arzt erklärte uns draußen, der Kranke habe seinen Zustand ganz richtig erkannt. Wohl könne es noch 8—14 Tage mit ihm dauern, wahrscheinlich ginge es aber sehr viel schneller. Am besten sei, ihn sofort ins Spital zu schaffen. Davon wollte der Baron nichts hören. Er wünschte, daß der Mann ein schönes Lebensende haben sollte und erklärte, ihn die kurze Zeit im Schloß behalten zu wollen. Der Arzt versprach im Lauf des Vormittages eine Pflegeschwester zu schicken. Am Abend kam ein Priester, um den Kranken mit den Sterbesakramenten zu versehen.

Das Leben im Schloß nahm inzwischen seinen gewohnten Verlauf. Der Baron erlaubte jedem seiner Gäste, nur einmal auf einige Minuten den verklärt zwischen Leben und Tod liegenden Menschen zu sehen. Dieser ergriff die Hand jedes Besuchers, ohne ihn wohl im einzelnen genau zu unterscheiden, drückte sie an sein Herz, als wollte er die Menschen von dem

unaussprechlichen Glück seines Innern kosten lassen. Er verschmähte fast jede Nahrung außer etwas Suppe und Milch, nur an Früchten, Himbeer- und Zitronensaft schien er Gefallen zu finden.

So ging es vier Tage lang, als es in einer Nacht gegen Morgen an meine Türe klopfte. Ich öffnete, draußen stand die Schwester. Sie sagte, der Kranke sei plötzlich so lebhaft geworden, obwohl das Fieber nicht höher sei als sonst um diese Stunde und rede so sonderbare Sachen; ob man vielleicht den Baron wecken solle? Ich zog einen Mantel über das Nachthemd und ging hinüber. Ich bemerke, daß die Schwester, die längere Zeit an der Front gewesen war, sich bisher gegen alle menschlich völlig verschlossen hatte. So wie die weite Schürze ihre Gestalt, das weiße Kopftuch Haar, Stirn und Ohren verbarg, so daß man wohl Augen, Nase und Mund sah, aber nicht den Gesamteindruck eines Gesichts hatte, so versteckte sie ihre Persönlichkeit völlig in sorgfältigster Pflichterfüllung. Nie versäumte sie etwas, aber niemand wußte, ob sie die Dinge mit Liebe oder Abneigung tat, ob sie den Kranken überhaupt als Menschen empfand oder nur als etwas, das unter Einhaltung bestimmter kritiklos hingenommener Formen in ihren Händen zu genesen oder zu sterben bestimmt war. War sie überhaupt ein Mensch oder eine Maschine, oder aber hatte sie aus tragischen Gründen ihr Menschliches in einer Maschine versteckt?

Als ich in das Zimmer trat, saß der Kranke aufrecht, die Wangen glühten, die Augen leuchteten. Die Schwester saß neben ihm auf dem Bettrand, er stützte sich auf ihre Schulter. „Er phantasiert," flüsterte sie mir zu. Ich fragte nach dem Fiebergrad. „39,2." „Aber das Phantasieren beginnt doch meist erst über 40," bemerkte ich. „Hören Sie nur zu," sagte die Schwester. Der Kranke winkte mich eifrig herbei und verlangte, daß ich mich ebenfalls zu ihm setzen sollte;

während er auch mir einen Arm auf die Schulter legte, sagte er: „So is' recht . . i will ja das Geheimnis net fir mich allein behalten und mit hinübernehmen. Ihr sollt's alle wissen, wie's is —— du, das Weiberl, und du, das Manderl." Er lachte wie ein Kind über einen Scherz, den es gemacht hat. „Ja, wißt's Ihr dann aa, wer mir san, mir Menschen moan i? Mir san ja selber der liabe Gott. Gelt, da schauts? Un' doch is es ganz g'wiß so und kann auch gar net anders sein. Der liabe Gott hat sich selber in der Schöpfung versteckt un' hat's ganz vergessa, daß er da selber drin is. Daher kommt das Leiden von der ganzen Kreatur, weil's glaubt, sie wär nix als Kreatur, un' der Mensch glaubt, er wär nix als Mensch. Ja, da wär er net schlecht aufg'sessa mit sei'm vergänglichen Leib, der ihn druckt un' zwackt mit Schmerzen und Krankheit un' mit Begierden. Aber in Wirklichkeit is er ja gar kein Mensch, nur zum Schein is er das. Un' jetz' is das dem lieben Gott auf einmal wieder eing'falla, un' jetzt sicht er wieder, daß der Mensch nur sein G'wand is, worin er sichtbar werden will, und daß er das G'wandel oziehn und ausziehn kann, ganz nach sei'm G'fallen, un' das Ausziehn is was ma' sterben nennt, un' des is gar net schlimm, sondern wunderscheen, un' dann gibt's a neiches G'wand, un' mit dem macht er sich jetzt, wo er dees alles wieder weiß, net so vülle Sorgen un' Angst wie mit dem alten. Was macht's dann, ob's a bißl scheener is oder geflickt oder ob's gar a Loch hat. Der liabe Gott is ja net eins mit sei'm menschlichen Gewand. Das is nur der Mensch, der so was Dummes glaubt, daß er das Gewand wär, wo er doch der liabe Gott selber is. Un' es is auch gar net der Mensch, der sich freit oder Kummer hat, sondern das is der liabe Gott in Menschengestalt, und dem is' Kummer grad so lieb wie Freid. Nur der Mensch glaubt, es mißt alles nur immer Freid sein, als ob's gut wär, wenn immer die Sonn' scheinat und nie Regenwetter war'. Aber der

Mensch is ja iberhaupt gar net da. Er is nix anders als der liabe Gott, der vergessa hat, daß er da liabe Gott is un' jetzt moant, er wär der Mensch, den er doch selber g'schaff'n hat. Ja, so is, so is, un' jetz' is ihm das auf einmal wieder eing'falla."

Ein plötzlicher Hustenanfall unterbrach die Worte, die der Sterbende ohne jede Aufgeregtheit, vielmehr in tiefster innerer Ruhe und Sicherheit, äußerlich mit dem Behagen einer erfreulichen Überraschung für gute Freunde gesprochen hatte. Als der Husten nachließ, versuchte er wieder zu reden, aber seine Worte erstarben in einem Röcheln; er lag nun wieder auf dem Rücken gegen die hochgeschichteten Kissen, die Hand der Schwester haltend, und flüsterte mit verklärtem Ausdruck: „J bin selbst der liabe Gott . . . i selbst!"

Dann vermengten sich seine Gedanken mit älteren, überwundenen Vorstellungen aus früherer Zeit. Wir verstanden nur unzusammenhängende Ausdrücke, manchmal unterschieden wir die Worte „Himmel", „heiliger Geist". Plötzlich drückte er die Hand der Schwester und sagte deutlich: „Mutterle . . . . . Mutter Gottes . . . ." Er sank zurück. Ich beugte mich über ihn. Da flüsterte er mit schwacher Stimme: „Mein lieber Sohn, an dem ich . . . . Wohlgefallen . . . . habe." Dies waren seine letzten Worte.

Wir saßen einige Minuten still. Die Schwester löste ihre Hand aus der seinen und drückte ihm die Augen zu. Dann sah sie mich an und sprach das einzige persönliche Wort, das ich je von ihr hörte: „Sie haben recht, das war nicht phantasiert."

Gleicht nicht der Mensch einem mit Augen begabten Wesen, welches dennoch das Licht leugnet und vorzieht, sich in einer dunklen Welt tappend zurechtzutasten, aus Angst das mit den Händen Gegriffene, geblendet vom Licht, wieder zu verlieren? Zum zweitenmal spricht Gott: es werde Licht, und zum zweitenmal wird es Licht von innen.

4.

„Wir müssen in der ersten Epoche unseres Selbstbewußtwerdens die jugendliche Flut und Frische unserer Gefühle nur scheinbar, nur für eine Zeit lang aufopfern, um sie später, nur durch Einsicht und Erfahrung um so fester gegründet, wieder aufzunehmen."

Feuchtersleben.

Ich führe den Leser noch auf kurze Zeit in die mich äußerlich umgebende Wirklichkeit hinein, die sich auflösende, sich zersetzende Wirklichkeit des vierten Kriegsjahres, worin sich nun mein äußeres Schicksal glücklich erfüllen sollte.

Über dem breiten Torweg des altväterischen Gasthofs zur goldenen Ente, den ich bei der Schilderung meiner Ankunft im Schloß Fels bereits erwähnt habe, hing ein hellleuchtender Vogel in grünem Kranz. Für mich war er das Sinnbild des im Krieg dahingegangenen phäakischen alten Österreichs, dessen ich gern gedachte. Ja, diese Ente mußte sich zahlloser leckerer Mähler erinnern, die seit einem Jahrhundert die breithüftigen Weiber der Wirtsfamilie Porschacher eigenhändig zwischen den nun in Kanonen umgegossenen Kupfergeschirren des geräumigen Herdes zu bereiten pflegten. Die hingebungsvolle Kochkunst ihrer mit Verstand gewählten Weiber und ihre eigene feine Weinzunge hatten die Porschachers reich gemacht. Freilich sanken sie selbst fast regelmäßig in ihren Vierzigerjahren überernährt mit aufgeschwemmten Leibern unter die Erde. Auf dem Kirchhof waren mehrere Reihen von Porschachergräbern, nach Landessitte mit ovalen Photographien unter Glas geschmückt, welche die in der Erde Verwesenden in ihrer üppigen Weltblüte darstellten. Da sah man ein stiernackiges Riesengeschlecht im Vielgenuß des Essens und Trinkens mit rückwärts geworfenen Köpfen, starken Lippen und knochigen Backen, die Weiber meist mit schwarzem, üppigem Haar, breiten Schultern und Brüsten. Der letzte Besitzer war kurz

nach der italienischen Kriegserklärung, die er mit lauten Jodlern aufgenommen hatte, im Karst gefallen. Mehrere Söhne befanden sich noch im Feld oder in den Spitälern, alle mehr oder weniger verkrüppelt. So war in vier Jahren dieses überüppige Leben gefällt worden. Die letzte Porschacherin, deren Gesicht einem sauren Apfel glich, der in sich selber gebissen hat und dies nun bereut, bemühte sich zurzeit allein den alten Glanz des Hauses krampfhaft aufrechtzuhalten mit Hilfe ihrer vollkommen aus der Sippenart geschlagenen Tochter Hilde, eines langen dünnen Fräuleins, das auf einer Handelsschule Französisch und Englisch, bei der Mutter doch aber auch das Kochen gelernt hatte und mit einem Beamten aus der Stadt verlobt war. Unter diesen Umständen hoffte die letzte Porschacherin den Gasthof zu verkaufen und war daher um so fieberhafter bemüht, noch so viel als möglich von dem alten Glanz des Hauses zu retten. So gelang es ihr den alten Schimmer der Lebenslust, der von jeher über dem österreichischen sommerlichen Landleben lag, im letzten Kriegsjahr noch einmal aufzuschüren — zugunsten einer beschränkten Zahl von etwa 25 Personen, für die ihr nach langem Verhandeln mit dem Bürgermeister und dem Bezirkshauptmann Nahrungsmittel zugesichert worden waren. Zwar standen auf den mit Fasanen, Karpfen, Kuchen und Champagnerflaschen geschmückten alten Speisekarten nur noch zwei bis drei Gerichte täglich, aber das Rindfleisch und die Forellen waren auf gewohnter Höhe. Auf den düsteren Gängen ragten noch bis an die Decke gefüllte Glaskästen mit eingesottenen Früchten und Gemüsen, und noch zweimal in der Woche wenigstens drangen die lieblichen Düfte der berühmten Mehlspeisen aus der vielgeschäftigen Küche. So war es der Porschacherin geglückt, daß in dem grünen Kaffeegarten und auf den Bänken vor dem Gasthaus noch ein letztes Mal, wie in der alten Zeit, scheinbar sorglose Sommergäste

in Gebirgstracht saßen..., 25 Auserwählte, und zwar „wirklich feine Leut", die wie die künstlich im Yellowstonepark erhaltenen Indianer die Vorübergehenden an eine versunkene Welt erinnerten.

Freilich, wer näher hinschaute, der merkte bald, daß der Wurm der Zerstörung hinter dieser heiteren Fassade im Dunkeln nagte. Seit Jahren gab es keine rechten Handwerker mehr. Keine Tür und kein Fenster schloß mehr richtig, Treppen und Fußböden knarrten bei jedem Tritt, von den Decken bröckelte Kalk, die Wände zeigten Sprünge und wachsende feuchte Flecke; Teppiche sowie Tisch- und Bettwäsche begannen zu zerschleißen; aus allen Ritzen kamen Ohrenkriecher, den Mäusen war kein Einhalt zu tun, an den Fenstern im Dachgeschoß erschienen abends hundsgroße Ratten. Die Glasveranda mußte gesperrt werden, da sie von dem vorbeirauschenden Bergstrom allmählig unterspült wurde. Eine Seite war bereits krachend heruntergebrochen. Holztrümmer und Scheibenreste lagen auf der Felsböschung des Ufers umher. Die sich und ihre immer unwilliger und kecker werdenden Leute von früh bis spät hetzende Porschacherin stemmte sich gegen die dumpfe Ahnung, es werde bald alles über ihr und um sie zusammenstürzen, während sie sich immer wieder von den Lobsprüchen der 25 feinen Herrschaften berauschen ließ, die ihr täglich versicherten, in ihrem echten altsteirischen Gasthof merke man gar nicht, daß Krieg sei. Nicht selten aber schlug auch die Laune der überarbeiteten Frau in äußerste „Grantigkeit" um. Dann verrannte sie sich in dem Gedanken, daß man ihr eigentlich für das Ausharren auf ihrem Posten auf Knien danken müsse, ein Wahn, den die sonst gönnerhaften Sommergäste dadurch steigerten, daß sie ihn selbst heimlich teilten. Sie redeten die Porschacherin heuer „Gnädige Frau" an und suchten sie mit allen Kräften bei guter Laune zu erhalten.

Mich lockte es, dieses nach außen noch heitere, innen wie von weißen Ameisen zerfressene Leben in der Nähe zu beobachten. Oft kehrte ich zur nachmittäglichen Jause in dem Garten des Gasthofes ein und fühlte unter der scheinbar unveränderten Heiterkeit der Gäste das heimliche Nahen des gewissen Zusammenbruchs. Während man bei dem duftenden Bohnenkaffee mit Gugelhupf saß — pro Person eine Portion und ein Stück — blickte man auf eine gegen bewaldete Berge ansteigende sonnige Wiese zwischen Hafer und Korn. Dort spielten ahnungslose Kinder noch immer Katz' und Maus; die Mädchen quiekten, wenn eines fiel, Buben schwangen sich an Baumästen, andere gingen auf liegenden Stämmen und versuchten mit den Armen in der Luft das Gleichgewicht zu halten, wieder andere balgten sich im Gras. An Sonn- und Feiertagen spielten einige ältere Männer auf blitzenden Blechinstrumenten altbekannte Weisen. Man konnte in dieser Kinder- und Sommerwelt wirklich den Krieg vergessen; aber sicher trugen die Gäste alle — wie ich schon längst — geflickte Wäsche. Diese flotte Gebirgstracht stammte noch aus den sorglosen Jahren vor dem Krieg, wie mein alter italienischer Rohseideanzug, das Symbol meiner letzten heiteren Sommer, jetzt aber an zahllosen, eben noch zu verbergenden Stellen gestopft. Ich kann meine Gefühle in dieser unterhöhlten Sommerwelt nicht anders bezeichnen, als mit dem Wort „behagliches Grauen". Innerlich vollkommen geborgen, fühlte ich mich äußerlich inkognito in ein heimlich-unheimliches Spiel verflochten.

Allmählig war ich mit einigen der 25 Gäste etwas bekannt geworden. Schließlich nahm ich meinen Kaffee regelmäßig am Tisch der Hofrätin von Seyfried, die für ihre alte Mutter und fünf Kinder in Begleitung einer Mademoiselle mit einem ähnlichen Heroismus wie die Porschacherin den Schimmer ihrer alten, freilich anders gearteten

Familientradition zu wahren suchte. Ihr Gatte — in Österreich entspricht der Hofrat etwa dem preußischen Geheimrat — war politischer Beamter in Wien und verbrachte seinen Urlaub in Karlsbad, während die Familie durch Protektion die Wohltat der Porschacherschen Sommerfrische genoß, da man wegen mangelhafter Verpflegung das eigene Landhaus in der Wachau schon den zweiten Sommer leer stehen lassen mußte. Die Tradition, an deren Erhaltung Frau von Seyfried lag, war die der wohlhabenden, aber nicht mit den üppigen neuen Reichen wetteifernden altösterreichischen guten Familie zwischen dem Bürgertum und der eigentlichen Aristokratie. Es verstand sich von selbst, daß man den Sommer auf dem Land verbrachte, wenn auch nicht an Kur- und Luxusorten, den Kindern gute Luft und bestmögliche Ernährung sicherte, auf Noblesse der Gesinnung und Manieren, Beherrschung der französischen Sprache und ein nicht gerade vertieftes, aber aufrichtig ehrfürchtiges Verhältnis zur Kirche hielt. Die Hofrätin mußte einmal sehr schön gewesen sein. Jetzt war sie Ende der Vierziger, besaß noch eine schlanke, zurzeit fast hagere, hohe Gestalt, ein schmales, brünettes, aber wohl unter den Sorgen der letzten Jahre früh gewelktes Gesicht mit südländisch feurigen Augen. Sie erzählte mir öfters von einer italienischen Großmutter. Das teils noch tiefschwarze Haar zeigte bereits einzelne graue Strähnen. Im Gespräch kam sie unwillkürlich immer wieder auf ihre an stille Verzweiflung grenzende Verwunderung darüber zurück, daß die anständigen Leute im Handumdrehen alle Geltung verloren hatten und ihre verhältnismäßig bescheidenen Vermögen allmählich ohne Gnade den Wucherern ausliefern mußten, um nicht der Unterernährung zu verfallen. Bewegt überblickte sie oft die Schar ihrer Kinder. Was hatte es denn für einen Sinn, ihnen noch eine bessere Erziehung zu geben, wo doch heute jeder Arbeiter mehr verdient als

studierte Leute? Von diesen Kindern war das älteste die 27jährige Steffi. Ihre Gestalt war hoch, wie die der Mutter, aber etwas voller. Das anliegende geblümte Dirndlgewand, das sie häufig trug, ließ die edlen Formen gut zur Geltung kommen. Ihr etwas bleiches, von dunklem Haar umrahmtes Gesicht war mir anfangs ein stummes Rätsel. Sie sprach wenig, die ziemlich starken, geschwungenen Lippen verschlossen sich mit einer Art Verdrossenheit, aber wenn man sie anredete, erwachte sie plötzlich, wie aus einem dumpfen Traum; die hellen Augen unter der klaren, weißen Stirn leuchteten auf, und beim Sprechen strahlte sie eine sonnige Freundlichkeit aus, um aber dann sofort wieder in ein rätselhaftes Brüten zu verfallen. Die Klagen der Mutter hatte sie wohl schon zu oft gehört, als daß sie ihr noch tieferen Eindruck hätten machen können, aber irgendwie schien auch diese herb verhaltene Jugend unter der Zeit zu leiden. Sie lächelte leis ironisch, wenn ihre Mama sie beklagte, daß sie noch so wenig vom Leben gehabt hätte, denn gerade, als sie auf der Höhe ihrer Mädchenzeit stand, mußte dieser schreckliche Krieg ausbrechen. Seit einiger Zeit war zwischen Mutter und Tochter eine Spannung eingetreten, deren Ursache ich, der ich ja nur alle paar Tage erschien, ohne den Tratsch des Ortes zu erfahren, nur langsam erriet. Eines Tages fragte mich Frau von Seyfried um meine Meinung über den etwas verlumpten Schauspieler Sigismund Roland, zurzeit Korporal der Garnison, der vor einigen Wochen gelegentlich einer Liebhaberaufführung zu wohltätigem Zweck, bei der auch Steffi mitgewirkt, Berührung mit der „Gesellschaft" gefunden hatte. Ich sagte, daß ich ihn für einen gutartigen Kerl hielte und wohl auch für einen im Grund anständigen Charakter, wenn auch zurzeit in der stumpfen Faullenzerei des Garnisondienstes etwas verbummelt. „Aber wie taxieren Sie ihn gesellschaftlich?" fragte die Hofrätin etwas spitz. „Nun ge-

sellschaftlich taxiere ich ihn eigentlich gar nicht," sagte ich lachend, „er ist ein Bohémien mit allen Vorzügen und Fehlern dieser Klasse." Die Dame ließ ein befriedigtes „Hm" vernehmen, warf einen strengen Blick auf Steffi, welche die Augen wegwand, und ich erriet, daß hier etwas vorlag. Nun muß ich gestehen, obwohl mir im Verkehr von Mensch zu Mensch keine Leidenschaft fremder ist als Eifersucht, daß ich, ich möchte sagen, „generell", doch von einer grenzenlosen Eifersucht erfüllt bin. Wenn ich auch von Roland, für sich genommen, keine schlechte Meinung hatte, der Gedanke, daß ein hoffnungsvolles Mädchen, wie Steffi, diesen — nun ich muß sagen: Untergangsmenschen — wählen könnte, hatte für mich etwas Aufreizendes, das Weltgleichgewicht Störendes, und am Abend dieses Tages stellte ich fest, daß mich seit heute diese Geschichte etwas anging. Wie? war das Menschliche etwa im Begriff wieder von mir Besitz zu nehmen? Einen Augenblick dachte ich daran, von jetzt ab die Familie zu meiden, um meine innere Ungetrübheit nicht wieder zu verlieren, aber war denn das die Art, das Gleichgewicht wieder herzustellen? Ich hatte da eine Dissonanz gespürt. Ist das nicht ein Anlaß weiterzukomponieren bis zu einer auflösenden, reinen Tonart? Und so dichtete ich denn mein Leben fort, aus Plus und Minus, mit leiser Hand die Ereignisse lenkend, tätig, aber ohne Gewalt, still, aber ohne Entsagung.

6.

„Und doch — wie wenig hat gefehlt, daß sie einander liebkosten, dieser Hund und dieser Einsame." Nietzsche.

An einem der folgenden Nachmittage verließ ich den Gasthof zusammen mit der Familie Seyfried, die gerade den gewohnten Waldspaziergang antreten wollte. Es war ein unfreundlicher Augusttag, der Wind riß bereits erste Herbst-

blätter von den Kastanienkronen des Platzes. Vor dem Torweg stieß der etwa dreißigjährige Schauspieler Sigismund Roland in seiner zerschlissenen Korporalsuniform des vierten Kriegsjahrs mit uns zusammen, begleitet von einigen Soldaten, die Stühle getürmt auf dem Rücken trugen. Er plante nämlich für den nächsten Samstag wiederum eine festliche Veranstaltung im großen Saal des Gasthauses im ersten Stock und befand sich in fieberhafter Vorbereitung. Mit einem plötzlichen Ruck, der kaum seine Verlegenheit verbarg, grüßte er übertrieben stramm und gab dann den Soldaten kurze schneidige Befehle. Ihnen lag ob, aus dem ganzen Ort alle verfügbaren Stühle herbeizuschaffen, um den großen Saal zu füllen.

Inzwischen hatte ich den Vorgängen in dem Ort doch etwas mehr Beachtung geschenkt und erfahren, daß Roland und Steffi bereits das Stadtgespräch bildeten. Eigentlich waren alle Menschen gegen die Veranstaltung am Samstag, aber Roland schien stolz darauf, sie gerade deshalb doch durchzusetzen mit Zuhilfenahme der Gunst, in der er beim Platzmajor stand. Offenbar hatte er für jenen Abend einen ganz besonderen Plan. Seine Hauptgegner waren die jungen Offiziere, die ihn scheel ansahen, weil der Korporal anläßlich jener Liebhaberaufführung Beachtung in der Gesellschaft gefunden hatte, die sonst ihre Töchter noch vorsichtig fern hielt von allem, was von der Front kam. Die alte Mutter der Hofrätin, eine kluge, weltkundige Dame mit silberweißem Haar, hatte mir einmal zugeflüstert: „Wissen Sie, ich habe vieles gesehen, und ich kann es ja begreifen, daß diese jungen armen Teufel, die vielleicht in vierzehn Tagen in der Erde liegen oder verkrüppelt sind, rücksichtslos noch vom Leben genießen wollen, was sie nur können und schließlich alles Verantwortungsgefühl verlieren. Aber, wir können doch unsere Mädel nicht dazu hergeben. Neulich bei der Liebhaberaufführung

habe ich ein paar Gespräche zwischen diesen Offizieren und den jungen Mädchen gehört. Wissen Sie, so etwas war vor vier Jahren unmöglich."

Roland war offenbar sehr eitel und brüstete sich ziemlich ungeschickt mit seinen Erfolgen. Sicher hörte er das Gerücht nicht ungern, er habe mit dem allerhübschesten Mädchen des Orts „angebandelt", und so einem, wie ihm sei nicht zuzutrauen, daß er sich mit Handküssen begnügte. Zugleich beteuerte er aber überall hoch und heilig die edle Reinheit seiner Gefühle. Ich sage überall, denn man sah Roland in allen Gasthäusern beim Wein sitzen und redselig, wie er war, öffnete er sein Herz den Kameraden, den Wirtinnen, den ansässigen Beamten und mit Vorliebe den Offizieren, die ihn als halbwegs gebildeten Menschen mit Einjährigenberechtigung lange vor dieser Geschichte zu ihrer Menage zugelassen hatten.

Nachdem an jenem windigen Nachmittag Frau von Seyfried und die Ihren ihren Waldspaziergang angetreten hatten, konnte ich Roland, den ich nun zu erforschen suchte, die angenehme Mitteilung machen, daß Frau von Seyfried für sich, ihre Mutter, Steffi und die Mademoiselle Plätze genommen hatte. (Den Grund, den mir die alte Dame mitgeteilt, verschwieg ich ihm natürlich. Das Wegbleiben von einer wohltätigen Veranstaltung, an der alle teilnahmen, wäre nur eine auffällige Bestätigung der Gerüchte betreffend Roland und Steffi gewesen.)

„Bravo, bravo, verehrtester Freund," rief Roland klangvoll, „ich weiß, daß ich diesen Erfolg Ihrem Wohlwollen verdanke." „Aber ich bitte Sie, Sie überschätzen wirklich meinen Einfluß." Er blickte mich mit seinen naiven Augen ungewiß an, dann platzte er heraus: „Ich weiß, daß Sie ein hochgebildeter Mann sind. Ich darf mich gewiß nicht mit Ihnen messen, aber wenigstens kann ich Sie verstehen, und Sie

sind der einzige hier, bei dem i ch auf Verständnis rechnen darf. Wissen Sie, daß ich am Samstag einzig für S i e arbeiten werde, um I h r e n Beifall zu erringen?" „Aber, was Sie da nicht sagen, mein Lieber!" erwiderte ich verwundert. Offenbar wollte mich Roland für seine Pläne gewinnen, indem er so tat, als wäre ich schon sein Bundesgenosse, eine etwas kindliche Art der Diplomatie! Er nötigte mich die ausgetretene Holztreppe des Gasthofes hinauf. „Sie sollen mich am Samstag von meiner wahren Seite kennen lernen, als Künstler. Neulich diese Liebhaberaufführung, das war ja ein Holler, nichts als ein Pflanz. Am Samstag aber werde ich es wagen, der Bande etwas vorzusetzen, was ihr sehr unangenehm sein wird — wahre, echte, ernste Kunst!"

Wie waren in den Festsaal gekommen. Roland warf seine schäbige Mütze in die Ecke und sah in seinem Siegesgefühl jugendlich hübsch aus. Ich versuchte nun, ihn möglichst mit den Augen eines jungen Mädchens anzusehen: ein kastanienbrauner Schopf ließ über gewinnend kindlich offenen Augen eine schöne Stirn frei. Aber da war auch etwas von der ausgesucht modernen leeren Hübschheit des glattrasierten amerikanischen Kinohelden, der meist Fred oder Franc heißt, zielbewußt und beherrscht wirkt, im Daseinskampf auch wirklich rücksichtslos sein kann, vor den weiblichen Lichtgestalten der Films aber zeitlebens ein ahnungsloses Kind, ein »boy« bleibt. Besonders fein geformt war Rolands Nase, aber um den Mund mit den ungesunden Zähnen lauerten Schauspielerfalten, die sich jeden Augenblick zu irgendeiner anderen Miene auseinanderlegen oder zusammenziehen konnten.

Die Stimme klang oft warm, die Sprache fiel gern in derbe Mundart, aber plötzlich straffte sich das Gesicht zäsarisch, er geriet in den Ton von Possart, Kainz oder auch Wüllner und Moissi. Dazu stand in erniedrigendem Gegensatz die

lumpige graue Uniform. Die nervösen Fingerspitzen waren sepiabraun von dem ununterbrochenen Zerdrücken feuchter Zigarettenstummel. Der Atem roch immer mehr oder weniger alkoholisch. Er war von Haus aus, wie er selbst gerne betonte, ein bäuerlich-ursprünglicher Mensch mit gesunden derben Instinkten, dazu, wie ich schon bei der Liebhaberaufführung feststellen konnte, ein realistisches Naturtalent, ohne jede Schule und Stil in der Art der neunziger Jahre, aber gelegentlich gefirnißt durch die in der Provinz solange nachblühende heroische Kulissenreißerei von 1880 oder die Nachahmung des Tonfalls lebender Berühmtheiten.

Während er zu der notdürftig mit Fahnentüchern hergerichteten Bühne ging und den am Aufbau arbeitenden Soldaten forsche Befehle gab, empfand ich ihn wesentlich als armen Teufel von 1918 mit Heldenauszeichnung und einem etwas nachgeschleppten Bein. Oft rühmte er sich der silbernen Rippe, die man ihm eingesetzt hatte. „Und doch stets der unverwüstliche Sigismund Roland", pflegte er pathetisch zu sagen, Alkohol- und Zigarettendünste ausatmend.

Ich setzte mich in die hinteren Stuhlreihen. Roland kam nervös zu mir und fragte: „Glauben Sie, daß das Publikum am Samstag mitgehen wird..., daß man mich an diesem entscheidenden Abend nicht im Stich läßt? O, wenn Sie wüßten, was für mich auf dem Spiel steht! Habe ich vielleicht ohne Grund das finanzielle Risiko übernommen? Ich bin am Rand des Abgrunds, ruiniert durch diesen Krieg, der uns aus der Karriere reißt, verstümmelt und zum Rauchen und Saufen erzieht... und da findet Sigismund Roland plötzlich einen Rettungsanker, ein Glück, wie er es sich nie geträumt hat, seelisch, und ich sage es ganz offen: auch materiell, aber hauptsächlich doch seelisch... O, dieser eine Abend muß alles entscheiden..., glauben Sie, daß man

mitgeht, mich nicht im Stich läßt?“ „Ich sehe das alles nicht so,“ beschwichtigte ich ihn. „Sie sind nicht so ruiniert, wie Sie glauben. Sie finden nach Ihrer Entlassung leicht wieder ein Engagement, die Konkurrenz ist ja eher geringer geworden, und das Bedürfnis der Menschen nach dem Theater steigt von Jahr zu Jahr. Der Samstag-Abend ist nicht so entscheidend, wie Sie annehmen.“ „In mir is' Bauernblut,“ rief Roland, wie drohend, „wann dees a mal in Bewegung kommt, dann wird's so leicht nimmer ruhig.“ Mir kam der Gedanke, dies könne ein Zitat aus einem Volksstück sein, aber, die verhaltene Glut in den schwellenden Stirnadern gewahrend, fragte ich mich, wie viel Echtheit gleichzeitig in dieser Erregung sein mochte. Deutlich fühlte ich, daß der Mensch sich krampfhaft in etwas verbissen hatte, was unbedingt übel für ihn ausgehen mußte. Es fragte sich nur noch, ob er andere mitreißen würde.

Während die Soldaten an den brüchigen Bühnenbrettern klopften und hämmerten, probte halblaut ein in der Frühe angekommener Kabarettsänger mit einem knochigen, grinsenden Gesicht wie der Tod zusammen mit einer streng blickenden Volksschullehrerin am Klavier einige gemäßigt unanständige Lieder. Er trug die Uniform eines gemeinen Soldaten, noch um einige Grade zerschlissener als Roland. Plötzlich trat aus der fahlen Kulisse ein alter Leutnant hervor mit graugelbem, glattem Tatarengesicht und einer dunklen Perücke. „Zensor!“ flüsterte er geheimnisvoll und legte zwei Finger auf den Mund. „Meinetwegen wär' a jede Schweinerei erlaubt,“ sagte er freundlich, in den Notenheften blätternd, die ihm der Totenkopf reichte, „aber wir haben Befehl — wissen Sie... Also machen wir's kurz..., zeigen Sie mir gleich die stärkste Nummer!“ „Wir haben überhaupt keine sogenannten starken Nummern, Herr Leutnant,“ sagte Roland, der hinzugetreten war, förmlich, „ich bin selbst ein grund-

sätzlicher Feind aller Zoterei." Der Zensor sah erstaunt auf. Solcher Ernst war ihm auffallend und nicht eigentlich angenehm. „Dies ist das Gewagteste!" bemerkte der mit dem Totenkopf. Es war eine Art Biedermeierszene, in der sich ein greisenhaftes Ehepaar mit seinen ehemaligen kleinen Untreuen gegenseitig aufzog. Der Zensor sah es schmunzelnd durch, und sein gelber Zeigefinger schlug sogar leise den Takt, während er wohlgefällig die Melodie mitsummte. „Wissen Sie," sagte er schwankend, während sein amtliches Gewissen halb erwachte, „eigentlich ist es doch eine Verspottung der Ehe..., Gott, schließlich, warum soll man heutzutage, wo alles aus dem Leim geht, nicht auch die Ehe verspotten?... aber immerhin, es sind junge Mädchen im Saal... junge Mädchen muß man schonen... lieber wäre mir schon das vom Butternockerl." „Unmöglich," brach es wild aus Roland hervor, „dies hier ist eine graziöse Biedermeierszene, aber das Butternockerl ist ja eine ausgemachte Zote." „Mäßigen Sie sich!" sagte der Zensor kühl, „Sie sind sehr nervös!" „Kein Wunder," schrie Roland auf, „ich brauche Erholung, ich sollte hier eigentlich als Sommergast leben, statt dessen..." Ich sprang auf die Bühne, um zu verhindern, daß er mehr sagte. Während ich ihn beruhigte, entschied der Zensor in amtlichem Ton: „Also diese Biedermeiergeschichte geht nicht in der Zeit, in der wir nun einmal leben. Singen Sie das ‚Butternockerl'. Die Frau Majorin hat selbst die Hoffnung ausgesprochen." Nach diesen Worten ging der Zensor kurz grüßend fort. Roland und der mit dem Totenkopf standen in Habtachtstellung.

Roland brach nun in ein nicht mehr beherrschtes, unartikuliertes Wutgeheul aus, und dann fand der sonst Beredte nichts als die Worte: „Ich werde tobsüchtig..., aber ich sage Ihnen..., ich werde vorher noch eine Tat begehen..., eine Tat sage ich..." „Beruhigen Sie sich doch!" besänftigte

ich, ihn wieder in den Saal ziehend, während der Totenkopf und die Lehrerin halblaut das „Butternockerl" einübten. „Sie verderben sich ja selber alles, denken Sie doch, was Sie vorhaben." „Schweigen Sie, Sie Heuchler, ich weiß alles," brüllte er, „wozu mich länger vor Ihnen beherrschen? Sie intrigieren hinter meinem Rücken, Fräulein Steffi hat mir alles gesagt." „Was, ich intrigiere?" fragte ich erstaunt. „Jawohl, Freundchen, jetzt stelle ich Sie. Wollen Sie leugnen, daß Sie gegen meine Verlobung sind?" „Und das nennen Sie intrigieren? Es ist mir ganz lieb, daß Sie die Sache selbst zur Sprache bringen. Ich gebe zu, daß ich sehr erstaunt über das Gerücht war." „Natürlich, weil sich Roland, der Sohn eines kleinen Bauern, der Komödiant, der sich von der Schmiere mit eiserner Energie emporgearbeitet hat, nun auch noch in die adelige Familie drängen will... eine Mesalliance ha, ha, ha... aber Sie kennen den Roland nicht. So wie er diese Aufführung trotz allen Hindernissen durchgesetzt hat, so wird er auch..." „Wie Sie sich nur so in eine Einbildung hineinreden können," sagte ich ruhig, „wenn ich diese Verlobung für einen Irrtum halte, so ist es doch auch Ihretwegen." „Wa...as?" „Nun ja, Fräulein Steffi ist sehr verwöhnt. Ihr Drauflosgehen hat ihre Sinne vielleicht etwas überrumpelt. So etwas gibt es in ihren Kreisen ja nicht. Daß die Menschen so etwas eine Mesalliance nennen, wäre nicht so wichtig, aber unter dem Druck einer solchen Mesalliance wird die schöne Steffi bald unerträglich, hysterisch sein, der begabte Roland wird sich zu Tod saufen und rauchen und zuletzt wird man s e i n e Mesalliance mit dem höheren Töchterchen beklagen." „Aber zur Hofrätin haben Sie Andeutungen in umgekehrtem Sinn gemacht?" „Nun ja, weil nämlich beides stimmt." Roland zog seine dichten Augenbrauen zusammen und zögerte einen Augenblick mit der Antwort, als wolle er die Spannung erhöhen. Er verstand

nicht ganz, aber er fühlte offenbar in meinen Worten irgend etwas, dem er sich gewachsen zeigen wollte. Plötzlich griff er heftig nach meiner Hand. „Verzeihen Sie mir," sagte er mit gemessenem Pathos, „ich habe Sie verkannt, der Roland ist manchmal wie ein wildes Raubtier, das in seiner unbezähmbaren Leidenschaft sich selber nicht kennt und sich so seine besten Freunde verscherzt." „Auch der Zensor will Ihnen durchaus wohl." „Ich weiß es, ich weiß. Ich muß ihn sofort aufsuchen und um Entschuldigung bitten." Roland schlug sich an die Stirn und ging effektvoll auf und ab. In diesem Augenblick ertönte zum sechsten Male der Kehrreim des „Butternockerl" von der Bühne her. „Aber i st das denn nicht zum tobsüchtig werden?" rollte es dumpf aus ihm hervor, halb ein Geflüster, halb ein Gebrüll. „Dieses Butternockerl! I ch will hier in meiner schenkenden Großmut ein künstlerisches Niveau schaffen, und da kommt mir dieser Leutnant mit dem Butternockerl." „Ich sehe keinen gar so großen Abstand zwischen dem Butternockerl und der Szene des alten Ehepaars," bemerkte ich vorsichtig. „Aber, das andere hat doch Stil..., Biedermeier...," rief Roland; dann plötzlich seine schöne Stirn in sinnende Falten legend: „Vielleicht haben Sie übrigens recht. Ich werde am Samstag etwas Klassisches rezitieren. Auf alle Fälle wird Roland hier wie ein Mann von Ehre handeln, das verspricht er Ihnen. Die Gesellschaft, die ihm ihre Tore geöffnet hat, soll nicht irre an Sigismund Roland werden. Und Sie sollen sehen, es wird anders, als Sie denken. Dieses Weib wird mein, sobald ich die verfluchte Uniform vom Leibe habe. Von Mitte September ab bin ich wieder für den Winter enthoben. Am 17. eröffnen wir in Klagenfurt mit dem Tell... Ich spiele den Geßler... ‚Ich will ihn beugen, diesen starren Sinn'..., das sage ich Ihnen. Roland braucht Ordnung, Reinheit. Ja, der Roland ist allein oft ein jämmerlicher Kerl, ein ver-

soffenes Schwein, aber wenn er eine Aufgabe sieht, dann wachsen ihm übermenschliche Kräfte, Löwenkräfte sag' ich Ihnen, und das i st eine Aufgabe, Fräulein Steffi aus ihrer dumpfen Sippe herauszureißen und ihr das Reich der Kunst..." In mir blitzte plötzlich die Erinnerung auf, daß Steffi allerdings bei der letzten Liebhaberaufführung ein nicht zu bezweifelndes Talent verraten hatte. „O, Sie wollen Fräulein von Seyfried zur Bühne..." „Um's Himmels Christi willen," rollte es wieder aus Roland hervor, „was glauben Sie, dieses Weib darf mir nie auf die Bretter, in den Schlamm. Ich kenne das Theater, sag' ich Ihnen und das verlogene niederträchtige Bühnenvolk, aber ich liebe meine Kunst. Ich, der Mann, muß mit der Wirklichkeit rechnen, wie sie ist, muß mitmachen, und der Roland hat ein dickes Fell, sag' ich Ihnen. Der ist durch jeden Dreck gewatet, durch jeden, nichts blieb ihm erspart, aber seine Ideale hat er sich erhalten, sag' ich Ihnen. Und damit das weiter möglich bleibt, nach dem, was er in diesen vier Saujahren gesehen und erlebt, dazu braucht er ein reines Weib. Aber die muß außerhalb der Theaterluft bleiben, sag' ich Ihnen. Wenn das am Samstag Abend nicht gelingt... sag' ich Ihnen... dann is' aus... aus is' die Episode Sigismund Roland... aus is'... dann versinkt er wie ein Meteor im Dunkel des Kosmos... sag ich Ihnen. Jetzt hat Ihnen der Roland offen sein Herz gezeigt, obwohl Sie sein Gegner sind, aber Sie sind ein offener, anständiger Gegner und werden ihm eines Tages noch recht geben." Plötzlich verfiel er in klanglosen Plauderton: „Als Psycholog muß Sie so etwas doch überhaupt riesig interessieren? Gelegentlich muß ich Ihnen einmal meinen Werdegang erzählen. Ich bin mit einem reinen Herzen in die Theaterwelt gekommen, für die Theatermenscher habe ich anfangs gar nichts übrig gehabt, aber dann ließ ich mir von ihnen das

Lumpen und Saufen beibringen, und wenn ich auch mit mancher gelebt habe, verachtet hab' ich die Bagasch immer. Ordnung will ich haben und bei meiner Frau in anständiger Gesellschaft sein. Nennen Sie das meinetwegen spießbürgerlich." „Nein", sagte ich, „das ist der gesunde Bauerninstinkt in Ihnen." „Sie haben mich verstanden," rief er leuchtenden Blicks, „der Bauerninstinkt, der is' es. Ich hasse an den Weibern auffälligen Schmuck und Parfum und Puder und all den Firlefanz der Bühne, wie den gewürzten alltäglichen Wirtshausfraß. Roland sucht Einfachheit und Schlichtheit, und wissen Sie, wo man die heut' noch findet? Nur bei den noblen Leuten. Können Sie das Großmannssucht nennen, wenn ich mich dahin dränge? Vor den reichen Bürgermädeln, die jedem Schauspieler nachrennen, spei' ich aus, wie vor den Theaterweibern selber."

Als ich kurz darauf den Gasthof verließ, tobten Donner aus den nahen Waldbergen. Die Hofrätin, die Großmama, Steffi, die Kinder und die Mademoiselle waren noch rechtzeitig auf ihrem Spaziergang umgekehrt und eilten nun, wie ein gejagtes Hühnervolk, ängstlich dem Gasthof zu.

7.

> „So ist's jetzt mein Wille, und seit das mein Wille ist, geht alles mir nach Wunsche. — Das war meine letzte Klugheit: Ich wollte das, was ich muß: Damit errang ich mir jedes Muß. Seitdem gibt es für mich kein Muß."
> Nietzsche.

Am folgenden Nachmittag bemerkte ich während der Jause eine nervöse Unruhe bei Steffi. Sie zog sich bald wegen Kopfschmerzen auf ihr Zimmer zurück. Ein kurzes Gewitter ging nieder, aber es wirkte nicht reinigend, riß vielmehr die zähe Wolkengeschwulst nur auf, so daß es war, als ob sich das föhnige Gift nun erst recht in die Atmosphäre entladen

konnte. Der Gebirgsstrom schäumte gelb mit betäubendem Lärm. Als der Regen nachließ, irrte ich im Ort umher, unentschlossen, ob ich bei diesem zweifelhaften Wetter einen Spaziergang wagen sollte, als ich plötzlich aus einer rückwärtigen Tür des Gasthofs eine hohe Gestalt in langem Cape heraushuschen und der Landstraße zueilen sah. Obwohl es ein Männercape war und ein Knabenfilzhut der Gestalt tief ins Gesicht gedrückt war, vermutete ich wegen des Ganges eine Frau und nach wenigen Augenblicken erkannte ich Steffi. Zweifellos eilte sie in dieser Verhüllung zu einer heimlichen Zusammenkunft mit Roland. In diesem Augenblick wußte ich, daß ich sie liebte, sie und keine andere besitzen, heiraten und sie dem andern abjagen würde. In vorsichtiger Entfernung folgte ich ihr durch die graue Landschaft in der Richtung nach den zwei verlassenen Kalköfen, die wie Stufenpyramiden unweit des Bahnhofs auf einer Schutthalde ragten. Dicht an die Landstraße grenzte ein Wald, hinter dessen Stämmen ich ihr unbemerkt folgen konnte. Ja, ich war verliebt, und zwar mit einer Entschlossenheit, wie noch nie in meinem Leben. Das war das nicht mehr bloß generell eifersüchtige Männchen, was da auf einmal in dem Vierziger aufwachte, und der Philosoph lachte dazu. Nun ritt ich das Leben, jeder Tag war ein neues Pferd und ich wußte: je höher die Kunst des Reiters und je edler sein Tier, desto sanfter seine Mittel und desto größer die Lust. Wie mit verhaltenem Atem, um dies Leben ja nicht zu stören durch einen übereilten oder einen unterlassenen Schritt, und dabei gespannt, wie beim Lesen eines Romans, blieb ich schwebender Punkt in der Mitte meiner menschlichen Welt. O, wenn ich doch dies wunderbare Geheimnis schon gekannt hätte während meines Kampfes gegen den Militarismus! Wie hätte ich, statt mißgelaunt zu trotzen, den Kampf als ein Abenteuer genossen.

Wir näherten uns den Kalköfen, vor denen Roland wartete, sich eine Zigarrette drehend. Er ging ihr nicht entgegen, sondern ließ sie mit Siegerlächeln an sich herankommen. Ich eilte im Schutz des Waldes noch einige Schritte über die Kalköfen hinaus, denen ich mich dann von rückwärts näherte. Noch sah ich, wie das Paar sich in einer Nische auf einem Steinhaufen niedersetzte. Ich schlich mich heran und gewann einen Standpunkt, von wo aus ich sie zwar nicht sehen, aber jedes Wort hören konnte. Mein Entschluß war gefaßt. In wenigen Augenblicken würde ich dem Gespräch entnehmen, ob Steffi diesem Mann schon verfallen war. Wenn ja, wollte ich unbemerkt weitergehen und mir die Geschichte aus dem Kopf schlagen. Andernfalls aber würde ich sie ihm entreißen, gegebenenfalls hervorspringen, wenn er versuchen würde, sich an ihr zu vergreifen. Aus den ersten Worten schon erfuhr ich, daß dies die erste geheime Zusammenkunft zwischen den Beiden war. „Und warum an einem so entsetzlichen Ort, wie diese Kalköfen?" klagte Steffi. „Paßt dieser verrufene Ort nicht zu unserer verfolgten, das Licht scheuenden Liebe?" sagte Roland verbittert. Nach einigen Augenblicken der Stille erwiderte Steffi: „Nun sagen Sie, was Sie mir zu sagen haben. Lang kann ich nicht hier bleiben, ich muß nach Hause zurück, ehe ich vermißt werde." „Aber, Steffi, warum sind Sie überhaupt gekommen, wenn Sie gleich wieder fortrennen? Wie kann ich denn zu Ihnen von so wichtigen Dingen in eiligen Worten reden?" „Ich bin gekommen, damit Sie sich beruhigen. Sie sollen nicht verzweifeln." Ihre Stimme klang warm, aber etwas gezwungen, wie von einem Menschen, der sich im Fassen eines schweren Entschlusses geradezu erschöpft hat, nun aber diesem Entschluß treu bleibt. „Und dann, Steffi, wenn am Samstag alles gut geht, dann darf ich vor deine Mutter treten und dich von ihr verlangen?" Sie schwieg. „Du antwortest nicht?" Sie

brach in Schluchzen aus. Ich hörte raschelnde Bewegungen, offenbar näherte er sich ihr. „Bitte, bitte," flehte sie, „lassen Sie mich los ..." Ich machte einen Schritt vorwärts, als Roland in seinem Schauspielerpathos ausrief: „Wo denken Sie hin, Roland ist ein Ehrenmann, Sie sind hier so sicher, als wären Sie meine Schwester." Wieder trat Stille ein. Er begann von neuem: „Steffi... habe keine Angst vor meinem Ungestüm... ich verspreche dir, nichts zu übereilen, nur sage mir eins... liebst du mich auch ein ganz klein wenig... oder ist das alles nur Freundschaft oder sonst so ein Liebesersatz?... Du schweigst?" Wieder schluchzte sie. „Ich weiß nicht aus, nicht ein... ich weiß gar nichts," rief sie. „Nicht ein bischen weißt Du von Liebe zu mir?" „Doch, eines weiß ich, daß ich von ganzem Herzen will, daß am Samstag alles gut geht." „Das wird es, wenn du an mich glaubst. Ich werde Schiller und Bürger vortragen. Dann wird mich auch deine Frau Mama mit andern Augen ansehen." „Ach, darauf dürfen Sie nicht zu sehr rechnen. Vielleicht, daß ein großer Erfolg..., aber was liegt ihr an Schiller und Bürger?" „O," wandte Roland ein, „sagen Sie das nicht, die Frau Hofrätin ist eine hochgebildete Dame. Überhaupt," fuhr er in der Großmut des sichern Sieges fort, „ich kann ihren Standpunkt völlig verstehen. Sie kennt mich doch nur aus der armseligen Rolle bei der Liebhaberaufführung. ‚Wie', wird sie sagen, ‚diesem kleinen Winkelschauspieler soll ich meine Tochter geben?' Wenn der Sigismund Roland wirklich das wäre, was er damals schien, dann hätten Sie vollkommen recht, gnädige Frau, Ihre Tochter Steffi für zu gut für ihn zu halten. Ihre Zurückhaltung ehrt Sie, aber am Samstag werden Sie anders urteilen." „Gebe es Gott," seufzte Steffi. „Nicht so schwarzseherisch, Kind," ermunterte er, „du hast d o ch noch nicht den rechten Glauben." „Ich habe den Glauben an

Sie, daß Sie ein guter und edler Mensch sind, der nicht zu-grund gehen darf." „Und an unsere Liebe, an unser Glück glaubst du nicht?" Steffi schwieg. Nach einiger Zeit sagte sie: „Ich muß gehen, bleiben Sie noch zehn Minuten hier, damit uns niemand zu nahe hintereinander begegnet. Und viel, viel Glück für Samstag." „Um Gottes Willen, Hals- und Beinbruch müssen Sie sagen, denn beim Theater geht doch alles umgekehrt. Ganz im Ernst... du mußt mir Unglück wünschen... Lach' mich nicht aus wegen dieses Aber-glaubens... aber du mußt jetzt so etwas sagen... Also..." „Also, Hals- und Beinbruch," rief Steffi lachend, wie erlöst von der Dumpfheit, die während des ganzen Gesprächs auf ihr gelastet hatte.

Während sie sich durch die schwüle Dämmerung entfernte, eilte ich wieder in den Schutz des Waldes zurück. Regen-tropfen fielen nieder. Bei der nächsten Straßenbiegung, die sie Rolands Blicken entzog, überholte ich sie, trat dann, ihr begegnend, aus dem Wald hervor und begrüßte sie. Sie war sehr verwirrt, aber ich beruhigte sie schnell dadurch, daß ich es gar nicht verwunderlich fand, in ihr eine Liebhaberin ein-samer Spaziergänge zu sehen. Während ich sie begleitete, wurde der Regen immer heftiger, und wir waren gezwungen, unter einen Schuppen zu treten. Wir setzten uns auf eine an der Wand befestigte Bank. Ich sagte, ihr tief in die Augen schauend: „Der Zufall einer gemeinsamen Flucht vor dem Wetter hat schon oft Männern die Zunge gelöst. Ich weiß, daß Sie in diesem Augenblick nichts nötiger haben, als einen guten besonnenen Freund. Verfügen Sie über mich, wenn ich Ihnen nicht unsympathisch bin." Sie erschrak, dann stam-melte sie einige Worte: „Aber was... woher wissen Sie?" „Sobald es irgend möglich ist, werde ich Ihnen das sagen; heute nur so viel: ich weiß und begreife alles." „Aber, es ist ja gar nichts zu wissen," antwortete sie erschreckt. „Auch das

weiß ich," erwiderte ich lächelnd, „und eben das veranlaßt mich, zu Ihnen so zu sprechen. Wäre etwas..., dann würde ich mich nicht einmischen." Sie schwieg. „Vielleicht brauchen wir jetzt gar nicht mehr zu reden," fuhr ich fort, „Sie sollten nur wissen, und zwar gleich, daß Sie einen guten Freund haben, dem Ihr Schicksal sehr, sehr am Herzen liegt." Sie schaute mich mit einem Blick an, der tiefste Verwunderung ausdrückte. „Aber Sie sind doch sicher auch dagegen, wie alle," seufzte sie. „Nicht wie alle. Ich vermute nur, daß Ihre berechtigten, edlen Gefühle unter falscher Flagge segeln, und wenigstens vor Ihrem eigenen Gewissen sollten sie das nicht." „Wie meinen Sie denn das?" fragte sie scheu. „Sie haben ihn gern und sind empört, daß man Ihnen das verwehren will, dazu mit Gründen, die Ihr Herz nicht anerkennen kann. Sie zittern, daß er zugrunde geht, und möchten ihm helfen; trotzdem fühlen Sie sich dazu eigentlich unfähig, und darum wissen sie nicht aus, noch ein, und Sie können sich darüber auch nicht klar werden, solange Sie das alles mit Liebe verwechseln. Es ist nun einmal der Brauch, alle Gefühle eines jungen Mädchens Liebe zu nennen, aber im Grund ist Ihnen nichts peinlicher, als wenn er von Liebe spricht. Sie wollen ihn retten, aber gehören wollen Sie ihm eigentlich nicht. Nun verlangt er aber gerade das, und da scheint Ihnen manchmal, Sie müßten seinen Wunsch erfüllen; daß Sie dies Opfer nicht fertig bringen, das werfen Sie sich selbst als Feigheit vor. Ist es nicht so? Es wäre aber nur dann feig, wenn Sie ihn liebten und dennoch vor einem kühnen Schritt zurückschreckten. Aber Sie lieben ihn ja gar nicht." Sie schaute mich sprachlos an. Ich fuhr fort: „Und zu Hause bestärkt man nur Ihr Mißverständnis, indem man ihn beschimpft. So müssen Sie natürlich immer mehr für ihn eintreten. Nicht wahr?" „Ja," erwiderte sie eifrig, „ich muß stundenlang anhören, wie ordinär und berechnend er sei, er spekuliere einfach auf unser

Geld, ein junges Mädchen sei ihm nicht mehr als eine angenehme Beigabe dazu, und das ist nicht wahr. Er ist unbedingt ein edler Mensch. Aber, wenn ich das sage, erklärt die Großmama, ich sei auch schon von der Zeit angesteckt, in mir sei offenbar selbst ein Trieb zum Gemeinen, Niedrigen. Nun gut, dann folge ich diesem Trieb, wenn es auch gemein ist, so bin ich. Aber Roland ist gar kein verkommener Mensch, wenn er auch in der abscheulichen Uniform manchmal so aussieht." „Sehen Sie," erwiderte ich, „genau so habe ich mir das alles erklärt." „Wirklich?" fragte sie, wiederum mit einem erstaunten Blick aus ihren lichten Augen. „Aber um Gottes Willen... was soll ich tun..., wenn ihn nur eine Ehe mit mir retten kann?" „Sie brauchen gar nichts anders zu tun, als sich im Innersten über Ihre Gefühle ganz und gar klar zu werden, und sofort wird ein äußerer Weg vorgezeichnet vor Ihren Augen liegen. Ihre Gefühle zu Roland sind schön und echt. Sie wollen ihm helfen, vielleicht wollen Sie sich ihm sogar opfern. Tun Sie es, wenn Sie müssen, nur vermengen Sie das nicht mit Ihrem weiblichen Wunsch nach Glück. Vielleicht liegt es so: Roland ist in Ihren Augen ein sehr wertvoller, aber am Abgrund hintaumelnder Mensch. Sie wollen ihn um jeden Preis vor dem Sturz bewahren, auch um den Preis Ihres eigenen Glücks. Sie sind bereit, ihn zu heiraten. Ihre Aufgabe wird sein, ihm das Trinken und Rauchen in einem geordneten Haushalt abzugewöhnen, seine echten, naiven Gefühle zu bestärken, die zweifellos da sind, aber immer mehr von dem eitlen selbstbetrügerischen Pathos des kleinen Schauspielers überwuchert werden, ihn zu veranlassen, sein natürliches Talent durch ernstes Arbeiten überhaupt erst auf ein künstlerisches Niveau zu bringen. Sie sind bereit, die ganz sicher zu erwartenden Entgleisungen und Rückfälle mit Gleichmut zu ertragen, Betrunkenheit zu verzeihen, physischen und seelischen Ekel wie eine barmherzige Schwester

zu überwinden, ihm in geringe, vielleicht anrüchige Gesellschaft zu folgen, damit er nicht darin versinkt, und auch die Möglichkeit des endgültigen Mißlingens, des schnödesten Undanks in Kauf zu nehmen, z. B. ruhig anzusehen, daß Ihre edelsten Absichten umgedeutet werden in eng-bürgerliche Philistrosität, in Unfähigkeit, eine Künstlernatur zu verstehen. All dies nehmen Sie von vornherein auf sich, denn Ihnen ist es ja nicht um das alltägliche Glück des Weibes zu tun, sondern um das Tragen eines Kreuzes, das Sie aus Menschenliebe auf sich genommen haben. Ich gebe zu, so kann man denken und danach leben. Ist dies nun alles Ihr ernster bewußter Entschluß, dann ziehe ich mich zurück und segne Sie, wie ein junges Mädchen, das ins Kloster geht und genau weiß, was es tut. Ganz anders aber, wenn sie dies nicht weiß, weil sie noch nicht begreift, was sie als Weib opfert, weil sie das Kloster noch mit den Augen eines Kindes ansieht, das dort als Zögling glücklich war und es darum auch als Weib weiter sein zu können glaubt. Einem solchen Kinde würde ich erst die Augen öffnen und dann seinen freien Entscheid abwarten. Wenn Sie nun Roland Ihr Glück wirklich opfern wollen, dann brauchen Sie nicht für Samstag zu zittern. Je schlechter es geht, desto fester wird dann Ihr Entschluß sein, alles für ihn aufzugeben und ihm zu folgen."
Sie hatte mir mit wachsendem Entsetzen zugehört. „Aber das ist ja fürchterlich," rief sie aus, „wie kann man denn so etwas von einem Menschen verlangen?" „Aber, liebes Fräulein Steffi, verlangt es denn jemand? In I h n e n ist etwas, was es verlangt, und zugleich ist in Ihnen etwas, was es verweigert; diese Spaltung Ihres Innern wird sofort verschwinden, wenn Sie sich klar werden, w a s Sie da von sich verlangen. Nur sehend können Sie entscheiden. Wollen Sie das Glück des Herzens gewinnen wie jedes Weib, oder wollen Sie dieses Glück der Rettung eines Ihnen wertvoll

scheinenden Menschen opfern?" „Aber warum soll denn nicht beides möglich sein? Ich rette ihn, indem wir glücklich zusammen sind." „Da darf ich nicht mitreden. Prüfen Sie sich, ob Sie mit ihm glücklich werden können, oder ob er Ihnen bloß sympathisch ist und leid tut, was naturgemäß gesteigert wird durch die ungerechten Angriffe gegen ihn, die Sie täglich mit anhören müssen. Jubelt ihm Ihr Herz eindeutig zu, als dem Erwählten, dann können Sie es wagen. Haben Sie aber die geringsten Hemmungen, so müssen Sie sich klar werden, worin die bestehen. Das Weib in Ihnen weigert sich gegen etwas, was die Idealistin in Ihnen Ihrem Herzen auferlegen will. Folgen Sie diesem Gebot, so müssen Sie nur wissen, daß es nicht das Herz ist, dem Sie folgen, sondern das Gebot. Dann erst sind Sie in der Lage zu prüfen, ob dieses Gebot überhaupt Gültigkeit besitzt, ob nicht vielleicht doch das Herz recht hat. Andernfalls müssen Sie Dummheiten machen."

Der Regen hatte nachgelassen. Wir gingen dem Ort zu. Unterwegs fragte Steffi leis unwillig mit einem Seitenblick: „Warum haben Sie mir eigentlich das alles gesagt?" „Weil mich mein Herz dazu treibt." „Nun und wenn es mich zu Roland, meinetwegen in den Untergang treibt?" „Dann Gott befohlen, aber mir scheint, es treibt Sie gleichzeitig auch etwas fort von ihm, ins Glück. Wir Menschen sind alle Doppelwesen."

Wir waren vor dem Gasthof angekommen. Beim Abschied wiederholte ich: „Rufen Sie mich, wenn Sie mich brauchen, nach welcher Seite Sie auch gehen. Nur falls Sie das Kompromiß wählen, dann rufen Sie mich nicht. Es wäre überflüssig."

Sie reichte mir kühl die Hand zum Abschied. Ihre Blicke und Gebärden drückten zögernde Verwunderung aus. Ich aber wußte bereits, daß die aufrecht unter dem Torweg

davonschreitende, von lebendiger Jugend fiebernde Gestalt weder das Kompromiß noch das Opfer wählen würde.

8.

„Nur wo Gräber sind, gibt es Auferstehungen."
Nietzsche.

Der verhängnisvolle Samstag war da. Um Mittag hieß es, der Bezirkshauptmann würde die Aufführung wahrscheinlich verschieben. Seit einiger Zeit war nämlich die Garnison unruhig geworden, und wenn auch die unmittelbare Ursache die höchst jammervolle Verpflegung war, so erschien doch das Ganze nur als Symptom einer viel weiter reichenden Bewegung. In mehreren steirischen Garnisonen waren in den letzten Wochen teils blutige Unruhen ausgebrochen, angestiftet durch zurückgekehrte Kriegsgefangene, die aus Rußland bolschewistische Ideen mitgebracht hatten. Es war zu tätlichen Angriffen auf hohe Offiziere gekommen, zu Plünderungen von Lebensmittelgeschäften und Magazinen, und als die Bevölkerung sah, daß so etwas „ging", hatte sie sich vielfach beteiligt.

An der Tafelrunde im Schloß Fels erkannte man bereits die Vorboten des allgemeinen Zusammenbruchs.

Roland rannte mittags verzweifelt zu dem ihn begönnernden Major, der zum Optimismus neigte und sich nicht vorstellen konnte, daß seine braven Leute ernstlich Revolution machen könnten. Er wußte den vorsichtigeren Bezirkshauptmann, der durch das Fest die Unzufriedenen herauszufordern fürchtete, umzustimmen. Die Aufführung durfte stattfinden.

Am Nachmittag machte Frau von Seyfried eine Andeutung, aus der ich entnahm, daß es ihr erwünscht sei, wenn ich mich an dem heutigen Waldspaziergang beteiligte, was bisher noch

nie geschehen war, da ich nach der Jause stets meine eigenen Wege ging. Ich merkte bald, daß Steffi ihr gestriges Verschwinden dadurch erklärt hatte, daß sie von einem Spaziergang mit mir erzählte, was ganz und gar unverdächtig war. Frau von Seyfried verhehlte nicht ihren Glauben, ich könnte Steffi, dies unverständliche Sorgenkind, günstig beeinflussen. Was Frau von Seyfried so unverständlich schien, hatte ich schon aus früheren Unterhaltungen entnehmen können: Steffi war natürlich ein viel begehrtes Mädchen und an Heiratsanträgen, die den Eltern willkommen waren, hatte es seit dem siebzehnten Jahr nicht gefehlt. Sie mußte etwas gegen die Männer überhaupt haben. Vor dem Krieg „konnte ihr keiner von diesen Dutzendmenschen imponieren", wie sie sagte, und gerade dies verlangte sie von dem Mann. Das war den Eltern vor 1914 allenfalls begreiflich gewesen, denn die damaligen Männer hatten wahrhaftig nichts „Imponierendes". Dann aber kamen frische, beherzte Gestalten, die noch nichts von der späteren Kriegsverrohung zeigten, von der Front zurück, meist Freiwillige von 1914. Steffi blieb aber ablehnend wie zuvor. „Was hat eine Frau d a v o n?" hatte sie einmal geradezu zynisch zu einem Vetter gesagt, der die goldene Tapferkeitsmedaille trug. „Ich gebe zu," sagte Frau von Seyfried, „daß er sie durch seine Phrasen herausforderte — ein besonderes Licht an Intelligenz ist er überhaupt nicht gewesen — und jähzornig wie Steffi einmal ist — sonst übrigens die Gutmütigkeit und Nachgiebigkeit selbst — verwies sie ihm seine Großsprecherei. Nun, das hat natürlich einen schönen Skandal gegeben. Er schrie, sie beleidige die Armee. Mir sagte sie dann: ‚Er tut mir ja leid, daß er so Schreckliches aushalten mußte, ohne es ändern zu können. Aber das ist doch nichts zum Prahlen.' Denken Sie, so spricht sie von den Helden. Was sagen Sie dazu?" „Nun ich glaube sie hat recht. Nur die aktiv bestandene Gefahr macht Helden,

die bloß erlittene zermürbt bloß. Ich habe mich auch schon über das kindische Seelen- und Gedankenleben dieser Unglücklichen gewundert." „Nun gut, aber warum hängt sich nun dieses hübsche, spröde Mädel an einen Roland, der doch ganz gewiß auch kein Held ist?" Das war es, was Frau von Seyfried nicht begriff.

Während des weiteren Spaziergangs vereinigten wir uns wieder mit den andern. Die Kinder und die Mademoiselle trieben allerlei übermütige Streiche. Steffi ging zwischen uns, wie abwesend, aber, wie mir schien, ruhiger als in den letzten Tagen.

Am Bahnhof begegneten wir Roland. Der Major hatte ihm erlaubt, abends im Zivilanzug aufzutreten. Er trug einen schwarzen Schwalbenschwanz und eine orangefarbene Seidenbinde, die etwas zu hoch über den Kragen rutschte. Er war von Schweiß bedeckt und fuhr sich, wie stets, nervös durch die wirren Haare. Den Strohhut hielt er in der Hand. Er teilte uns erregt mit, der grantige Stationsbeamte wolle durchaus nicht verraten, wie groß die allabendliche Verspätung der Kleinbahn zu sein pflege. Das war aber für ihn sehr wichtig zu wissen, da er in dem Zug einige der Künstler erwarte, mit denen er vor der Vorstellung noch eine schnelle Probe abhalten müsse. Nachdem wir uns von ihm verabschiedet hatten, erklärte die Hofrätin, wie sehr er sie in Zivil enttäusche. In der Tat hatte er eine gewisse schäbige Eleganz, der die Entschuldigung der unfreiwilligen Uniform fehlte. Er muß zwei schreckliche Stunden banger Erwartung ausgestanden haben, denn fünf Minuten vor der Aufführung war der Zug mit den Künstlern noch nicht angekommen.

Gegen acht Uhr drängten sich die Besucher der Vorstellung vor dem Torweg der Goldenen Ente. Es goß in Strömen, der Regen spülte die verwaschenen lila Anzeigen des Festabends von allen Mauern, ehe noch der erste Ton erklungen

war. Ich traf unter dem Torweg mit der Familie von Seyfried zusammen, die gerade aus ihren Zimmern herunterkam. Die Hofrätin war in schwarze Spitzen gekleidet und sah spanisch-vornehm aus. Steffi trug ein mattgrünes Sommerkleid und einen duftigen Schal von Crepe de Chine. Mit ihnen sprach der Platzmajor, ein gutmütiges Mondgesicht; der kahle Hinterkopf wackelte wie ein glänzendes Straußenei über dem breiten Goldkragen, gleich einer Kostbarkeit in wertvoller Fassung. Plötzlich erschien zwischen den dem schützenden Torweg zuströmenden Besuchern das wohlbekannte, einzige Fuhrwerk des Orts, das nach Einziehung aller Pferde durch das Militär übrig geblieben war, ein gewöhnlicher Karren, gezogen von dem allgemein beliebten und verhätschelten Loisl, einem stämmigen, kleinen Esel, der alle im Ort notwendigen Transporte mit philosophischer Entsagung vollzog. Seine Herrin war die braune, verwitterte Frau des eingerückten Dienstmannes, welche die rote Mütze ihres Gatten auf dem Haar trug. Auf dem Karren aber, unter dem blaugrau gewürfelten Baumwollschirm der Dienstfrau, saß Sigismund Roland, der Löwe dieses Abends. Nachdem der Zug mit den Schauspielern noch immer nicht angekommen war, blieb ihm nichts anders übrig, als allein zum Gasthof zurückzukehren, und da er sich doch nicht triefend vor dem Publikum zeigen konnte, hatte er sich zu der Eselsfahrt entschließen müssen. Man begrüßte ihn lachend, und ein Scherzwort von ihm hätte alles retten, ja die gute Stimmung vorbereiten können, aber offenbar ließ ihm der Anblick unserer Gruppe das Wort im Hals ersticken. Er fragte sich wohl, was der Major und die Hofrätin da miteinander verhandelten. Ich betrachtete Steffi, die totenbleich war und ihn mit rätselhaften fremden Blicken anstaunte, wie eine Meduse.

Die altertümliche Treppe krachte unter den vielen Menschen. Wohlfrisierte Fräuleins aus dem einheimischen Kaufmanns-

stand hielten blaß hektographierte Programme feil, deren Inhalt infolge der Zugverspätung nun in der Reihenfolge völlig umgeändert werden mußte. Roland ging in das Ankleidezimmer hinter der Bühne. „Gehen Sie zu ihm und beruhigen Sie ihn," flüsterte mir Steffi zu, „er sieht ja schrecklich aus, ich halte ihn zu allem für fähig." Ich erschrak. Zum erstenmal erschien mir die Möglichkeit einer wirklichen Katastrophe. Ich folgte Roland in das Künstlerzimmer, wo längst Mitwirkende und Hilfskräfte ihn ungeduldig erwarteten. Er beriet mit dem Totenkopf, der neulich das „Butternockerl" geprobt hatte, ob er selbst die Vorstellung mit seinen ernsten Vorträgen eröffnen solle. Dann würde das „Butternockerl" und einiges Ähnliche folgen, bis die Schauspieler ankämen. „Im Notfall rezitiere ich den ganzen Tell!" schrie er. Ein nervöser raubtierhafter Hunger verzehrte ihn. So konnte er unmöglich Schiller und Bürger vortragen. Auf Anfrage wurde aus der Küche, wo man lebhaft Schaum für Torten schlagen hörte, über den Hof heraufgerufen, des teuren Brennmateriales wegen habe man den Herd schon ausgehen lassen. Seine Kriegsbrotration hatte Roland natürlich nicht bei sich. Die Porschacherin weigerte sich, ihm auszuhelfen. „Dann friß i a kaltes Gsölchtes ohne Brot," brüllte er aufgeregt in den Hof hinunter, durch den noch immer Gäste die im Haus gespeist hatten, nach der Saaltreppe gingen. „Naa... so was," schrie die Porschacherin, „un' dees will a gebüldeter Mensch sein." Sie hatte ihre auseinanderstrebenden Formen in ein schwarzes Staatskleid gepreßt, das ihr das Blut noch mehr als sonst in das gerötete Gesicht trieb, und wiederholte immer wieder übellaunig, sie sei von Anfang an gegen diese Vorstellung gewesen, man dürfe nicht vergessen, daß Krieg sei. Später aber nahm sie ihren Platz in den vordersten Reihen des Saales ein. Der zarte blonde Knabe Gusti, Sommergast und im Augenblick Hüter eines

Lammes, das später versteigert werden sollte, eilte dienstfertig in die Küche und holte das Geselchte für Roland, während dieser erregt die Leine des Lammes übernahm, das bei der herrschenden Fleischnot eine Hauptanziehungskraft auf die Besucher der Wohltätigkeitsvorstellung ausgeübt haben mochte. In einem plötzlichen Anfall von Zärtlichkeit beugte er sich hastig über das erschreckte Tierchen, dem zumut war, als sollte es auf der Stelle gefressen werden, nahm den spitzen Kopf zwischen die Hände und küßte es nervös-leidenschaftlich auf Stirn und Nase. Ich näherte mich ihm und suchte ihm Mut zu machen. Der Zug müsse ja jeden Augenblick kommen, und dann bestünde das ganze Unglück in einer Umstellung des Programms. „Ohne Probe, ohne Probe; Mensch, wissen Sie, was das heißt?" rief Roland verzweifelt.

Im Saal wurde es bereits unruhig. Man saß dicht aufeinandergedrängt, die Ventilation versagte, so daß die Luft schon jetzt dick war. „Als sei man hier gefangen!" seufzte jemand in der ersten Reihe so laut, daß man es hinter der Bühne hörte. Trotz dem allgemeinen Unwillen gegen die Aufführung war man schließlich doch, mehr oder weniger übellaunig, gekommen, weil die andern kamen und nun herrschte gar Überfüllung in dem Saal, wie in einem Pferch. Eine kleine Abwechslung bot es, daß endlich zwei Bogenlichter aufflammten, die alle Gesichter wächsern erschienen ließen. Die Volksschullehrerin, die ihrer dürren Gestalt durch rosa Schleifchen und dem streng gescheitelten Haar durch leichte Wellung für heute etwas Liebreiz abgewonnen hatte, riet im Künstlerzimmer, Roland solle dem Publikum einfach die Zugverspätung melden und um Nachsicht bitten. „Aber natürlich!" rief er aus, seine steigende Unruhe gewaltsam niederringend und sich seiner bekannten Gewandtheit erinnernd, mit der er, wie er oft sagte, das Publikum zu behandeln verstand.

Ich begab mich zu meinem Platz. Der Vorhang mit dem Gemälde eines verblaßten Feenpalastes wurde mit einigen Hemmungen aufgezogen. Roland trat vor, die orangefarbene Halsbinde, die ich ihm gerade in Ordnung gebracht hatte, war wieder über den Kragen gerutscht, und die morschen Bühnenbretter ächzten unter seinen Füßen. Dicht bis an die wackelige Bühne waren die ersten Stuhlreihen gerückt mit den festlich geputzten Personen. In der ersten Reihe erstrahlte das freundliche Mondgesicht des Majors neben seiner tief ausgeschnittenen, beleibten Frau; hinter ihnen saßen die Damen Seyfried, der ernste Bezirkshauptmann Baron Zetka mit seinen Damen. O, von diesen allen, so hatte mir Roland eben versichert, ließ er sich, und wenn der Statthalter selbst dabei wäre, nicht einschüchtern. Er wußte, wie man diese Menschen der Gesellschaft zu nehmen hatte: nämlich mit einer ihnen neuen Unbefangenheit. So gewann man sie sicher. Sehnten sie sich denn nicht gerade aus ihrer alltäglichen Steifheit heraus? Roland bat also um Nachsicht wegen der Verspätung, und dann, in Mundart fallend, um die Erlaubnis, noch schnell „a Gsölchts“ essen zu dürfen, da er nämlich Angst habe, sonst am Hungertyphus zu erkranken, was ihm gewiß doch niemand wünschte. Offenbar hatte jeder vorher gefühlt, daß ein Verhängnis wie ein Alp auf dem ganzen Abend lag. Dieser Ton wirkte geradezu befreiend und wurde sehr beifällig aufgenommen. „Wenn ich hier vor Ihnen arbeiten soll,“ fügte er dann weniger glücklich hinzu, „muß ich vorher Kraft sammeln.“ Die Hofrätin drehte sich zu mir um und fragte, ob es nicht geschmacklos sei, Theaterspielen Arbeit zu nennen. „Heute strebt einmal jeder als Arbeiter geachtet zu sein,“ erwiderte ich, „auch wenn er etwas Besseres ist.“ „Etwas Besseres?“ Frau von Seyfried verstand nicht ganz, aber der Baron Zetka mit dem Franz-Josefsbart meinte, dies sei eine treffende Beobachtung. Links

neben mir saß Steffi, starr und bewegungslos. Sie schickte mich nochmals ins Künstlerzimmer, als befürchte sie ein Unglück. „Lassen Sie ihn jetzt nicht allein," flüsterte sie.

Die Musik spielte etwas Patriotisches. In dem Künstlerzimmer hielt die Volksschullehrerin inzwischen dem Lamm, das zu mäen begann, das Maul zu, während der Knabe Gustl das Geselchte mit einem Glas Wein bereithielt. Roland aß sich gierig in das fette Fleisch hinein, ohne Brot, tat dazwischen Züge aus einer Zigarette und spülte den Wein hinunter. Seine Stimmung hob sich merklich. Er zog einige Blätter aus der Brusttasche, wartete, bis die musikalische Einleitung mit der klavierspielenden Volksschullehrerin als Hauptkraft ausgetobt hatte, sprang dann hervor und rief noch in den letzten Akkord hinein die Überschrift seiner ersten Nummer: „Die Helden von Monte X.", während die elektrischen Birnen der Rampe aufflammten. Man hörte ihn von Kanonen, Granaten und Fahnen deklamieren, und alle Gesichter, obgleich mehr auf eine „Hetz" gespannt, legten sich, wie ich aus der Kulisse beobachtete, sofort in die nun seit vier Jahren bei solchem Anlaß geübten Ernstfalten. Roland schmetterte hervor, daß gerade die kernigen Männer des hiesigen Bezirks ein besonderes Löwengeschlecht seien, und alles jubelte Beifall. Auf wenige Augenblicke trat er in die Kulissen, rief in das Künstlerzimmer: „Die Stimmung wär' da!" und tat einige Züge aus einem Zigarettenstummel, den er vorher bereit gelegt hatte.

Draußen brach ein Gewitter los. Der in die Musik hineinrollende Donner elektrisierte Roland geradezu. Wieder trat er auf die Bühne, und über all dem Chaos seines Inneren erhoben sich Wölkchen des Übermuts. Er kündigte in dem Kabaretton, der vorhin anläßlich des Geselchten so sehr gefallen hatte, den Zuschauern an, nun müsse er ihnen aber etwas sehr Unangenehmes zufügen, nämlich sie langweilen,

und zwar durch ernste Kunst. In diesem Augenblick erloschen die Bogenlichter wieder. Noch hoffte alles, das sei irgendein Spaß. Man wartete behaglich. Finster aber erklang es von Rolands Lippen: „Leonore von Bürger.“ „Wahrscheinlich eine Parodie,“ sagte der noch bis zuletzt optimistische Baron Zetka. Er gehörte zu den Leuten, die, wenn sie zu flüstern glauben, zwar etwas leiser, aber um so eindringlicher und vernehmlicher sprechen. Als Roland nach der ersten Zeile: „Lenore fuhr ums Morgenrot“ eine Pause machte, lachte einer in der Ecke, wo die im Krieg verwilderten Leutnants saßen. Roland warf einen zerschmetternden Blick auf diese ihm vorgesetzten Neider seiner durch die Kunst erworbenen Zulassung zu der Gesellschaft. Er steigerte sich nun in einen gespensterhaft pathetischen Ton, der die erstaunten Zuschauer bannte. Da aber fiel ihm wohl ein, daß er ja eigentlich für ein höheres Publikum „arbeite“, wie er es in der Kabarett-sprache stets nannte, und ich merkte den Schrecken, mit dem er sich selbst bei dem sogenannten Schmierenton ertappte. Nein, nur das nicht! Er wollte einfach, ungekünstelt sein, wie es der moderne Geschmack verlangte; in diesem Streben verfiel er nun geradezu in ein eintöniges Geleier, und auf seinen Lippen erschien ein unverständliches, totes Lächeln, als stünde er königlich über allem, was er vortrug. Dieses ge-zwungen überlegene Lächeln wurde in der nicht endenwollenden Strophenreihe zu immer starrerem Grinsen. Seine Sprech-technik war ohnehin äußerst mangelhaft; so verstand man immer schlechter und hörte schließlich nur noch, daß bei dem unaufhörlichen Wortgeorgel von Leichen, Gespenstern, Ge-rippen, Friedhoftänzen die Rede war. Hie und da donnerte es dazwischen. „Aber, der kann ja gar nichts!“ flüsterte der Baron Zetka dem Major weithin hörbar zu. Gott sei Dank hörte es der ganz mit sich selbst beschäftigte Roland nicht. Endlich kam die letzte Strophe. Ein scheuer Beifall löste sich

aus dem Dunkel des Zuschauerraumes. Ich sah das Kopfschütteln der Hofrätin und ihrer Mutter. Steffi starrte wie gelähmt ins Leere. Der freundliche Major schien auch dieses „Genre“ gelten zu lassen, zumal doch bald Fröhlicheres kommen mußte. Bei den verwilderten Leutnants war man heiter. Der Kaufmannstand hielt mit seinem Urteil vorläufig zurück. Die Bogenlichter entsandten wieder ihr kaltes Licht, die Hitze stieg. Manche versuchten vergeblich, die Stühle etwas weiter von einander abzurücken. Ich fühlte jetzt schon überwältigend den Wahnsinn all dieser Vorgänge auf der Bühne und im Zuschauerraum. Warum trieben nur die Menschen solche grotesken Sachen, die doch niemand freuten?

Roland stand zwischen den Kulissen, atmete tief und rauchte unaufhörlich. Sein Schauspielerinstinkt fühlte wohl bereits, daß alles verloren sei; der erste — der stets entscheidende — Griff hatte die Hörer nicht gepackt; aber wieder gab er sich einen Ruck und trat hervor. Scheu blickte er in die Gegend der Seyfriedschen Damen. Er sah Steffis starres, wie ihm schien, kaltes Gesicht. Des Baron Zetkas hohe Gestalt strebte nach dem Ausgang. Roland erfaßte gegen diesen „kunstfeindlichen Bureaukraten“, wie er nachher sagte, eine Wut, in der er sich auf Schiller, wie einen Bundesgenossen gegen die Niedrigkeit der Welt, stürzte. Er las Hero und Leander, wohl in der Hoffnung, Steffis Gefühle zu treffen, aber wieder fand er sich nicht zurecht zwischen hohlem Schmierenpathos und nichtssagender Eintönigkeit. Dazu bot die Diktion gerade dieses Gedichtes der Spottlust besondere Angriffsflächen, so daß in der Leutnantsreihe die halbunterdrückte Heiterkeit etwas Zweideutiges annahm. An mehreren Stellen des überfüllten Saals lebten in Räuspern und Hüsteln alte Katarrhe auf. Jeder war ein ganz klein weniger aufmerksam als früher, und das alles summierte sich zu einem dauernden

Rascheln, Knistern und Knarren. „Fenster auf", riefen vergeblich einige Stimmen wie von Erstickenden.

Als Roland in das Künstlerzimmer zurücktaumelte, bot sich ihm wenigstens der erlösende Anblick der endlich angekommenen Künstler, die um einen mit Kleidungsstücken, Leuchtern und Pappkisten bedeckten Tisch standen und aus der Hand aßen und tranken. Niemand fiel die Leichenblässe Rolands auf, der sofort nach der Begrüßung wieder zu rauchen und zu trinken begann. „Alles ist aus," flüsterte er mir zu, aber dann rief er laut: „Nur weiter, weiter!" Die Volksschullehrerin betrachtete in banger Scheu die Soubrette Franzi Süden, die in purpurrotem Flittergewand vor einem Spiegel die Arme hob, offenbar um zu prüfen, ob man auch ihre dunklen Achselhaare gut sah. Man sah sie sogar sehr gut. Es wurde beschlossen, daß Herr Toni Hoidler zuerst auftreten solle, um durch eine noch ernste Nummer den Übergang von den Klassikern zu den Brettlliedern zu finden. Herr Hoidler sah aus wie ein künstlich in die Höhe und Breite getriebener Säugling. Er war in Frack und begann in aufgelöster Gefühlseligkeit das Lied von einem 18jährigen Leutnant in der Schlacht, welchem dauernd das Bild des toten Mütterleins im Himmel vorschwebte, zu dem er sogar betet. Um dies recht rührend zu machen, erhob Herr Hoidler seine fetten Hände wie ein betendes Engelchen, trat dicht an die Rampe, sank ein wenig in Kniebeuge, so daß er o-beinig aussah und sang in zitternd leisem Fistelton:

„O Mütterlein, liebs Mütterlein,
O schütze dein arms Kindelein!"

Dabei war sein dralles Kinn von unten durch das Rampenlicht scharf beleuchtet, während das Gesicht in gespenstischem Halbdunkel blieb. Den wohlfrisierten Töchtern des Kaufmannsstandes traten Tränen in die Augen, manche griffen zum Taschentuch.

Ich ging hinaus an das Büfett, um mich etwas zu erfrischen. Dort traf ich den Baron Zetka, einen großen aufrechten alten Herrn. „Ich finde das zum Speien,“ sagte er, „wenn ich bedenke, daß nicht weit von hier der wirkliche Krieg tobt.“ „Nicht wirklicher als das da auf der Bühne,“ erwiderte ich. „Wie meinen Sie?“ „Es ist ja doch gar nichts mehr wahr. Sehen Sie dort nur hinüber zu den vorhin noch so übermütigen Leutnants. Bei denen ist es ganz still geworden. Die sind doch alle im Feuer gewesen, und jetzt bilden sie sich wahrhaftig ein, sie hätten das empfunden, was der Toni Hoidler ihnen da oben vormacht.“ In der Tat drückte der Leutnant Beyerle, sonst gewiß der Frechsten einer, noch immer gerührt das Taschentuch vor das Gesicht mit der langen Nase und dem dicken genüßlichen Mund. Den Baron schien eine Art Schauer zu erfassen. Seine ruhigen klaren Augen schauten mich fragend an, als sollte ich ihm das erklären. Er war ein ungemein sympathischer Mensch von geraden einfachen Gefühlen, dem die Welt bisher so harmonisch erschienen war, wie er selbst. Seit dreißig Jahren lebte er in den Bergen und Wäldern seines ländlichen Bezirks, den er zahllose Male bis in die kleinsten Winkel, selber in Gebrigstracht, durchwandert und treu verwaltet hatte. Als ein liebevoller Pfleger des Gewordenen und sorgsamer Säer des Neuen im bewährten Geist war er in heiterer Frische gealtert; zwischen dem kahlen Kopf und dem ergrauten Franz-Josefsbart blühte ein noch junges Gesicht. Der alte, gute Geist des Volks schien ihm wohl manchmal zu wanken, aber da hatte die Begeisterung des großen Krieges endlich Heilung, Selbstbesinnung gebracht. Die niedrigen Regungen, die freilich von Jahr zu Jahr mehr an die Oberfläche kamen, hatte der Baron als vorübergehend übersehen wollen und die Unwahrhaftigkeit der Reden, die in so schroffem Gegensatz zur Wirklichkeit standen, als notwendiges Übel gelten lassen. Heute würgte ihn aber tiefer

Ekel, der sich allmählig zum Entsetzen steigerte. Mir war, als ob diesem Mann heute Abend die Erkenntnis der bis jetzt von ihm noch immer für groß gehaltenen Zeit aufging. „Gräßlich, gräßlich," sagte er, „die Welt ist aus den Fugen." „Allerdings," bestätigte ich. Er sah mich an, offenbar erschreckt dadurch, daß einem andern dies von ihm erst dumpf Geahnte so selbstverständlich war. „Ich wollte eigentlich gehen, aber nun will ich das zu Ende hören," sagte er, „heute Abend habe ich etwas zu lernen." Er ging an seinen Platz zurück, obwohl die Hitze und die Enge seine an Freiluft gewohnten Lungen schwer bedrückten.

In der zweiten Nummer erschien Toni Hoidler als alternder Lebemann, der wehmütig an seiner Sünden Maienblüte zurückdachte und den tragischen Zwiespalt zwischen Wollen und Können in mehreren Strophen beleuchtete. Nun fehlte dem Toni zu dieser Rolle so ziemlich alles. Er war klein, dick, unelegant; jedoch hatte er sich in sein Säuglingsgesicht einen kurzen pfeffer- und salzfarbenen Schnurrbart geklebt; im Genick trug er einen Zylinder. Die gebückte Haltung gab ihm obendrein unwillkürlich etwas von einem alten Juden. Dazu sang er wieder mit seiner steinerweichenden Fistelstimme. Die Lampen hatte er, um die Stimmung zu erhöhen, verschleiern lassen, und nun tauchte er, wie ein liebegirrendes, bleiches Gespenst, im Halbdunkel auf. Ich stand wieder hinter der Kulisse und beobachtete den Baron Zetka. Ihm kehrte sich offenbar das Unterste zu oberst. Wie hilfesuchend blickte der kräftige Mann umher. Ich war geradezu überwältigt und dachte: „Wenn der Hoidler das, was er da aus barem Nichtkönnen und Unwissen ohne zu wollen macht, bewußt täte, nein, so etwas wäre auf der Bühne einfach noch nicht da gewesen. Das Entsetzliche, was der da vollführt, dieses Chaos von Irrsinn, Auflösung und Zusammenbruch jeder Wirklichkeit, das alles in einem erkennenden Hirn als gewolltes

Thema, das wäre ein Theater von Gespenstern für Gespenster."

Ohne gerade solche dämonische Kunst zu meinen, hatte das Publikum der ihm ungewohnten Gestalt eines alternden Lebemannes Beifall geklatscht. Da erglomm die Bühne plötzlich in trübem Rot. Die purpurne Soubrette Franzi Süden hopste wie ein Kreisel aus der Kulisse hervor und überjagte sich mit einer tiefen, manchmal fast baßartigen Stimme, versichernd, ihr ganzes Leben wäre e i n Walzerwirbel, und dies sei immer so gewesen, was auch ihre gute Mama dagegen eingewendet hätte, und werde auch immer so bleiben..., bis in den Tod..., girrte sie; ja, wirklich, auch diese Franzi Süden hatte es mit dem Tod. Gefühlvoll malte sie ihre Todesstunde aus, wie sie mitten aus ihrer Liebeslust herausgerissen würde. So sei's eben gerade schön. Die Leutnants klatschten wie besessen. Alle riefen: „Bravo, bravo", nur der Leutnant Beyerle, der vorher geweint und an der Isonzofront etwas Italienisch gelernt hatte, rief „Brava".

Am Büfett traf ich wieder den halb verzweifelten, durstigen Baron Zetka. „Und wegen einem solchen Schmarrn," sagte er, „riskiert man, daß eine Meuterei ausbricht. Ich würde mich nicht wundern, wenn es heute Nacht los ginge. Die Leute meinen natürlich, hier oben würde geschlemmt und gepraßt...; und wenn sie doch nur endlich den Tod aus dem Spiel lassen wollten!" „Aber, das ist ja gerade der Witz", erwiderte ich. „Was in früheren Zeiten der Wurstel oder der Kasperl war, das ist neuerdings der Tod." „Verwesungsgeruch," erwiderte der Baron und hielt sich die Nase zu.

Wir gingen an unseren Platz zurück. Der Hofrätin mißfiel die Soubrette, diese Person, sehr. Das war keine Vorstellung für junge Mädchen. Sie blickte manchmal auf Steffi, die solche Darbietungen noch nicht gesehen hatte; wachsbleich und starr schwieg sie, den schönen Mund zusammengepreßt,

um das heftige Nervenzucken der Lippen zu unterdrücken. Das übrige Publikum befand sich hingegen in gewohntem Fahrwasser. Die Soubrette sang bekannte Operettenlieder oder beliebte ältere Schlager, wie z. B.:

„Ich bin noch eine Jungfrau,
So wie sie mich hier vor sich sehn."

Ein dicker Ersatzwarenhändler rief lustig: „Dees glaabst ja selber nöt." Diesen Zuruf nahm die Künstlerin freundlich auf. Es folgten neue Kehrreime betreffend die allgemeine Not, den Preiswucher und die Grobheit der Verkäufer. Aus solchen bestand der Hauptteil der Zuhörer; sie fühlten sich durch diese Anspielung geschmeichelt und behaglich. Eine Greislersfrau in starrer Seide sagte unbefangen: „Jetz' heert ma' doch a Mol, daß mir auch wer san." Nun schien aus dem Abend doch noch etwas zu werden. Das Eis war gebrochen. An die drückende Luft hatte man sich gewöhnt, ja sie trug sogar zu der dicken Gemütlichkeit des dicht beieinander Gedrängtseins bei. Mit der Bühne sympathisierende Bewegung, von freudigen Zurufen unterbrochen, erfüllte nun den Saal. Der große Pan fiedelte Zersetzung und die Menschen schrien dazu „Duliöh". Toni Hoidler trat zu Franzi Süden auf die Bühne, um nun mit ihr zusammen sein gefühlvolles Genre vorzuführen. Bald war er der Verwundete, der mit der Krankenpflegerin schäkert und dabei wiederum den Tod an die Wand malt, bald war sie die junge Frau, die der von der Front heimkehrende Gatte in süßen Wachträumen überrascht mit zarten und doch nicht ganz eindeutigen Anspielungen auf das Problem der Treue, und zuletzt sangen sie etwas, worin Frauen mit Büchern verglichen wurden, langweiligen und spannenden, aufgeschnittenen und unaufgeschnittenen; da aber hier der Tod in gar keiner Weise in Frage kommen konnte, mußte statt seiner wieder das Mütterlein herhalten, das einem guten alten Märchenbuch aus der

Kindheit ähnlich erachtet wurde. Die meisten, nun ganz aufs Heitere gestimmt, zeigten sich so ernsten Stimmungen gegenüber wiederum zerstreut. Viele sprachen halblaut miteinander und kümmerten sich nicht mehr recht um die Vorgänge auf der Bühne.

Der Zwischenakt begann. Handfeste Kellnerinnen in beblümter Dirndltracht reichten Erdbeerschaumtorten. Das Publikum stand essend umher. Einige Fenster wurden geöffnet. Heftiger Wind fegte herein. Draußen troff kühler Regen herab. Der Strom zischte unter den Fenstern wie eine Verderben brütende Schlange.

In Rolands Inneres fraß sich immer tiefer ein ohnmächtige Wut, seit er gesehen, wie der Baron Zetka während seines Auftretens hinausgegangen war. Die Soubrette Franzi Süden hatte er, seines Sieges durch ernste Kunst gewiß, eigentlich nur aus Großmut kommen lassen, um auch dem geringeren Publikum etwas zu bieten. Nun war sie ihm über Erwarten gemein erschienen, als er daran dachte, daß unten Steffi und ihre Familie saßen, und dennoch hatte gerade sie bis jetzt den Haupterfolg gehabt, abgesehen von den Schaumtorten, die im Saal mit Schmatzen verzehrt wurden. „O, wie erbärmlich und versaut ist die Welt!" knirschte er verzweifelt und pathetisch, den Kopf in die Hände gestützt. Vor ihm ragte verständnislos die lange, dürre Volksschullehrerin. Plötzlich ergriff er ihre knochige Hand und rief: „O, mein verehrtes Fräulein, wenn Sie wüßten... Ich gratuliere Ihnen, daß Sie nicht bei der Bühne sind... Ich gratuliere Ihnen." Aber die Lehrerin war von der Welt, die sich ihr heute auftat, wie bezaubert und rief ekstatisch, sie wollte, sie wäre immer dabei. Gegen das Gemeine könne man sich schon schützen. Die Kollegen nahmen keine Notiz von den Rolandschen Klagen, die ja gerade so gut eine Übung oder kleine Probe irgend einer neuen Nummer sein konnten.

Als nach dem Zwischenakt Roland die nächste Darbietung ankündigen wollte, schien er von seinem Elend halb betäubt zu sein, zugleich aber im Bewußtsein seiner Liebe und der Bundesgenossenschaft mit Schiller und Bürger hoch über alle Niedrigkeit erhaben. Da mußte er wohl, gerade als die Bogenlampen wieder erloschen, in dem Zuschauerraum etwas ihm Ärgerliches gesehen haben; vielleicht reizte es ihn, daß an dem kleinen Schnurrbart des Leutnants Beyerle noch weißer Schaum von der Torte hing. Jedenfalls löste irgend etwas in ihm eine geradezu sinnlose Wut aus. Aus dem Abgrund seiner Verzweiflung, Verachtung und Ohnmacht erklärte er in unheimlich gehaltenem, ja gemessenem Ton: „Meine Damen und Herren..., wenn ich Sie nun einmal so nennen soll..., weil es doch so Sitte ist, und ich will die Sitte nicht kritisieren, obwohl da manches zu sagen wäre..., was mich betrifft, ich bin wirklich gutmütig und nachsichtig... und ich weiß auch, wo ich bin..., nämlich in dem Marktflecken L.... Oder ist es vielleicht kein Marktflecken?... Am Ende gar eine kleine Stadt?... Aber sagen wir, es sei ein Marktflecken..., bleiben wir bei dem Marktflecken..., damit Sie sehen, wie bescheiden ich in meinen Ansprüchen an das Publikum bin... Nicht wahr..., in diesem Marktflecken ist Kunst etwas völlig Ungewohntes?..." Kein Mensch wußte, wo das hinauslief. Viele lachten. In den vorderen Reihen aber war man peinlich gespannt. Steffi hatte das hektographierte Programm mit ihren fiebernden Fingern in lauter ganz kleine Stückchen zerrissen und mir diese mechanisch in die Hand gegeben. Sie kannte Rolands unheimliche Nervosität, die sich immer in einer trügerischen Scheinruhe äußerte, während seine Stirnadern hochrot anschwollen. „Alle Kunst ist Ihnen fremd," fuhr Roland fort, dem die orangegelbe Kravatte nun wie ein Strick um den bloßen Hals hing, „nicht wahr? Dafür können Sie nichts..., das verdient mehr Mitleid als Vor-

würfe..., das sind sozusagen Bildungsfragen... Aber Menschen sind Sie doch schließlich auch..., nicht wahr..., und da sollten Sie immerhin ein bischen rücksichtsvoller sein..., nicht kunstverständig..., ach, so viel verlangt der bescheidene Sigismund Roland ja gar nicht..., nur so ein klein bischen menschlicher. Sehen Sie, die Herrschaften, die vor Ihnen hier arbeiten..., die Herrschaften sind eben mit dem Zug angekommen..., hatten kaum Zeit sich umzukleiden ..., haben nichts gegessen..., sind ja nur gewöhnliche Gaukler..., Bänkelsänger..., aber auch sie müssen arbeiten, oft recht schwer..., haben Nerven..., auch einen Magen..., ja wohl einen Magen..." „So gebt's eahna do wos z' fressen," rief der joviale Ersatzwarenhändler. In der vorderen Reihen fragte man sich: „Was will er eigentlich?" Die Hofrätin empörte sich über das Wort „Herrschaften". „Was für Herrschaften? wirklich köstlich!" rief sie spitz. Steffi fühlte sich wie nackt auf die Folter gespannt. Die Großmutter hatte ein Sprachrohr aus schwarzem Horn herausgezogen und hielt es, weit vorgebeugt, wie einen Schornstein gegen die Bühne, um ja kein Wort zu verlieren. Roland aber schien sich zu verwirren. Er wußte offenbar selbst nicht, wohin diese Einleitung führen sollte. Er merkte wohl, so berechtigt seine Gefühle gegen das Publikum, das hauptsächlich aus Kriegsgewinnern, Scheinhelden und Müßiggängern bestand, auch sein mochten, daß er ihnen bestimmte Vorwürfe nicht machen konnte. Ihm graute plötzlich vor sich selbst und dem Chaos von Wut und Ohnmacht in seinem Innern. Nun aber konnte er nicht mehr zurück, und, obwohl er dem Zusammenbruch nahe war und Tränen der gedemütigten Schwäche seine Stimme zu ersticken drohten, zwang er sich nun vor dem Abgang mit funkelnden Augen zu ein paar gewöhnlichen, ungezogenen Worten: „Ich meine halt nur..., Sie sollten sich während der Vorträge etwas ruhiger verhalten. Diese

ewige Unruhe macht die Künstler entsetzlich nervös. Wem die Piècen nicht gefallen, der kann ja gehen." Im Hintergrund beriet man über Hinausschmeißen. Manche nahmen jetzt erst wirklich geärgert, das Wort Marktflecken auf. Die Leutnants hofften auf disziplinarische Strenge des Majors, der nun endlich diesem gesellschaftlich zu hoch gestiegenen Roland seine Gunst entziehen würde. Die Hofrätin bewies umständlich, daß Kabarettkünstler keine Herrschaften seien. Der Baron aber flüsterte mir zu: „Jetzt tut mir der arme Teufel leid, das ist er ja gar nicht mehr selbst. — Ach, wer ist überhaupt noch er selbst?" seufzte er plötzlich, als nahe ihm eine große Erkenntnis, „man trägt Masken, ohne daß man es weiß... und wozu? alles Masken." Ich schaute erstaunt auf den Baron. Der Ausdruck des sonst so beherrschten Herrengesichtes war kindlich geworden. Was mochte in ihm in diesen Jahren alles unterirdisch vorgegangen sein, daß der heutige Ekel genügte, um ihm plötzlich den Blick in den Abgrund zu öffnen?

Da trat, um der peinlichen Spannung ein Ende zu machen, unangekündigt der mit dem Totenkopf hervor. Er hatte sich das gelbe Haar in flache Löckchen brennen und an die gebeulte Stirn kleben lassen. Nun sang er mit seiner schnarrenden, wie ein Grammophon klappernden Lustigkeit das vom Zensor neulich nachmittags verlangte Lied vom „Butternockerl". Darin wurde die Frau zur Abwechslung mit den verschiedenen Mehlspeisen, d. i. Wuchteln, Dalken, Tascherln, Golatschen usw. verglichen und dann den Butternockerln der Preis erteilt. Der Major und die Majorin sahen sich mit milden Gesichtern befriedigt an, weil es nun endlich harmlos werden zu sollen schien. Zu dem mit dem Totenkopf trat der mit dem Säugslingskopf, nämlich Toni Hoidler. Beide umarmten sich und zeigten sich als Wiener Volkssänger. Sie besangen das goldene Wienerherz, das noch immer in den letzten Häusern von Grinzing schlage, den seligen Wiener Humor, der sich

auch im Schützengraben so herrlich bewähre und ein gutes Weinderl, wie es vor den Toren der Wienerstadt wachse, und das alles kam infolge von Hoidlers Gemütstiefe so breiig und rührselig heraus, daß der Gesang allmählig ungewollt in eine ausgezeichnete Parodie umschlug. Das merkte der mit dem Totenkopf rechtzeitig; der gemütvolle Hoidler ließ sich auf ein kurz geflüstertes Wort hin schnell gänzlich ins mehr Ironisch-herzlose umschalten, und beide begannen altbekannten Schrammelliedern durch gewollt sentimentales Blöken eine neue Seite abzugewinnen. Während das Publikum noch nicht recht wußte, ob es lachen oder weinen sollte, und darum strichweise beides tat, lachte der Baron Zetka wie erlöst und sagte: „Nun, das ist das erste, was wirklich Humor verrät."

Inzwischen war Roland wie betäubt im Künstlerzimmer gesessen, wo ich ihn, nun selber beunruhigt, aufsuchte. Die Kollegen gaben ihm recht. Dieses Publikum sei wirklich das blödeste, das man sich denken konnte. Noch nirgends war ihnen außerdem die Zote so beschnitten worden. „Da kann man ja nicht arbeiten," sagte der mit dem Totenkopf, von der Bühne kommend, „das ganze Leben ist doch Zote, alles handelt sich um Zoten, von der Wiege bis zum Grab..., wie kann man denn da gerade beim Kabarett die Zote verbieten?... Roland, meine Hochachtung, daß du's ihnen einmal gesagt hast." „Was habe ich ihnen gesagt?" brüllte Roland, wie ein verletztes Tier, „doch nicht, daß sie deine Zoterei hochachten sollen. Pfui Deifel..., pfui Deifel..., pfui Deifel..." Er vergrub wiederum den Kopf in die Hände und rannte mit unbeherrschtem Heulen und Stöhnen hin und her, wie ein von Schmerzen gequälter Vogel in einem engen Käfig. „Dieses fürchterliche Mißverständnis," rief er aus, „gerade umgekehrt hab ich's doch gemeint. Euere Zoten sind mir genau so ekelhaft wie das Spießerpublikum. Ver-

steht denn das kein Mensch?" Ich trat auf ihn zu und sagte ihm leise, daß ich seine Gefühle vollkommen verstehe. Er drückte mir die Hand und sagte, ironisch lächelnd: „Mein Gegner ist noch mein bester Freund." Inzwischen kam die Volksschullehrerin von draußen zurück. Sie wollte von den Leutnants gehört haben, der sonst so milde Major sei außer sich vor Zorn und werde Rolands Enthebung für den Winter zurücknehmen lassen. Nun brach dieser in ein kaltes Gelächter aus. „Als ob mir daran etwas läge! Für mich gibt es ja jetzt gar nichts Besseres als den Schützengraben."

Wieder mußte er auf die Bühne. Nun kam die Hauptsache. Der blond gescheitelte Knabe Gusti in seinem dunkelblauen Sonntagsanzug mit breitem, weißem Kragen war bereits mit dem mäenden Lamm auf die Bühne getreten und hatte allgemeines Wohlwollen erweckt. Nun erschien auch Roland mit plötzlich umgewandeltem heiterem Gesicht und begann die Versteigerung. „Also, san mer wieder gut!" begann er. „Schaun's, was doch der Roland im Grund für an guter Mensch is..., stellt sich daher un' lizitiert a Lamperl... Also 20 Kronen zum ersten..., nur die Differenz wird gezahlt..., wer jetzt 21 Kronen bietet, zahlt 1 Krone, und wenn dann keiner mehr bietet, hat er das Lamperl für 1 Krone." Sofort bot der Leutnant Beyerle 21 Kronen. Andere riefen 22, 23, 24 und so fort. Die wohlfrisierten Töchter des Kaufmannsstandes gingen mit Tellern umher und nahmen von jedem Bietenden die Differenz in Empfang. Roland überschrie sich die Stimme; es war wie eine Verschwörung: bei jeder Krone ließ man ihn rufen: „zum ersten, zum zweiten, zum dri-..." und dann bot wieder einer 1 Krone. Er wand sich vor Aufregung auf der Bühne. Von der ersteigerten Summe hing der ganze Gelderfolg des Abends ab. Roland gab gute Worte, schmeichelte, flehte: „No, bieten's noch was, mir hat das Lamperl selbst 60 Kronen gekostet,

40 Kronen zum ersten..., schauns, der Roland bietet selber 10 Kronen..., von seiner Löhnung, nadierlich..., 50 Kronen ...Also sein's net bees, wegen dem, wos i vorhin g'sogt hab'..., lassen's Eahna doch von mir net beleidigen." Seine folgenden halbirren Reden verloren sich in dem Lärm der Versteigerung und wurden glücklicherweise nur ganz in der Nähe verstanden. „52 Kronen... Schaun's, i will ja gar nix besseres san, i moch mi ja scho wieder ganz gemein, so wie S' s' haben wollen,... 53 Kronen... Weil's Eahna ja selba den ganzen Dog gemein machen misse. Ja so, das hätt' i jetzt wieder net sagen dirfa.. 54... 55... 56 Kronen. Aber warum denn net... wär's denn net am scheensten, mir wär'n all' mitanander so gemein wie möglich. 57... 58... 59... 60. Dees mecht Eahna do allen am besten g'falla... 61.. 62.. Nur traun muß ma' sich.. Da schaun's mi an, ha ha, i trau mi... Frau Porschacher, schlafen's nöt ein und bieten's was..., 63 Kronen, so is' recht.." Auf diese Weise trieb er den Preis bis gegen 150 Kronen. Der Leutnant Beyerle, der die erste Krone gegeben hatte, bot auch die letzte. Ihm wurde das Lamm zugeschlagen. Es kostete ihn im Ganzen 2 Kronen. Seine Kameraden jubelten laut und klatschten in die Hände. Ja der Beyerle, der verstand das Leben, er hatte außerdem die ganze Brust voll Auszeichnungen, darunter das eiserne Kreuz vom Deutschen Kaiser persönlich.

Der Baron Zetka litt Qualen. „Mir ist, als müßt' ich mich schämen, daß ein Mensch sich so erniedrigen kann," flüsterte er mir zu. Mich brachte das Mitleid mit Roland aus meinem Gleichmut. Die Hofrätin und ihre Mutter triumphierten über dies neue Beispiel für Rolands „schlechte Kinderstube". In der Tat, seine Mundart war schließlich nicht mehr die treuherzig-bäuerliche gewesen, sondern die eines Hausmeisters in Hernals oder Ottakring. Steffi hielt sich

die langen, schlanken Hände vor die Augen und gluckste leise auf in hysterischen Tönen, die gerade so gut Lachen wie Weinen sein konnten. Im Saal entstand Getümmel. Leutnant Beyerle hatte das Lamm selbst von der Bühne geholt, und nun wollte jeder das mäende Tierchen von Nahem sehen und womöglich streicheln. Besonders die wohlfrisierten Töchter des Kaufmannsstandes konnten sich nicht genug tun in Zärtlichkeiten. Der Leutnant Beyerle zeigte ihnen von außen die Stelle, wo die „Nierndeln“ lagen, die er morgen zum Gabelfrühstück essen wollte. Das wurde roh gefunden. Fieberhaft rüstete man hinter der Bühne zu dem aus dem Französischen entstellten Einakter „Der scheintote Pepi“, der den Abend krönen und beschließen sollte. Ehe der Vorhang aufging, wurde das mäende Lamm entfernt.

In dem Stück handelte es sich darum, daß der Lebemann Pepi in einem seiner gewohnten Räusche für tot gehalten wurde, — „also noch einmal der Tod!“ rief der Baron Zetka verzweifelt —, weshalb sein Freund und seine Geliebte bereits alle Vorkehrungen zur Beerdigung und ihrem künftigen Zusammenleben treffen. Beim Aufgehen des Vorhangs liegt die vermeintliche Leiche auf dem Diwan, kommt dann zu sich, bleibt aber ruhig liegen und hört, was nicht für lebende Ohren bestimmt ist. Die dargestellten Lebensverhältnisse wurden in dem Städtchen, obgleich es kein Marktflecken mehr sein wollte, nicht recht verstanden. Einen Rausch, den man sich im Frack antrinkt, ein Fräulein, mit dem man häuslich zusammenlebt und das „meine kleine Suzanne“ angeredet wird, alle solche auf das feindliche Seine-Babel hinweisenden fremden Einzelheiten übersah der sonst durch französisch sprechende Erzieherinnen so leicht erregbare Patriotismus der Kriegszeit, denn es war doch gar zu komisch, wie das dicke Säuglingsgesicht Toni Hoidlers, der den Pepi spielte, immer wieder mit dem Weihrauchwedel angespritzt wurde und dabei

so tun mußte, als sei es ein Totenantlitz. Roland spielte Pepis diebischen Diener mit bloßen Armen und blauer Schürze. In maßloser Übertreibung hatte er sich das Gesicht blau geschminkt. Er sah aus wie ein Zuchthäusler und sprach wieder in niedrigster Mundart. Als dann der scheintote Pepi aufstand, hielt er zuerst mit seinem Diener Abrechnung und sagte: „Und du fliegst noch heute hinaus. Hast schon geglaubt, in meinen Kleidern den großen Herrn spielen zu können, aber du hast dich verrechnet, Herr Gernegroß." An dieser Stelle tobten die Leutnants vor Vergnügen. Nun macht der Diener jämmerliche Einwendungen, sucht sein Tun zu beschönigen, aber Pepi ist zur Genugtuung der Leutnants unerbittlich. Der Diener bricht in Krokodilstränen aus, die aber das Herz seines Herrn nicht rühren und noch weniger die Herzen in den Heldenbrüsten der Leutnants. So verließ Roland die Bühne und schrie laut: „J' meld' mi' zum Schützengroben..., i' meld' mi' zum Schützengroben!" Diesen improvisierten Einfall in der Dienerrolle fand das Publikum großartig. Völlig versöhnt jubelte es Beifall.

Während sich Pepi nun auch mit dem Freund und der Geliebten auseinandersetzte erschien Rolands Schattenriß, noch als hemdärmlicher Diener, neben der Bühne auf einem weißen Fahnentuch, aber, statt der geschniegelten Perücke, mit seiner natürlichen nach rückwärts gestrichenen Mähne. Und nun kam etwas zuerst ebenso Unbegreifliches wie Unerträgliches. Man sah minutenlang, wie er mit dem Finger tief in der etwas stumpfen Nase bohrte, dann den Finger genau betrachtete und wieder bohrte. Das Publikum jubelte über diesen witzigen Einfall. Nun sollte also dieser Abend doch noch lustig enden. Kein Mensch hörte mehr auf das Stück, alles blickte auf Rolands Schattenpantomime. Die Schauspieler begriffen diesen wilden Beifall gar nicht, dessen Ursache sie nicht sahen. Der Vorhang fiel. Durch das Aufflammen des

Bogenlichtes im Saal verblaßte auch Rolands Schattenriß. Steffi hatte einen hysterischen Lachkrampf. Sie warf sich mir erregt an die Brust und umklammerte meinen Arm mit dämonischem Gelächter. „So helfen Sie mir doch!" rief sie immer wieder. Ihre Angehörigen suchten sie zu beruhigen und vermochten sie kaum hinauszubringen. Mit übermenschlicher Kraft preßte sie meine Hand. Ich wollte sie hinaufführen, da bemerkte ich wie die Leutnants eifrig miteinander verhandelten und dabei nach Steffi schielten: „Jetzt ist er drunten durch..., das läßt sich die Gesellschaft doch nicht bieten...," rief man. Leutnant Beyerle sprang im Auftrag der Kameraden mit irgend einer bösen Absicht auf die Bühne. Ich beschwor Steffi, ruhig mit der Mama und Großmama hinaufzugehen, ich käme sofort nach, denn, wenn heute Abend einen Augenblick meine Anwesenheit bei Roland wirklich ratsam war, so sei es jetzt. Sie schien mich gar nicht zu verstehen. Fest hielt sie meine Hand umklammert. Mit einem Ruck machte ich mich los, versprach nochmals, sofort hinaufzukommen und sprang dem Leutnant Beyerle auf die Bühne nach. Ich fand Roland hinter dem Fahnentuch vor einem Spiegel, wo er sich die Schminke von den Nasenlöchern nahm. Der Leutnant war tief enttäuscht, daß sich das Schattenspiel des Nasenbohrens so natürlich erklärte; aber gleichviel, die Auffassung im Saal war anders, die Gesellschaft angewidert. In hohler Lustigkeit rief er Roland zu: „Sie, Roland, das haben S' aber famos gemacht..., ein großartiger Erfolg..., Ihr Mädel wälzt sich drunten im Saal vor Lachen... Wenn Sie mit der net längst schon einig wären, jetzt brauchten S' nimmer lang zu zappeln." „Was denn?" fragte der vor Müdigkeit kaum mehr aufrechte Roland mit fast geisterhafter Stimme. „Nun das!" sagte Beyerle und bohrte in der Nase. „Was denn?" fragte Roland, wie vorher; „sind S i e irrsinnig oder bin ich es?" „Also war das keine Absicht?... Sie wissen selbst

nicht?..., unfreiwilliger Humor, ha, ha..., passen Sie einmal auf. Sie müssen doch auch sehen, wie das ausgeschaut hat..." Der Leutnant schaltete, während sich der Saal leerte, die Bogenlampen aus. Im Zuschauerraum wurde es wieder halbdunkel. Der Leutnant stellte sich vor Rolands Spiegel, bohrte in der Nase, wie vorher Roland getan hatte, und wies diesen auf die Leinwand, wo sich wieder ein Schattenriß zeigte. Jetzt verstand Roland, welchen Anblick er beim Abschminken dem Publikum geboten hatte. Er stieß einen wilden Verzweiflungsschrei hervor, Beyerle brach in ein Hohngelächter aus und sprang in den Saal zu seinen Kameraden, die ihn lachend empfingen.

Ich selbst war von dieser Teufelei so entsetzt, daß ich den ins Ankleidezimmer eilenden Roland nicht beobachtete. Wenige Augenblicke darauf hörte man von dort einen Revolverschuß. Ich stürzte mit den Schauspielern, die noch beim Abschminken waren, Roland nach. Höchst betroffen erschienen auch die Leutnants. Wir fanden Roland tot am Boden liegen. Er hatte sich die Schläfe durchschossen. Die Volksschullehrerin brachte die Kunde hinaus zu der Garderobe, wo sich die Menschen drängten. Viele eilten zurück, unter ihnen der Baron Zetka. Die Leutnants beschwichtigten, hatten sie doch dem Tod hundertmal ins Auge gesehen. Der Baron riß das Fahnentuch herunter und verhüllte die Leiche vor den Blicken der herandrängenden Neugierigen. Der mit dem Totenkopf und der mit dem Säuglingsgesicht legten Roland auf des Lebemannes Pepi Diwan, der noch auf der durch den Vorhang wie ein Zimmer abgeschlossenen Bühne stand.

Der Major erschien, während der Baron und ich zwischen den Möbeln standen, in denen in dem Stück Pepi und seine kleine Suzanne gehaust hatten. Die Schauspieler murmelten im Künstlerzimmer. Der Major rief ein über das andere

Mal: „Wie war das nur möglich?... hat das hübscheste Mädel in der Stadt... und erschießt sich..., dabei so ein lieber Mensch.“ Er trat zu der Leiche, von der ich das Fahnentuch lüftete. Ich gewahrte in dem Antlitz etwas von dem schauerlichen Ernst eines schlafenden Löwen.

Der Major beriet mit dem Baron, wo man die Leiche unterbringen solle. In keinem Spital sei Platz. In den Abendstunden waren mehrere Hundert Verwundete, meist mit abgeschossenen Beinen, angekommen. „Denken Sie nur,“ flüsterte der Major, „unten auf dem Platz ist Panik; die Garnison meutert!“ „Hab' ich's nicht gesagt!“ rief der Baron zornig, „und S i e sind hier, Herr Major? Was denken Sie zu tun?“ „Ja, was soll man da tun...,“ fragte der mondköpfige Major unschlüssig. „Aber, erlauben Sie, Herr, das ist Ihre Sache, das zu wissen!“ schrie der Bezirkshauptmann erregt. „Freilich,“ sagte der Major, sich plötzlich zusammennehmend, „und darum verbitte ich mir, daß Sie mir da dreinreden.“ „Also dann handeln S i e, sonst handle ich!“ „Sie werden mir über diesen Ton noch Rechenschaft geben, aber jetzt ruft mich erst die Pflicht auf dem Platz.“ „Verzeihen Sie mir, wenn ich zu heftig war!“ lenkte der Baron Zetka sofort ein. „Lassen Sie uns nicht streiten, wo man uns vielleicht beide braucht. Ich gehe mit Ihnen.“ „Ich wüßte nicht, wozu ich sie brauchte,“ erklärte der Major beleidigt, das ist eine rein militärische Angelegenheit.“ Er ging durch den Saal, der Bezirkshauptmann folgte ihm kopfschüttelnd. Ich hatte eben angeordnet, daß Rolands Leiche in ein Zimmer des Gasthofs gelegt würde. Um dies durchzuführen, hatten die Schauspieler, wie ich später erfuhr, noch einen heftigen Kampf gegen die sich anfangs widersetzende Porschacherin zu führen, die immer nur rief, sie sei von Anfang an gegen die Aufführung gewesen und sie wolle keine Leiche im Haus haben, alles nur das nicht.

Ich wollte meinem Versprechen gemäß nun endlich zu Steffi eilen, als ich von draußen heftiges Schießen vernahm. Ich kehrte um, und als ich aus dem Torweg trat, sah ich den ganzen Platz von Soldaten erfüllt, Deutschen und Slowenen, die in die Luft schossen. Der Major stand ratlos zwischen zwei Hauptleuten. Die Leutnants waren in die umliegenden Wälder geflohen. Der Regen hatte aufgehört. Es war eine windige, schon herbstliche Nacht. „Wenn er jetzt nicht endlich mit den Leuten spricht, garantiere ich für nichts," sagte Baron Zetka, neben dem ich mich plötzlich unter den gaffenden Menschen befand. Ich folgte ihm, als er entschlossen auf den Major zutrat. Nach einem heftigen Wortwechsel, während dessen aber der Major ziemlich klein zu werden schien, ging Zetka auf die Soldaten zu und rief laut, bald deutsch, bald slowenisch sprechend, das er von seiner früheren Amtszeit in Untersteiermark einigermaßen beherrschte: „Leute, wer ist euer Führer?" Es trat ein kleiner stämmiger Unteroffizier hervor mit einem derben Gorillaschädel und Brille. Später erfuhr man, daß er der Sohn eines Gymnasialprofessors in Klagenfurt war und in russischer Gefangenschaft sich mit revolutionären Ideen erfüllt hatte. „Was ist der Zweck dieser Demonstration?" fragte der Baron. Mit einem zynischen Lächeln wandt sich der Unteroffizier an die Soldaten und wiederholte ihnen diese Frage. Alle brachen in Geheul aus und schrien: „Hunger..., Brot". „Bekommt Ihr das nicht in der Kaserne?" fragte der Baron. „Seit vier Tagen gibt's bei uns überhaupt koa Menasch mehr," erwiderte der Unteroffizier, „und seit gestern auch koa Brot. Die Leit ham' seit 24 Stunden nix g'fressa außer am Gurkenwasser, was zur Jause geben hat." „Wenn das Schießen sofort aufhört, ist morgen früh für jeden ein Laib Brot da und für das Weitere sorge ich im Lauf des Vormittags." „Also h o b t's a Möhl!" rief der Unter-

offizier in triumphierender Empörung. „Da die Leute tatsächlich hungern," erklärte der Bezirkshauptmann, „werde ich auf meine Verantwortung aus dem Mehlmagazin der Zivilbevölkerung das Nötige nehmen." Der Unteroffizier war befriedigt, erklärte den Soldaten die neue Lage auf deutsch und slowenisch, und man merkte, daß die Entspannung eingetreten war. „Nun schicken Sie die Leute gleich heim!" sagte der Baron, „denn so lange noch einer draußen ist, kann ich das Magazin nicht öffnen lassen. Es muß aber jetzt schnell gehen, damit gleich gebacken werden kann." Auf Kommando des Unteroffiziers bildeten die Leute sofort Kolonnen und marschierten in musterhafter Ordnung in die Kaserne. Es kostete noch einige Schwierigkeiten, den Schlüssel des Magazins zu finden, da sein Hüter sich irgendwo im Keller verkroch, und als schließlich das zitternde ärarische Männlein gefunden war, konnte es sich nicht gleich erinnern, wo es den Schlüssel hingelegt hatte. Immerhin fand er sich, die Leute erhielten in der Frühe ihr Brot, ihre weitere Verpflegung wurde sichergestellt. Den Unteroffizier hat man später standrechtlich erschossen. Der Major richtete eine heftige Beschwerde gegen den Bezirkshauptmann an die Statthalterei nach Graz wegen unberechtigter Übergriffe in militärische Angelegenheiten, aber ehe dieser Fall entschieden wurde, brach die wirkliche Revolution aus, die beiden Männern ihr Amt nahm.

9.

„Jeder, der irgendwann einmal einen neuen Himmel gebaut hat, fand die Macht dazu erst in der eigenen Hölle." Nietzsche.

Ich kann mich nun mit dem Schluß meiner Erzählung kurz fassen, da der Leser ohnehin ihren Ausgang ahnt. Es war fast halb zwei Uhr früh, als ich bei der Familie Seyfried,

deren Fenster noch erleuchtet waren, leise anklopfte. Voll Angst hatte man mich erwartet. Zunächst konnte ich über die äußere Lage völlig beruhigen. Von Rolands Selbstmord war man unterrichtet. „Hoffentlich weiß Fräulein Steffi nichts?" fragte ich. „Doch, sie weiß es," sagte Frau von Seyfried, „und denken Sie, sie liegt nun völlig apathisch auf dem Diwan." Ich wurde ins Nebenzimmer zu ihr geführt. Als ich ihr die Hand reichte, umfaßte sie sie wieder krampfhaft mit beiden Händen, als sei ich ihre einzige Stütze. Frau von Seyfried hatte etwas über 38 Grad Fieber festgestellt. Ich holte sofort den Arzt, der seinerzeit unseren Einsiedler behandelt hatte. In wenigen Tagen stellte er Steffi mit Wickeln und Kräutertee soweit her, daß sie reisefähig war. Inzwischen hatte nämlich der Hofrat von Seyfried mehrere Telegramme aus Wien geschickt, die seine Familie zur Abreise drängten. Überall mehrten sich die Unruhen, und von Tag zu Tag erwartete man die gänzliche Einstellung des Reiseverkehres.

Es zeigte sich, daß Frau von Seyfried und ihre Mutter dem praktischen Leben gegenüber hilflos waren. Der einzige entschlossene Mensch in der Familie sei Steffi, die sich sonst beim Packen und Reisen sehr verdient machte; dieses Mal aber lag sie untätig auf dem Diwan. Die bevorstehende Reise war allerdings nicht so einfach: überfüllte Züge, in denen man nicht sicher war, für die Leidende einen Sitzplatz zu finden, und die Notwendigkeit, an einem Kreuzungspunkt ohne zuverlässiges Gasthaus mit den Kindern zu übernachten. Ich bot mich an, die Familie nach Wien zu bringen, und nun lösten sich allmählig die Schwierigkeiten.

Ich verabschiedete mich von dem Baron Fernthal und seiner Gesellschaft und wohnte die letzten Tage unten im Gasthof. Mitten in den Reisevorbereitungen ging ich in einer trüben Dämmerstunde auf den Friedhof, wo Roland beigesetzt

wurde. Abseits von den Gräbern der ordnungsgemäß Verstorbenen war ein Hollundergebüsch an der Mauer. Hier wurden die Selbstmörder verscharrt, die keinen Grabstein erhalten durften. Immerhin hatte sich ein gutmütiger Feldkurat bereit gefunden, die Leiche einzusegnen und ein paar Worte zu sprechen. Etwa ein Dutzend Soldaten umstand das Grab. Behutsam, wie mit schlechtem Gewissen, kam eine in einen Regenmantel gehüllte Gestalt durch die Dämmerung geschlichen. Es war der Major. Er machte eine abwehrende Bewegung, als die Leute in Habtachtstellung treten wollten, ging auf die Grube zu und warf eine Handvoll Erde hinunter. Das gleiche taten der Kurat und ich. Neben mir zögerte einer von der Mannschaft, ich nickte ihm zu, und nun warf einer nach dem andern Erde in das Grab. Der Major drückte mir die Hand, als kondoliere er mir. „Zu traurig," sagte er, „s o ein fescher Mensch!" Dann verteilten wir uns in den düsteren Abend.

Als ich mit meinen Damen den Ort verließ, war gerade nach einigen regnerischen Tagen Schnee auf den Bergen gefallen; der steirische Herbst mit seinen kalten, sonnigen Wochen begann. Die Halterbuben stiegen mit dem Vieh von den Almen herab, und von Hügel zu Hügel gellte ihr Geschrei durch die klare Luft, durch die wir bis zur nächsten Schnellzugstation in zwei Wagen fuhren. Für die Damen der Familie fand ich im Zug Sitzplätze, wenn auch in verschiedenen Abteilen. Ich selbst saß mit den Kindern und der Mademoiselle auf Klappsitzen und Gepäckstücken im Gang. Wir kamen um Mitternacht an dem Kreuzungspunkt an und erhielten infolge telegraphischer Vorausbestellung zwei große Räume, jeden mit mehreren Betten. Ich kampierte mit den Buben, die Damen waren mit den Mädeln. Der Zug nach Wien ging erst am nächsten Nachmittag. Als wir vormittags durch das Städtchen schlenderten, gerieten wir mitten in einen Aufruhr.

Dieses Mal plünderte die Zivilbevölkerung. Bei einem „Zuckerl"geschäft fing es an. Steine flogen durch die Fensterscheiben, und megärenhafte Weiber stiegen zwischen die Scherben, erraffend, was sie konnten. Ich führte meine Schutzbefohlenen gleich ins Gasthaus zurück und ging dann selbst wieder in die Straßen. Überall hörte man das Niederrasseln der Rolläden, aber in viele Geschäfte war die Masse schon eingedrungen. Kaum stellte es sich heraus, daß so etwas möglich war, stürzten sich auch sogenannte „bessere" Damen in die Läden und raubten Nahrungsmittel und Kleidungsstücke. Junge Mädchen probierten vor den Spiegeln die gestohlenen Hüte. Andere rissen sich Blusen und Röcke herunter und bekleideten sich neu. Die Polizei begnügte sich mit Scheinbewegungen der Abwehr und ließ sich lachend überrumpeln.

Das Mittagessen nahmen wir in dem durch Läden dicht verschlossenen Gasthaus bei elektrischem Licht. Jeden Augenblick fürchtete man den Einbruch des Pöbels, indessen kamen wir glücklich zur Bahn. Dort herrschte eine furchtbare Verwirrung infolge der zum Schutz der Stadt ankommenden Truppen. Bis zum letzten Augenblick war es ungewiß, ob unser Zug gehen würde. Eine Rotte italienischer Kriegsgefangener machte sich das Durcheinander zunutze und rannte über die Geleise, Gott weiß wohin. Während wir uns den Weg zu unserem Zug zeigen ließen, marschierten auf Brücken über uns und durch Tunnels unter uns unaufhaltsam Truppen, die einen zur Niederwerfung des Aufstandes, die anderen, sehr junge Leute, für die italienische Front bestimmt, und noch mit der Begeisterung von 1914 die längst schal gewordenen Lieder „fürs Vaterland" singend.

Dem Hofrat war es gelungen, von Wien aus ein ganzes Abteil für uns reservieren zu lassen, und so fuhren wir recht gut. Ein Abendblatt, das uns hereingereicht wurde, meldete, auch an dem Ort unseres Sommeraufenthalts habe die

Menge geplündert und das Porschachersche Gasthaus von oben bis unten ausgeraubt. Massen von Mehl und Eingesottenem waren dabei verschleudert und zerstampft worden. Daraus sei ein Teig entstanden, mit dem die bald betrunkene Menge um sich warf. Der Porschacherin, die schimpfen wollte, habe man die Kleider herab- und die Ohrringe aus dem Fleisch gerissen. Sie sei derart zusammengebrochen, daß man für ihren Geisteszustand fürchtete.

Ich saß auf der Fahrt neben Steffi. Als es dunkel ward, ließ sie mir in dem völlig unbeleuchteten Wagen ihre Hand, und dann schlief sie ein, ihren Kopf an meiner Schulter.

In dem grauen hageren Hofrat fand ich nur noch eine Ruine von einem Menschen. Die Familie, die ihn fast zwei Monate nicht gesehen hatte, schien entsetzt, wie er in dieser Zeit gealtert war. Er wußte, daß der Zusammenbruch des alten Österreichs, dem er sein Leben lang gedient hatte, dicht bevorstand. Dazu versicherte er täglich, daß auch *sein* Ende nicht mehr weit sei, und wer den hinfälligen, nach vorn gebeugten Mann, der kaum sechzig Jahre alt war, sah, dem schien das sehr glaublich. Was sollte aus seiner hilflosen Familie werden? Das war seine ewige Klage.

Nach der Reise lag Steffi einige Tage zu Bett. Frau von Seyfried gestattete, daß sie den ersten größeren Spaziergang mit mir machte. Es war ein kühler Morgen im September, der mit Herbstnebeln begann, aus denen sich dann noch einmal ein klarer, aber kühler Sommertag herausschälte. Wir fuhren nach Schönbrunn. In dem Park war alles rot und braun, die Wege verödet, die grünen Fensterläden des verlassenen gelben Schlosses gesperrt. „Der Papa hat recht," sagte Steffi auf einmal, „mit unserm schönen Österreich ist es aus."

An diesem Morgen eröffnete ich mich Steffi; ein eindeutiges Ja sprach sie noch nicht aus. Sie sagte nicht nein, rief aber

ein über das andere Mal: „Dürfen wir es denn wagen, über eine Leiche zu schreiten?" Ich suchte sie davon zu überzeugen, daß, wenn es einen Menschen gäbe, der sich dem Toten gegenüber nichts vorzuwerfen habe, sie es sei. „Und was mich betrifft, ich kann es vor meinem Gewissen verantworten, daß ich Sie ihm auf keinen Fall gelassen hätte, nachdem ich sah, daß Sie ihm noch nicht verfallen waren."

Ich ergriff Steffis Hand und gestand ihr nun, wie ich sie bei den Kalköfen belauscht hatte. Dies erschreckte sie einen Augenblick, schien aber dann eine merkliche Erleichterung in ihr hervorzubringen. „Sie verzeihen mir doch?" fragte ich. „Ich bin sogar froh, daß Sie so genau wissen, wie es zwischen mir und ihm stand." Dies war das zweite und letzte Mal, daß ich mit ihr über Roland sprach. Sein Name ist seitdem nicht mehr genannt worden.

Nachmittags zeigte mir Steffi ein vergilbtes Stammbuch in rotem Saffian mit Goldschnitt. Vor 1870 hatte es ihrer Großmama, zwischen 1880 und 1890 ihrer Mama als jungen Mädchen gedient. Mit dem Jahr der Heirat hörten die Einträge auf, der letzte war beide Male vom Bräutigam. Seit 1912 hatten sich Steffis Freunde und Freundinnen eingeschrieben. Es waren nur noch wenige Blätter frei. Sie wünschte, daß auch ich mich darin verewige. Am nächsten Morgen verschaffte ich mir einen Band Nietzsche und zeigte Steffi eine Stelle mit der Frage, ob ich sie einschreiben solle. Lebhaft bejahte sie, schlug die letzte Seite des Stammbuchs auf und sagte: „Bitte hierher als Letzter". Dies war unsere eigentliche Verlobung. Ich aber schrieb: „Wann würden sie (die Verunglückten) eigentlich zu ihrem letzten, feinsten, schlimmsten Triumph der Rache kommen? Dann unzweifelhaft, wenn es ihnen gelänge, ihr eigenes Elend, alles Elend überhaupt den Glücklichen ins Gewissen zu schieben: so daß diese sich eines Tages ihres Glückes zu schämen begönnen und

vielleicht untereinander sich sagten: ‚es ist eine Schande, glücklich zu sein, es gibt zu viel Elend'... Aber es könnte gar kein größeres und verhängnisvolleres Mißverständnis geben."

Am Nachmittag sprach ich mit Frau von Seyfried, die mit ihrer Einwilligung zur Verlobung nicht zurückhielt. Nachdem sie mit ihrem Gatten geredet, empfing mich dieser gegen Abend in seinem düsteren Arbeitszimmer mit den hohen Büchergestellen bei einer alten Studierlampe, die dicht mit grünem Seidepapier umwickelt war. In der Dämmerung hatte der bärtige alte Mann etwas von einem Patriarchen. „Wissen Sie denn, was Sie da für eine Last auf Ihre Schultern nehmen?" fragte er müde. „Mit mir geht es sehr bald zu Ende, und dann werden Sie in einer Zeit, die an Furchtbarkeit nicht ihresgleichen hat, eines Tags gewissermaßen das Oberhaupt einer Familie sein, die Ihnen vor sechs Wochen noch gänzlich unbekannt war." „Sollte es wirklich so stehen, dann werde ich Ihre Familie durch diese Zeit durchsteuern, wie ich sie jetzt nach Wien gebracht habe, aber ich hoffe, daß es gerade jetzt nicht so bald dazu kommen wird, weil Sie nun manche Sorge von sich abwälzen können, indem Sie Vertrauen zu mir gewinnen." „Es ist eher umgekehrt. Das einzige, was mich noch am Leben hält, ist diese Sorge um die Zukunft der Meinen. Gewinne ich das Vertrauen, das Sie sie schützen können, dann sterbe ich gern. Ich hänge an Österreich. In wenigen Wochen ist es nicht mehr, und ich will diese alte Welt, die einmal schön war, nicht überleben." Er hielt inne; dann fragte er plötzlich: „Aber erklären Sie mir nur, woher nehmen Sie in dieser Zeit den Mut, um einen so wichtigen Schritt zu wagen? Wissen Sie, wie es mit uns steht? Die deutsche Front hält höchstens noch ein paar Wochen, und was dann wird, weiß niemand. Vielleicht werden wir dann alle zu Bettlern." „Ich weiß keine

Einzelheiten," antwortete ich, „brauche sie auch nicht zu wissen, aber daß wir mitten im Zusammenbruch der alten Welt stehen, ist auch mir klar. Ich habe mich innerlich gänzlich von ihr gelöst und halte still vor den Dingen, die da kommen werden. Ich bin überzeugt, daß der einzelne bei dieser Haltung nie in eine Lage geraten kann, der er nicht gewachsen wäre. Fällt wirklich so bald die Verantwortung für die Ihren auf mich, so werde ich das als ein Stück m e i n e s Lebens bewältigen, und zwar ohne ein Gefühl von Opfer; darum kann ich es Ihnen auch wirklich versprechen, weil meine Absicht keinem mir auferlegten Gebot der Pflicht, sondern dem Trieb meines eigenen Herzens entspricht."

Bewegt erhob sich der alte Mann, umarmte mich und nannte mich seinen Sohn.

Wir heirateten im November, mitten in den größten Wirren der ersten Revolution, in einer kleinen stets leeren Barockkirche am Rennweg. Nur die nächsten Angehörigen waren anwesend; auch Bernhard und Cilly erschienen. Dann bezogen wir das Landhaus der Familie in der Wachau, wo man uns als Ansässigen schließlich die Verpflegung zusicherte, die man den Sommergästen verweigert hatte.

Schon im Dezember starb der Hofrat während des Morgenschlummers. Den Zusammenbruch Österreichs hatte er, der nahen Erlösung gewiß, mit großer Fassung ertragen und im Vertrauen, daß er seine Familie nicht schutzlos hinterlassen würde. Die Revolution warf mich anfangs noch manchmal aus dem Gleichgewicht. Oft erfaßte mich derselbe Zorn, wie einst gegen den Militarismus, gegen dessen konsequente Vollendung: die Pöbelherrschaft. Bald fand ich mich indessen wieder zurecht. Spukten da nicht wieder die Buben von der Hecke, welche einst die Welt des Seppel bedrohten?

Sofern ich mich dem äußeren Leben zukehre — und ich tue es heute mit Liebe und Freude — scheint es mir viel nähere

„Pflicht", wenn ich es einmal so nennen soll, dafür zu sorgen, daß mein 16jähriger Schwager, der seiner Mama etwas über den Kopf wächst, im Frühjahr in die Erziehungsanstalt in Kremsmünster aufgenommen werde, als für ein öffentliches Leben, das nicht mein Leben ist, mehr als ein kühles Interesse aufzubringen. „Der Berufene tut ab das Ferne und hält sich an das Nahe", lehrt Laotse, und Goethe sagt vielfach Ähnliches, was ja nicht ausschließt, daß ein Tag kommt, wo das heute Ferne einem nahe ist. Also liefe doch alles auf das enge menschliche Glück hinaus? Nein. Glück kann nie Ziel sein, aber es ist die Gegenprobe auf die innere Harmonie. Wer die Mitte innehat, ist auch glücklich, aber nicht umgekehrt. Wohl gibt es auch ein Zufallsglück, das sehr vergänglich ist, und ein unbewußtes Balancieren um die Mitte herum, das viele Durchschnittsmenschen finden. Aber das ist es nicht, worum ich gerungen habe. Jedem liegt ob, sein Dasein zu vollenden, nicht es nach fremden Gesetzen oder Idealen zu strecken und zu zerren. Nur so wird er Ausdruck der tiefsten Gesetzmäßigkeit der Welt, die in kein System zu fassen ist, aber in jedem Herzen lebt. Was der weitere Gehalt meines Daseins sein wird, ich weiß es nicht, zurzeit ist es ein Liebesidyll in der Wachau. Mit nichten aber ist dies ein Ziel. Beim Erwachen und beim Einschlafen ziehe ich mich willentlich aus dieser lieblichen Welt zurück und rufe: Das bin ich nicht, und dann kehre ich wieder, gewärtig jedem Schicksal: amor fati — amor sui.

Das erste Jahr unserer Ehe naht sich dem Ende. Ich habe die frühere literarische Tätigkeit fortgesetzt, meine Hauptzeit jedoch dieser Niederschrift meiner Kriegserlebnisse gewidmet, nicht weil ich irgendeine Mission oder Pflicht in mir fühle, sondern weil ich im allgemeinen ein mitteilsamer, menschenfreundlicher Charakter bin, den es freut, wenn er etwas Gutes zu haben glaubt, es mit Genossen zu teilen. Und diese

Freude verbiete ich mir ebenso wenig wie mein Glück mit Steffi, die im Winter ein Kind erwartet.

Vielleicht wird mich die ganze Welt auslachen. Wer weiß, ob nicht alle unter ihren Masken, mögen sie sich Hindenburg oder Clémenceau oder Wilson nennen, oder namenlose Menschen sein, ganz genau wissen, w e r sie sind, nämlich das Unendliche selbst, und bewußt darstellen, was sie als Menschen scheinen, nur reden sie nicht von dieser Selbstverständlichkeit, und ganz allein dieser törichte Seppel hat es nicht gleich gemerkt, und mußte erst auf dem Umweg über den Weltkrieg, asiatische Philosophie, Astrologie, Psychoanalyse, Goethe, Nietzsche, Dr. Friedländer und einen sterbenden Armenhäusler endlich draufgekommen. Vielleicht bin ich der einzige Unwissende gewesen in dieser Welt der geheimnisvollen Larven, in der auch noch das Wort der Liebe und der Ausdruck des reinsten Gedankens Masken des Dionysos sind, aber vielleicht ist es auch umgekehrt, vielleicht sind alle unwissend, außer jenen buddhistisch oder laotsisch, stoisch oder neu-platonisch angehauchten Menschen später Kultur, deren Lebenstrotz nicht mehr groß ist. Werden die Trotzigen, ehe sie gestürzt sind, je zugeben, daß ihr Mut Feigheit vor dem Weltgeheimnis ist, daß nur die Stille den wahren Mut im Innersten gebären kann? Des Erkennenden Herz ist uneinnehmbar wie eine Festung auf Felsen, und steht dennoch der ganzen Welt offen. Und das äußere Ergebnis? Nichts weiter als jener unbedeutende Seppel, dem man gerade zugestehen wird, daß er ein leidlicher Gatte, Bruder und Schwager und allenfalls noch ein sorgfältiger literarischer Handlanger ist? Habe ich nicht am Anfang gesagt, daß ich die Geschichte eines unbedeutenden Menschen erzählen würde? Aber ich habe zugleich die Enthüllung eines Geheimnisses versprochen. Hier ist es: Wer man auch menschlich sei, Ich ist Gott in Menschengestalt, und wer dies erkennt, wird

auch sein Menschliches immer vollkommener erfüllen. Also soll jeder einfach tun, was er will? Ja, wenn dies nur jeder wüßte! Will denn jemand ernstlich im Trieb versinken oder sich einem äußeren oder ethischen Gesetz verknechten? Das alles sind ja nur Abwege vom wahren wie ein Abgrund gefürchteten Urwollen; denn dieses ist ureinsam, bar aller Stütze durch Gefährten und Gesetze und verlangt volle Weltenstrickung, das Opfer alles dessen, woran sich die Menschen klammern. Dann aber kommt ihm die Welt wie im Morgentau einer neuen Schöpfung zurück. Dann, und nur dann ist Wollen, Sollen, Müssen und Dürfen eins. Dann hat Atlas endlich die Last der Erde von seinen Schultern genommen und vermag sich nun, nach Wahl, in ihren lieblichsten Tälern oder auf ihren erhabensten Höhen anzusiedeln.

Ich ist Gott, und Ich ist zugleich der Mensch, der seit Jahrtausenden über diesen Planeten wandelt. Ich ist es endlich müde, als Michelangelo zu verzweifeln oder als Franz von Assisi in Demut zu zerschmelzen, als Savonarola gegen sich und die Welt zu rasen oder als Casanova sich aus ihr die paar Rosinen herauszuklauben, sie als Napoleon gewaltsam in eine willkürliche Form zu renken oder als Kant ihr ein System abzuringen. Genug, genug, genug! Es gilt, sich mit keinem Wert auf Gedeih und Verderb zu identifizieren und damit alle Werte zugleich zu sein. Ich bin der Besieger des molochitischen Machtkolosses Militarismus und zugleich der bescheidene, unbedeutende Seppel, ich bin Asket und Epikuräer, Mensch des kleinen Glücks und Denker der äußersten Gott übersteigenden Gedanken — weil ich alles dies zugleich auch nicht bin. Wollte ich heute noch „etwas" sein, wie wollte ich den Gedanken an die Ewigkeit ertragen, die unentrinnbar vor und hinter mir liegt? Nur weil Ich in alle Ewigkeit Nichts ist, vermag ich

in der Zeitlichkeit ohne Verzweiflung, ja in seligem Überschwang, Alles zu sein. Ich bedarf nun nicht länger des Gedachten und Geschriebenen. Ich stoße die Leiter um, auf der ich über mich selbst hinausstieg. Selbstheit ist wiedergewonnene Unschuld. Aber was wäre das für eine Unschuld, die sich noch rechtfertigen zu müssen glaubt? Dies tut nur das schlechte Gewissen von einst. So werfe ich denn, geborgen im nicht sagbaren Glück grenzenloser Selbstheit, noch die letzte Hülle wie eine Schlangenhaut ab, die eigene Lehre, das eigene Wort!

Nachwort

„Aber irgendwann, in einer stärkeren Zeit, als diese morsche, selbstzweiflerische Gegenwart ist, muß er uns doch kommen der erlösende Mensch der großen Liebe und Verachtung, der schöpferische Geist, den seine drängende Kraft aus allem Abseits und Jenseits immer wieder wegtreibt, dessen Einsamkeit vom Volke mißverstanden wird, wie als ob sie eine Flucht *vor* der Wirklichkeit sei —: während sie nur seine Versenkung, Vergrabung, Vertiefung *in* die Wirklichkeit ist, damit er einst aus ihr, wenn er wieder ans Licht kommt, die *Erlösung* dieser Wirklichkeit heimbringe: ihre Erhaltung von dem Fluche, den das bisherige Ideal auf sie gelegt hat. Dieser Mensch der Zukunft, der uns ebenso vom bisherigen Ideal erlösen wird, als von dem, *was aus ihm wachsen mußte*, vom großen Ekel, vom Willen zum Nichts, vom Nihilismus, dieser Glockenschlag des Mittags und der großen Entscheidung, der den Willen wieder freimacht, der der Erde ihr Ziel und dem Menschen seine Hoffnung zurückgibt, dieser Antichrist und Antinihilist, dieser Besieger Gottes und des Nichts — *er muß einst kommen!*" — — — — — — — — — — — — —

Nietzsche.



Georg Müller Verlag, München

Oscar A. H. Schmitz:

Was uns Frankreich war
Die französischen Gesellschaftsprobleme

*

Englands politisches Vermächtnis an Deutschland durch Benjamin Disraeli
Die Kunst der Politik

*

Das wirkliche Deutschland
Die Wiedergeburt durch den Krieg

*

Das andere Ich
Drei Erlebnisse

*

Das Land ohne Musik
Englische Gesellschaftsprobleme

*

Scheinwerfer über Europa
Betrachtungen

*

Das rätselhafte Deutschland

Druck von R. Oldenbourg, München

